



Johann Adam Möhler
VOM GEIST DES
ZÖLIBATES

Hrsg. und mit einem Nachwort versehen
von Dieter Hattrup

Paderborn Februar 2011

Das Bildsymbol auf dem Umschlag stellt das berühmte *Hasenfenster* aus dem Nordflügel des Paderborner Domes dar. Die drei Hasen symbolisieren die Trinität: Jeder hat von Natur aus zwei Ohren, ist aber trotzdem nur vollständig, wenn er in Beziehung zu den beiden anderen steht. Ebenso sind in der Trinität die Personen in der einen Natur verbunden. Natur und Person sind *unvermischt* und *unverwandelt*, *ungetrennt* und *ungesondert*.

Das Büchlein bleibt
Johannes Kardinal Joachim gewidmet,
zum Dank!

INHALT

Vorwort.	<u>5</u>
I. Der Zölibat im Jahre 1828.....	<u>7</u>
<i>a) Die Ehe als geistliches Heilmittel?.....</i>	<u>7</u>
<i>b) Die unkirchliche Theologie.</i>	<u>12</u>
II. Der biblische Ratschlag.	<u>18</u>
<i>a) Jesus über Ehe und Ehelosigkeit in Mt 19.....</i>	<u>18</u>
<i>b) Die dringliche Empfehlung in 1 Kor 7.....</i>	<u>21</u>
III. Die äußeren Einflüsse.....	<u>33</u>
<i>a) Heidnischer Ursprung?.....</i>	<u>33</u>
<i>b) Jüdischer Ursprung?.....</i>	<u>39</u>
<i>c) Gnostischer Ursprung?.....</i>	<u>43</u>
IV. Der Zölibat in der Alten Kirche.	<u>50</u>
<i>a) Vom 2. bis 4. Jahrhundert.....</i>	<u>50</u>
<i>b) Die erfüllte Prophezeiung Jesu.....</i>	<u>53</u>
<i>c) Der Übergang zum Mittelalter.</i>	<u>55</u>
V. Zur Theologie des Zölibates.	<u>67</u>
<i>a) Die Freiheit des Einzelnen und der Kirche.</i>	<u>67</u>
<i>b) Der Sieg über die Natur.....</i>	<u>77</u>
<i>c) Der Sieg über den Zeitgeist.</i>	<u>83</u>
Nachwort.	<u>99</u>
1. <i>Die Situation damals und heute.</i>	<u>99</u>
2. <i>Fortlaufender Kommentar.....</i>	<u>111</u>
3. <i>Die Zukunft des Zölibates.</i>	<u>147</u>
4. <i>Johann Adam Möhler – Priester und Theologe.....</i>	<u>167</u>

Anmerkungen.	<u>175</u>
Abkürzungen.	<u>196</u>
Personen.	<u>197</u>
Literatur.	<u>200</u>

VORWORT

Diese große Schrift Möhlers aus dem Jahr 1828 trägt den ausführlichen Namen *Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Zölibates*. Die Kampfschrift für eine vom Staat befreite Kirche, der ein Interesse daran hat, seine Beamten in der Ehe zu binden, ist auch heute noch lesenswert. Auch heute geht es um die Freiheit der Kirche, das Evangelium verkünden *und* leben zu können, als freie Tat Gottes, in der Gnade, deren mächtiges Zeichen der Zölibat ist. Erst in zweiter Linie kann es um den Nutzen für Staat und Gesellschaft gehen.

Die Schrift Möhlers habe ich in der Sprache behutsam aktualisiert und mit einem Nachwort versehen. Die Seitenzahlen der Ausgabe von 1992 stehen in eckigen Klammern.

Paderborn, 12. April 2008
am 170. Todestag Möhlers

Dieter Hattrup

I. Der Zölibat im Jahre 1828

a) Die Ehe als geistliches Heilmittel?

Wenn Laien ihre Stimme in kirchlich-religiösen Angelegenheiten vernehmen lassen, so ist das an sich gewiß eine höchst erfreuliche Erscheinung. Sie ist um so erfreulicher, wenn sie, während vielleicht die Priester schlummern, gleich den Propheten im alten Bunde, fromm begeistert, die Gesetze und Werke Gottes den Menschengeschlechtern verkünden. Die neuere Zeit liefert davon in der katholischen wie in der protestantischen Kirche große Beispiele. Aber sicherlich in anderer Weise muß dieses geschehen, als es mit den Herren Professoren von Freiburg der Fall ist, wenn wir der Kirche Glück wünschen sollen. Nach langem, sehnuchtsvollem Harren auf eine sichere Ordnung in der badischen katholischen Kirche, wurde diese endlich gegeben. Mit Recht erwartete man, daß alle Bewegungen, die von diesem wichtigen Momente ausgingen, von einem Momente, der eine mächtige, gewaltige, tiefe Aufregung der Gemüter gewähren sollte, von der innersten Mitte des christlichen Lebens hervorquellen, alles allmählich in ihren Kreis ziehen, neu beleben und befruchten würden. Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß etwas erfolgen würde, das wie eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes betrachtet werden müsse, das alles schöpferisch durchdringe und auf eine höhere Stufe des Daseins erhebe.

Aber wie ein furchtbar kalter Frost überfällt es, wenn man vernimmt, daß so viele Professoren von Freiburg, der *Metropole*, an [8] die Aufhebung des Zölibates unter *diesen* Umständen denken, daran *zuerst* denken und *einzig* daran denken! Ein Gedanke, der schon deswegen ohne allen Gehalt ist, weil er mit etwas be-

ginnt, das, wenn es auch sehr erwünscht wäre, doch nur als Folge am Ende von vielem anderen an die Reihe kommen könnte.

Man sagt, der badische Klerus sei im ganzen - viele Ausnahmen wird es hoffentlich geben - sehr ungeistig und ungeistlich. Eine sehr materielle, fleischliche Richtung beherrsche ihn. Selten gewahre man eine edle Begeisterung für das Evangelium, selten ein tieferes, lebendigeres Eindringen in dasselbe. Wenn man auch allerlei Kenntnisse oft nicht vermisste, setzt man hinzu, so seien sie doch beinahe immer allen höheren Lebens entblößt, von göttlichen Keimen nicht befruchtet, starr und tot. **Ich kann die Wahrheit dieser Sage** nicht verbürgen. Indes, wenn ich die negative Aufklärung erwäge, die einseitig kritische Richtung, die beinahe seit einem halben Jahrhundert in Freiburg vorherrschend war; wenn ich bedenke, um bloß von einigen theologischen Fächern zu sprechen, wie die Dogmatik, - den jetzigen Lehrer kenne ich nicht -, bloß historisch referierend und äußerlich beweisend, ohne tiefere Begründung und spekulativen Geist vorgetragen, wie die Kirchengeschichte, anstatt die Führungen Christi und die Wirkungen des heiligen Geistes in ihr den Zuhörern sichtbar zu machen, in einem höheren Zusammenhang, ohne dem gewöhnlichen historischen Sinn zu schaden, den innern Gang der Ereignisse darzustellen, fast wie eine *histoire scandaleuse* behandelt wurde, und man am liebsten über Päpste, Bischöfe, Konzilien, Mönche und kirchliche Einrichtungen schmähte; wenn ich endlich erwäge, wie die von oben seit geraumer Zeit ausgegangene Reformtätigkeit bei vielen unverkennbaren Verdiensten sich doch beinahe ausschließlich mit bloßen Formen beschäftigte und Äußerlichkeiten jeglicher Art, wie auch das für die Konferenzen, an sich sehr zweckmäßig in Anspruch genommene schriftstellerische Geschick der Kleriker in bloßer liturgischer, pastoraler und moralischer Kasuistik sich [9] erschöpfte, nirgends aber zu den letzten und tiefsten Gründen des gesamten Christentums, zu den Wurzeln und Fundamenten des christlichen Glaubens und Lebens vorzudringen Veranlassung erhielt, von selbst aber keine Kraft und keinen Drang in sich verspürte, mit regem, lebendigem Sinne bis zu dem Tiefsten und Höchsten vorzudringen; ja, wenn man weiß, daß, wo etwas der Art sich zeigen wollte, man mit Händen und Füßen bemüht war, es niederzuhalten und als Mystik

und Scholastik verbannte: So erhält obige Sage von einer vorherrschenden fleischlichen Richtung des badischen Klerus in der Tat einigen Schein von Wahrheit.

Woher sollte dann das geistige und - was noch mehr ist - das geistliche Lebenselement geschöpft werden? Wie sollte unter solchen Umständen eine religiöse Tiefe und Innigkeit, eine wahre Glaubensfreudigkeit und edle Begeisterung aufzukeimen und zu reifen vermögen? Daher wird die katholische Geistlichkeit in Baden Mühe haben, einige philosophische und spekulative Talente, die von ihr ausgegangen und *von ihr die Anregung erhalten hätten*, aufzuweisen. Denn solche gedeihen nur, wo nicht bloß negativ und oberflächlich räsonierend verfahren wird, wo nicht bloß Formen und Äußerlichkeiten alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, der Glaube aber, zwar nicht angegriffen, doch auch nicht ergriffen wird, wo er nicht bloß neben einem stehend oder über einem schwebend gelassen wird, wo man vielmehr lebendig in diesen eingeht und alle höheren Kräfte durch dieses himmlische Licht befruchtet.

Die Freiburger nicht-theologischen Professoren gewahrten nun, wie ich's mir vorstelle und vorliegende Schrift an mehr als einem Orte zu verstehen gibt, diese geistige Leerheit und Dürre, diesen ungeistlichen Charakter einer mehr oder minder großen Anzahl der katholischen Priester ihres Landes, - mit den badischen protestantischen Geistlichen sieht es womöglich noch schlimmer aus -, und helfen wollend schlugen sie die Aufhebung des Zölibates vor. Die hier bezeichneten badischen Priester, bloße Schatten von geistigen und geistlichen Männern, hatten längst schon in ihrer inneren geistigen Armut, und darum nur äußerlich lebend und außer sich Lebensfreudigkeit suchend, gerufen: *Wer wird uns Weiber geben?* Aus lobenswerter [10] Absicht stimmen daher **die Verfasser der Bittschriften** mit ein und sagen: *Geht ihnen Weiber!* Glaubt ihr aber, daß Weiber geben, was sie nicht besitzen? Wohl gibt man zuweilen einem ausschweifenden Jüngling ein Weib, wohl sehen es zuweilen Eltern gerne, wenn sich ihr Sohn frühzeitig einem Mädchen von gutem Hause anschließt, um Abwege zu vermeiden. Was indes immer in dieser Weise negativ und positiv erzielt wird, ist irdischen Gehaltes, reicht keineswegs über dieses Lebens Wünsche und Bedürfnisse

hinaus. Ich gestehe, noch nie gehört oder gelesen zu haben, daß man, um die erstarrten Glieder an dem sittlichen Leibe Christi neu zu beleben oder um gründliche und geistvolle Theologen und begeisterte Prediger zu gewinnen, die Forderung gemacht habe, daß man vor allem für *Weiber* sorgen müsse, oder daß man, um solche Theologen und Prediger zu bezeichnen, vor allem anderen an ihnen bemerkt habe, daß sie im Besitz einer Gattin seien.

Wenn die heilige Schrift den Barnabas als einen der würdigsten Gehilfen der Apostel bezeichnen will, nennt sie ihn einen Mann, der voll des heiligen Geistes und des Glaubens gewesen sei. (Apg 11, 24) *Darauf* legte also der Verfasser der Apostelgeschichte das meiste Gewicht, und ich muß mich sehr wundern, daß bei der einzuleitenden Regeneration des badischen Klerus von der Erzeugung *solcher* Eigenschaften nichts gemeldet wird. Weit besser und weit mehr im Sinne des Evangeliums wäre es daher gewesen, wenn die fraglichen Professoren zusammengetreten wären und, was die Kirche in ähnlichen Fällen tut, mit vollem, frommen Gemüte getan, nämlich betend gesungen hätten:

[11] *Komm Heiliger Geist, der Leben schafft,
erfülle uns mit deiner Kraft.
Dein Schöpferwort rief uns zum Sein:
nun hauch uns Gottes Odem ein.*

Wie passend fürwahr wäre nicht die Pfingstsequenz gewesen:

Ohne dein lebendig Wehn

kann im Menschen nichts bestehn,
kann nichts heil sein noch gesund.
Was befleckt ist, wasche rein,
Dürrem gieße Leben ein,
heile du, wo Krankheit quält.
Wärme du, was kalt und hart,
löse, was in sich erstarrt,
lenke, was den Weg verfehlt.

Ja, vor allem wäre eine Anzahl Männer den Badensern zu erfliehen, die in so enger Verbindung mit den höheren Wächtern stünden, daß ihr Segen in Strömen die göttliche Gnade herabzöge, Männer die mit schöpferischer Kraft über dem Chaos (Gen 1, 1) schwebten, die die Tiefe Augustins, des Hieronymus Gelehrsamkeit, des Chrysostomus Rednertalent und die Milde des Hilarius

mit der Strenge des unerbittlichen Ratherius von Verona verbänden. Ich zweifle nicht, daß diese Männer bald nach ihrem Auftritt dem Klerus die Beherzigung einer kleinen Stelle einer Präfation empfehlen würden, die er jährlich während der Fastenzeit, ohne bisher sonderliche Früchte daran geerntet zu haben, singt oder betet: *Gott, durch das Fasten des Leibes hältst du die Sünde nieder, erhebst du den Geist, gibst du Kraft und Sieg ...* Das körperliche Fasten ist hier in einem etwas weiteren Sinne gebraucht und bezieht sich nicht bloß auf Essen und Trinken, sondern begreift [12] die irdische Genuß- und die materielle Zerstreungssucht überhaupt in sich. Was jene Männer sonst noch gleich im Anfange tun würden, überlasse ich ihnen natürlich ganz und gar.

Mit einem Wort: Da durch die Verfasser der Bittschrift ein tüchtigerer Klerus gewünscht zu werden scheint, - und ich lobe darum diese, denn nur dann, wenn sich öffentlich die Stimme gegen nichtswürdige, unwissende, oberflächliche Pfaffen erhebt, und zwar Stimmen aus der Gemeinde, die eben durch ihre Klage zeigt, daß ein edlerer Grund in ihr vorhanden sei, kann besseres erzielt werden -, *so wird eben damit ein großes Zeugnis gegen manche bisher in Baden, sowohl auf der Universität Freiburg, als im Seminar zu Meersburg und in der bischöflichen Verwaltung herrschend gewesene Grundsätze abgelegt, das Zeugnis: daß nichts Gedeihliches durch dieselben erreicht worden sei und erreicht werden könne.* Unter diese Grundsätze gehört aber auch der, daß der Zölibat aufgehoben werden solle. Wer nämlich erinnert sich nicht, daß schon durch den in Freiburg redigierten *Freimütigen* die heftigsten Angriffe auf den Zölibat gemacht wurden? Daß durch Männer, die aus dieser Schule hervorgingen oder mit ihr zusammenhängen, Werkmeister, Huber, Weinmann, vorzüglich dieses Institut, der Zölibat angefeindet wurde? Da nun die Ansichten gegen den Zölibat so eng mit all jenen Maximen verbunden sind, aus welchen die gegenwärtig so sehr gefühlte und beklagte Erbärmlichkeit eines größeren oder kleineren Teils des badischen Klerus hervorging, daß jene Ansichten mit diesen Maximen zu gleicher Zeit entstanden und groß gezogen wurden, so muß ich die fragliche Denkschrift aus einer Quelle ableiten, an deren trübem Wasser sie selbst keinen Geschmack findet, aus einem Gewächse, dessen Früchte sie selbst anekeln, das heißt, daß die Denkschrift mit sich selbst im Wider-

spruch steht. Die Denkschrift selbst geht aus einem Kreise von Ansichten hervor, die eben den badischen Klerus zugrunde richteten, während sie sich doch unzufrieden mit dem gleichen Klerus erklärt. Es ist jedoch gut, daß es einmal so weit gekommen ist, dahin nämlich, wohin alles in sich selbst Unhaltbare kommen muß, da es mit sich selbst zerfällt, und die Ursache mit den Wirkungen, der Grund mit seinen Folgen kämpft.

[13]

b) Die unkirchliche Theologie

Was den eben berührten Zusammenhang der Angriffe auf den Zölibat mit anderen Grundsätzen betrifft, die, wie gesagt, einen sittlich vergiftenden Einfluß auf den badischen Klerus äußerten, so bemerke ich nur noch folgendes. Der äußere Zusammenhang, die Gleichzeitigkeit der Entwicklung feindseliger Gesinnung gegen das besprochene kirchliche Institut nämlich mit diesen schädlichen Maximen, weist auf einen inneren hin. In den achtziger Jahren des verflossenen Säkulums begannen in der protestantischen Kirche Deutschlands die **Angriffe auf die Wesenslehren des Christentums**, die um so allgemeiner wurden, je mehr die Seichtigkeit allerwärts überhand nahm. Wenn eine anerzogene und zur Natur gewordene geheime Ehrfurcht gegen das Dogma den Katholiken glücklicherweise abhielt, geradezu gemeinschaftliche Sache mit den Protestanten zu machen, so wurde doch häufig ein geistiger Stumpfsinn, eine rohe Gleichgültigkeit gegen die Grundlehren des Christentums und der katholischen Kirche sichtbar. Es äußerte sich wenigstens ein verfolgungssüchtiger Geist gegen alle die kirchlichen Institute, die die alte inniggläubige Zeit hervorgebracht hatte und die nun mit der größten Frivolität behandelt wurden. Niemand, selbst nicht die Verfasser der Denkschrift werden dies in Abrede stellen. Mit der Innigkeit und Lebendigkeit des alten Glaubens verlor sich notwendig auch der Sinn und die Fähigkeit, das zu verstehen und zu würdigen, was aus ihr geflossen war.

Beispiele sind nicht immer angenehm, so sehr sie auch die Sache erläutern, doch werde ich, je wichtiger mir der Gegenstand erscheint, eines anführen. **Werkmeister** stand bis gegen das Ende

seines Lebens hin, an dessen Grenze er umkehrte, wie die Sage geht, völlig außerhalb des kirchlichen Glaubens. Er war es auch, [14] der die Disziplinen der Kirche am heftigsten bekämpfte. Ich weiß, daß es Ausnahmen gibt und merkwürdige Ausnahmen, - aber ich weiß auch, daß es *nur* Ausnahmen sind. Wer die **Untrüglichkeit der Kirche** leugnet, wie *Thomas Freikirch*, und damit ihren Ursprung von Christus sowie ihren ewigen Bestand; wer den Glauben mit ihr nicht teilt, daß nur in ihr das Heil der Seelen zu finden und, wo außerhalb von ihr noch Rettung ist, auch diese nur ihrem Dasein zu verdanken sei; wie kann ein solcher ein Institut begreifen und lieben, das ein völliges Hingeben an die Kirche fordert, eine völlige Aufopferung seiner selbst, um nur ihr zu leben, für sie zu wirken, ihr Gedeihen zu befördern? Wahrlich nicht! Für nichts oder für das, was überall zu haben ist, gibt man nicht alles.

Ich will nur noch einen Glaubenssatz erwähnen, dessen Ersetzung oder unlebendige Annahme von ganz entscheidendem Einfluß im vorliegenden Fall geworden ist. Selbst die Vernunft sieht recht klar ein, daß alles einzelne Gute nur dadurch gut ist, daß es aus der Urquelle alles Guten fließt und jedes Wesen nur gut bleiben kann durch stete lebendige Verbindung mit dem an sich Guten, aus dem allein sittliche Kraft und wahres Leben ausströmt. Daher ist die Lehre von der Gnade durch Christus Jesus, das heißt, daß uns durch sein Verdienst jene Verbindung mit Gott wieder erworben sei *und daß wir nur alles vermögen durch den, der uns stärkt*, eine Hauptlehre des Evangeliums und der Kirche. Je mehr die naturalistischen und materialistischen Vorstellungen sich verbreiteten, desto mehr wurde diese Lehre mißhandelt und verspottet. Was von einer *zuvorkommenden und begleitenden Gnade* usw. gelehrt wurde, wurde als scholastischer Unsinn verworfen, als würde nicht wirklich alles gute Wollen vom göttlichen Geist in uns erzeugt und von ihm bis zur Tat hilfreich begleitet. So war denn der Mensch von Gott getrennt und sich selbst überlassen. Man wußte nur noch von der Natur, nichts mehr von der Gnade. Die Natur besiegt sich aber nicht selbst; sie kann sich zerstören, aber sie selbst wird sich nicht [15] ernsthaft beherrschen. Wie denn nun diese naturalistischen Vorstellungen schon seit langer Zeit selbst in die katholische Kirche eindringen, so mußte not-

wendig daraus ein Kampf gegen den Zölibat entstehen. War dieser zu vermeiden, sobald man den Menschen allein, ohne Gott, ein so großes Werk übernehmen sah? Mußte es nicht als Unsinn und Wahnsinn erscheinen?

Nimmt man nun auch die Schriften wirklich zur Hand, welche gegen den Zölibat verfaßt wurden, so bestätigt sich durchaus, was sich auf dem Wege der reinen Betrachtung ergeben hat. Lest sie durch und ihr werdet Ursache genug finden, zu staunen, wie euch in diesen so gar nichts entgegentritt, was den Glauben an ein stetes Einwirken des göttlichen Geistes zu allem, was in des Menschen Brust Gutes und Heiliges aufsteigt, ahnen ließe. **Trefurt** ist in seiner Schrift gegen den Zölibat sogar bis zum Materialismus ausgeschweift, durch die Behauptung nämlich, es sei unmöglich, den Geschlechtstrieb nicht zu befriedigen!

Ich will keinem Menschen unrecht tun und verwahre mich noch einmal dagegen, als meinte ich, ein jeder, der den Zölibat bestreitet, sei ein verstockter Gegner christlicher Grundwahrheiten. Manchem kam die Abneigung gegen den Zölibat bloß von außen her durch andere zu. Diese trugen demnach oft ihre feindselige Gesinnung gegen dieses Institut in sich, abgerissen von dem Grunde, der eigentlich bei den Urhebern dieser Gesinnung wirksam war. Wie es denn überhaupt recht viele inkonsequente Menschen gibt, die Wirkungen und Folgerungen von Ursachen und Gründen in sich nähren, denen sie widersprechen, Menschen, die über den Zusammenhang der Erscheinungen in der inneren Welt ebensowenig nachzudenken pflegen als über die in der äußeren. Daher denn selbst auch jene, in denen sich zuerst der genannte Haß erzeugte, selten im Stande gewesen sein mögen, seine Entstehung zu beschreiben. Kühn indes fordere ich allgemein die Widersacher auf, sich selbst es nicht zu verhehlen, wie ihre innere und wahrhafte *gesamte* Stimmung gegen das Evangelium und die [16] Kirchenlehre beschaffen gewesen war, als sie zuerst die Opposition ergriffen, und etwa noch beschaffen sei.

Wenn durch dieses erwiesen werden sollte, daß die neueren Widersprüche gegen den Zölibat mit der ganzen unevangelischen und unkirchlichen Denkweise der jüngsten Zeit innigst verbunden sind und von dieser nicht abgesondert betrachtet werden dürfen, so ist noch eine andere, oben ausgesprochene Behaup-

tung näher zu erörtern, die Behauptung nämlich, daß die Kämpfe gegen das in Rede stehende Kirchengesetz, um den Klerus zu heben, da wo sie Eingang fanden, ihn eigentlich verschlimmert haben. Dies darzutun ist höchst einfach. Ich sehe dabei von der inneren Verbindung zwischen den Bestrebungen, den Zölibat zu entfernen und den gleichzeitigen anderweitigen unchristlichen Tendenzen und ihren Einfluß auf Verminderung sittlicher Festigkeit ab. Ich fasse jene Bestrebungen an sich ins Auge.

Durch die seit etwa vierzig Jahren stets wiederholten Angriffe wurde vielen Klerikern die frühere heitere Unbefangenheit geraubt, die zu einem kräftigen Sein und gedeihlichen Wirken so unentbehrlich ist. Ein Zwiespalt wurde in das ehemals so ruhige und stille Gemüt gesetzt, der alle geistige Kraft verzehrte. Die frech versicherte unendliche Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, das Gesetz zu beobachten, brachte Zweifel an der eigenen Kraft hervor. Dieser Zweifel - ein Wort, auf welches sich, wie **Marheineke** in anderer Beziehung sagt, nur Teufel reimt - enthielt in sich schon die wirkliche Ohnmacht. Der fleischliche Sinn, der in jedem Menschen, auch im besten, noch einige Überbleibsel von sich zurückgelassen, erwacht und nährt gierig den Zweifel. Die behauptete Unbilligkeit des Gesetzes schläfert vollends das Gewissen ein und die Schuld des Sündigens wird auf jene geworfen, die ein als so hart und grausam geschildertes Gesetz gegeben haben und es unterstützen - und was fehlt jetzt noch, um in das größte sittliche Elend zu versinken? Nach zuverlässigen Berichten kommt es auch in solchem Zustande [17] selten zu Geschlechtsausschweifungen. Aber man glaubt nur zu gerne, daß man andere Leidenschaften an die Stelle der versagten setzen dürfe oder entschuldigt sie. Am häufigsten jedoch pflegt es zu geschehen, daß der ehemals so geistig kräftige Mann mit dem vergiftenden Zwiespalt in sich bald wie eine verwelkte Blume dasteht, wie ein zerknicktes Rohr, und alle Lebensfreudigkeit, alle geistig erzeugende Kraft ist geschwunden, - geschwunden auf immer. Denken wir uns nebst dem noch, daß jetzt manche durch die in vielen Schriften und Köpfen verbreitete Stimmung hinsichtlich des Zölibates angesteckt in den Klerikalstand treten, also nicht einmal mit freudiger Unbefangenheit, edlem Selbstvertrauen und trostvoller Zu-

versicht, sondern mit Zweifel und Zwiespalt und Mutlosigkeit ihr geistliches (!) Leben beginnen. Was kann erwartet werden?

Aus allem dem folgere ich zunächst nur das: Wenn nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die neueren Angriffe auf den Zölibat aus einer Zeit abstammen, die höchst unkirchlich und unevangelisch war, wenn sie mit frivolen, geistlosen und wahrhaft stumpfsinnigen Betrachtungsweisen über das gesamte Christen- und Kirchentum aus *einer* Quelle kamen, so muß dieser Umstand schon einen jeden Gegner der besprochenen Disziplin sehr bedenklich machen. Wenn aber nebst dem noch erweisbar ist, wie höchst schädlich diese Angriffe wirken und wirken müssen, so sollte man, dünkte ich, ein ewiges Schweigen sich aufzuerlegen für die heiligste Pflicht halten, das nur dann gebrochen werden darf, wenn - ich rede hier aus dem Standpunkt des Widersachers - die offenbarste Gewißheit sich zeigte, daß unmittelbar nach der Erscheinung einer Schrift oder Rede gegen den Zölibat dieser aufgehoben würde. Ich, der ich längst begriffen habe, daß keine Schrift die Aufhebung des Zölibates bewirkt, daß ebensowenig ein Aufsatz dem Institut den Fortbestand sichert, als ein solcher dieses in die Kirche eingeführt hat, würde kein Wort in dieser Sache dem Papier anvertrauen, wenn ich nicht die überaus nachteiligen moralischen Folgen der Gegenschriften im Auge hätte.

Dies ist nachgewiesen. Da aber, wie gleichfalls dargetan wurde, die Ansichten, die uns hier beschäftigen, in einer unevangelischen [18] und unkirchlichen Zeitrichtung ihren wahren Grund finden, so sind sie auch ihrem inneren Wesen nach gar nicht geeignet, die heilige Schrift zu fassen. Daß sie der hl. Schrift ihre eigentliche Kraft nehmen, sie nur auf der äußersten Oberfläche berühren und eigentlich mißhandeln, soll das folgende näher zeigen. Auch das soll hervorgehoben werden, daß die Geschichte der Kirche durch diese Ansichten völlig unbegriffen bleibt, ja in einem ganz verkehrten Bilde sich darstellt. Mißverständnis des Evangeliums und verkehrte Auffassung der Kirche und ihrer Geschichte sind nämlich immer auf das engste miteinander verbunden.

Damit ich aber die Leser zugleich mit dem Gang **der vorliegenden Schrift** bekannt mache, bemerke ich zunächst, daß sie in drei Teile zerfällt. Der erste verspricht eine Geschichte des Zöli-

bates. Darauf folgt eine vergleichende Betrachtung der vorausgesetzten Nachteile und Vorteile dieses Institutes. Und endlich wird die Frage erörtert, auf welche Weise und nach welchen kirchen- und staatsrechtlichen Grundsätzen dessen Aufhebung vorzunehmen sei. Die erste Abteilung beschäftigt sich mit dem Erweis, daß Christus und die Apostel das Zölibatsgesetz nicht gegeben und daß sie so wenig als die älteste Kirche die Ehe herabgewürdigt hätten! Das ist großer Zeitverlust. Kein deutscher Theologe behauptet das erste, und eine Herabwürdigung der Ehe würde ein jeder für Blasphemie halten und den Herabwürdigenden des **Anathema** würdig erachten, wie es die Kirche zu jeder Zeit tat. Ein in jeder Beziehung reines und ernstes Verfahren in der vorliegenden Sache hätte es auch verschmäht, die Verteidigung des Zölibates dem Argwohne zu überantworten, als wüßten sie sich nicht anders zu halten, als wenn sie die Würde der Ehe verkannten und vergäßen, daß sie ein Sakrament sei. Gewiß war [19] es wohl auch der Verfasser dieser Denkschrift der Achtung gegen seine Auftraggeber schuldig, nicht von dergleichen Voraussetzungen auszugehen. Denn wie aus Seite 5 hervorgeht, schrieb dieser keineswegs unabhängig **von den Bittstellern**.

II. Der biblische Ratschlag

a) Jesus über Ehe und Ehelosigkeit in Mt 19

Wer uns bisher gefolgt ist, wird sich keineswegs wundern, warum denn auch die Gegner des Zölibates stets alle biblischen Stellen, die die **Virginität** hervorheben, zu verdunkeln sich bemühen. Sie fühlen, daß darauf alles beruht. Wir werden daher vor allem unseren Sachwalter der Priesterehe in seinem Bestreben, der Virginität Verehrer zu entziehen, verfolgen.

Zuerst stellt der **Herr Verfasser** seine Betrachtungen über Mt 19, 12 an. Er findet in dieser großen Stelle weiter nichts, als daß die Jungfräulichkeit *nicht unmöglich sei*. Wenn Christus sagt: *Es gibt Verschnittene, die von Mutterleib so geboren sind; auch gibt es Verschnittene, die verschnitten worden von den Menschen, aber auch Verschnittene, die sich des Himmelreichs wegen selbst verschneiden*, so ist hier von einer *Wirklichkeit* die Rede, die die Möglichkeit voraussetzt und die Unmöglichkeit vernichtet! Aber nur negativ drückt sich der Verfasser aus. Er sagt, es ist nicht unmöglich! Anstatt im [20] Grunde seiner Seele zu frohlocken, daß durch das Christentum den Menschen die Kraft gegeben wurde, ganz dem Reiche Gottes zu leben, alle Sinne, alles Wollen und Denken dem Ewigen und Göttlichen zuzuwenden, anstatt in den allgemeinen Jubel der Kirche über die Herabkunft des heiligen Geistes, in dem wir solch eines göttlichen Lebens teilhaft geworden, einzustimmen und mit ihr zu singen: *Christus ist über alle Himmel hinaus gestiegen und hat den verheißenen Heiligen Geist in die Söhne der Erwählung ausgegossen. Deshalb jubelt die ganze Welt auf dem Erdkreis in unerschöpflicher Freude ...*, sagt er eiskalt: *Es ist nicht unmöglich!* Dann fügt er hinzu: *Damit man aber eine solche Entsagung ja nicht als etwas Gewöhnliches, etwas Leichtes ansehe, was man von allen (Wer hat denn das je verlangt?) oder nur von vielen (In einem Dorfe von 100 Seelen sind einer viell!) ver-*

langen könne, fügt der göttliche Lehrer hinzu: 'Wer es fassen kann, der fasse es.' Der Herr Verfasser will eigentlich sagen: Alle hundert Jahre werde höchstens einer sich dazu verstehen, meine Christus.

Wie weit der Herr Verfasser von dem Sinne Christi entfernt ist, wenn er die Worte: *Wer es fassen kann, der fasse es*, als gleichbedeutend nimmt mit: *Einer jungfräulichen Keuschheit treten so viele Hindernisse entgegen, daß sie höchst selten gesehen werden wird und erwartet werden kann*, wird folgende Betrachtung sehr genau dartun. Die Pharisäer hatten den Heiland gefragt, ob und inwiefern die Ehescheidung erlaubt sei. (Mt 19, 3) Er erklärte sich dahin, daß sie im Falle eines Ehebruchs insoweit gestattet werde, daß der Mann sein Weib entlassen könne, daß er jedoch selbst nicht wieder heiraten dürfe, außer er mache sich selbst des Ehebruchs schuldig. Ja, sogar jener, der die Entlassene heirate, sei des Ehebruchs teilhaft. Darüber staunten die Jünger dermaßen, die in ihren Ansichten von der Ehe mit den Pharisäern ganz auf dem gleichen Standpunkt sich befanden, daß sie ausriefen: Wenn es *so* mit der Ehe sich verhalte, sei es [21] nicht ratsam zu heiraten. Der Heiland entgegnete: *Nicht alle fassen dieses Wort, sondern (nur) jene, denen es gegeben ist.* Um nun weiter zu zeigen, daß es recht gut möglich sei, fügt er hinzu: Es wird sogar solche geben, die um des Reiches Gottes willen *gar nicht heiraten*, die sich ganz und gar der Ehe enthalten. Auch dies beschließt Jesus Christus mit der Sentenz: *Wer es fassen kann, der fasse es.*

Der Leser bemerkt, daß dieselbe Sentenz, nur mit einer Wortveränderung, die auf den Sinn keinen Einfluß hat, zweimal vorkommt. Nach seiner Vorschrift hinsichtlich der Ehescheidung sagt nämlich der Heiland: *Nicht alle fassen dies Wort, sondern jene, denen es gegeben ist*, und nach der Vorhersage einer künftigen völligen Enthaltensamkeit bemerkt er wieder: *Wer es fassen kann, der fasse es.* Ich frage nun, was heißt wohl diese Sentenz nach dem Verbot der Wiederverehelichung zu Lebzeiten der entlassenen ersten Gattin? Getraut sich der Herr Verfasser die glossierende Bemerkung dazu zu machen: *Damit man aber eine solche Entsagung ja nicht als etwas Gewöhnliches, etwas Leichtes ansehe, was man von allen oder nur von vielen verlangen könne, fügt der göttliche Heiland hinzu: 'Nicht alle fassen dieses Wort, sondern jene, denen es gegeben ist'?* **Gewiß wird der Herr Verfasser** das nicht wagen, da eine solche Interpretation die

Ehescheidung und Wiederverheiratung völlig frei gäbe, da eine solche Interpretation gerade der leichtsinnigen Ansicht von der Sache entspräche, wie sie in **Hillels Schule** aufgestellt wurde und der Jesus entgegenwirkte. Wäre das der Sinn Jesu, so würden wahrhaft die Jünger keine Ursache zum Staunen gefunden haben.

[22]

Wir werden daher eine andere Erklärung suchen müssen, eine Erklärung, die nicht einmal des Suchens bedarf, da sie offen da liegt. Der Lehre Christi von der Ehe und ihrer Untrennbarkeit hatten die Juden das Gesetz des Mose entgegengesetzt, das ja einen Scheidungsbrief zu geben gestattete, worauf der Heiland erwiderte, durch die Roheit der Juden sei bloß von dem Urgesetz eine einstweilige Ausnahme gemacht worden, das nun wieder erneuert werde im Christentum. Die Worte: *Nicht alle fassen dieses Wort, sondern jene, denen es gegeben ist*, enthalten mithin den Gegensatz des Mosaismus und des Christentums und besagen: Vom Standpunkt des ersteren aus kann meine Rede nicht gefaßt werden, sie erscheint als unmöglich. Dem hingegen, der durch den Glauben mit mir verbunden ist und dem dadurch höhere Kräfte mitgeteilt werden, ist sie einleuchtend. So hatte Jesus nach der Erzählung der Parabel vom Sämann gesagt: *Wer Ohren hat zu hören, der höre*, (Mt 13, 9) und weiter unten zu seinen Jüngern: *Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen, diesen aber ist es nicht gegeben. ... Mit offenen Augen sehen sie nicht, mit hörenden Ohren hören sie nicht*. Ebenso nun bedeutet die Rede: *Wer es fassen kann, fasse es*, nach den Worten: *Es gibt Verschnittene, die sich um des Reiches Gottes willen selbst verschneiden*, der fleischlich gesinnte Mensch, der außerhalb des Evangeliums steht, dem die Geheimnisse des Reiches Gottes nicht aufgegangen sind, der die Wunder nicht kennt, die durch den Glauben und die Lebensgemeinschaft mit dem Versöhner im inneren Menschen vorgehen, findet es ganz und gar unbegreiflich, daß ein Mensch um des Reiches Gottes willen so hoch über die Natur sich zu erheben vermag.

Da Jesus, wie gesagt, seine Lehre hinsichtlich der Ehe, die den Juden und seinen damals mit diesen auf gleichem Standpunkt befindlichen Schülern unmöglich schien, durch den Hinweis auf ein in der Zukunft wirklich werdendes, ihnen noch unmöglicher vorkommendes Leben einleuchtend machen wollte, wie konnte er

die Seltenheit und kaum zu behebende Schwierigkeit des ehelosen [23] Lebens lehren wollen? Er hätte sagen müssen: *Sich nach der Entlassung seiner Gattin nicht mehr verhebelichen, ist leicht möglich. Denn sehet nur, es wird eine große Seltenheit und respektive Unmöglichkeit sein, sich weg des Reiches Gottes gar nicht zu verhebelichen?* Wie hinge dann der Beweis mit dem zu Beweisenden zusammen?

Die eben von uns als nichtig nachgewiesene Erklärung der Stelle Mt 19, 12 enthält also nicht nur keine Ahnung von dem unendlichen Großen, Erhabenen und Stärkenden, das der Heiland in diese niedergelegt hat, vielmehr verweichlicht sie, wie sie denn auch aus einer verweichlichten, von aller höheren Kraft so häufig verlassenen Zeit hervorgegangen ist. Anstatt den Mut aller Christen und der Kleriker insbesondere zu heben, schlägt sie ihn nieder; anstatt zu begeistern und mit erhebenden Idealen die Brust zu beglücken, drückt sie zur gemeinsten jüdischen und heidnischen Wirklichkeit und Unkraft herab und erweist sich hiermit in dem Grade schädlich, als sie nicht den mindesten exegetischen Takt verrät.

b) Die dringliche Empfehlung in 1 Kor 7

Ebenso auffallend ist es, wie der Vortrag des heiligen Paulus 1 Kor 7 gedeutet wird. Was nämlich der Apostel dort von der Jungfräulichkeit sagt, erklärt der Verfasser dahin, daß die Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse, auf den gefährvollen und bedrängten Zustand der ersten Christen nämlich, **jene Ansichten hervorgerufen habe**. Er übersetzt demzufolge: *Um der gegenwärtigen Not willen*. Und wenn Paulus bemerkt, daß der, welcher heirate, wohl tue, wer aber nicht heirate, [24] besser tue, so gibt der Herr Verfasser die Erläuterung, daß eben in der damaligen Not **das Ledigbleiben** dem Heiraten vorzuziehen gewesen sei.

Zuerst dürfte wohl schwerlich nachgewiesen werden können, welche Not denn die Korinther gedrückt habe und ob sie wirklich verfolgt worden sind. Die beiden Briefe an sie enthalten keine Spur davon. Ja, nach dem ersten Korintherbrief lebten sie in so friedlichem Vernehmen mit den Heiden, daß sie sogar mit ihnen zusammen im Götzentempel beim Mahl waren. Hätte sie Paulus

nicht in ihren Verfolgungen getröstet? Von solchem Troste kein Wort in beiden Briefen! Und wenn in der Apostelgeschichte erzählt wird, daß Paulus von den Juden in Korinth bei Gallio angeklagt worden sei (Apg 18, 12), so waren alle übrigen Christen dort in gleichem Grade außer jeder Gefahr und so wenig in einem bedrängten Zustande, daß der Prokonsul selbst den Apostel auf der Stelle frei sprach.

Ehe ich meine ganz offenbaren Gründe gegen den Verfasser der vorliegenden Denkschrift entwickeln werde, schicke ich einige Bemerkungen voraus. Ich trug anfangs Bedenken, sie einem Interpreten gegenüber vorzulegen, dem auch die allgemeinsten hermeneutischen Regeln unbekannt zu sein scheinen, vor dessen Tribunal man sich also schon gar nicht mit einigem Erfolg auf zartere Momente berufen dürfe. Doch werden die übrigen Leser desto mehr die Gehaltlosigkeit der von mir bestrittenen Exegese einsehen.

1. Wir sehen aus Vers 1, daß Paulus Belehrungen über schriftlich an ihn gebrachte Zweifel erteilt, die, wie aus dem Ganzen hervorgeht, seine eigenen Vorträge erregt haben. Der Apostel hatte die Enthaltsamkeit empfohlen. Er mußte sie sehr hervorgehoben haben, denn seine Rede hatte die Wirkung, daß sich Frauen ihren Männern und Männern ihren Frauen entzogen, ja daß sie sich gänzlich voneinander trennen wollten, und Witwen und [25] Jungfrauen nicht mehr heiraten zu *dürfen* meinten. Man war geneigt, dies alles für Christen*p*flicht zu halten. Offenbar war Paulus mißverstanden worden. Es fragt sich nun, wie der Vortrag eingerichtet gewesen sein mußte, um ein solches Mißverständnis möglich zu machen. Ohne Zweifel war gar keine Möglichkeit vorhanden, in dem Grade irrig aufgefaßt zu werden, als wir es hier bemerken, wenn von einer Enthaltsamkeit und Nichtverehelichung *wegen der Verfolgungen* die Rede war. Denn wie konnten alsdann auch die *schon Verheirateten* eine Anwendung auf sich zu machen Veranlassung finden? Die Verfolgung und die bedrängte Lage dieser konnte doch wahrhaft durch ihre Enthaltsamkeit nicht aufhören oder nur gemildert werden. Nächst dem wäre gar nicht zu begreifen, wie gerade der Umstand, der einzig oder hauptsächlich den paulinischen Rat zur Voraussetzung hatte, von den Korinthern sollte überhört worden sein. Ist doch der Mensch

überhaupt, wenn es auf Beschränkung des fleischlichen Sinnes ankommt, auf alles, was ein Ausweichen ermöglicht, sehr aufmerksam. Und hier sollten die Korinther gerade das, was der Sache eine ganz andere Wendung gibt, unbemerkt gelassen haben! Sie hörten nur, daß es gut sei, sich nicht zu verehelichen! Warum? Das ist ihnen entfallen! In einer so wichtigen Sache hätten sie sich nicht einmal den Grund gemerkt! In der Tat kann ich mir nichts Seltsameres denken als die Lage, in welcher sich die Korinther nach der Voraussetzung derer befunden haben müssen, die die Empfehlung der Jungfräulichkeit durch Paulus aus den Zeitumständen erklären. Ihre Empfehlung aus moralischen Gründen wird nicht angenommen, die in den äußeren Verhältnissen gelegenen haben sie unglücklicherweise überhört. Denn sie meinten, sie *dürften* ihren Töchtern nicht gestatten, sich zu verehelichen. Also rein ohne alle Gründe verharteten sie, bis es ihnen endlich einfällt, den Paulus um etwas nähere Auskunft zu bitten! In der Tat, nur die Gedankenlosigkeit selbst, die man den Korinthern aufbürdet, konnte dem siebenten Kapitel des ersten an sie geschriebenen Briefes eine Erklärung geben, wie wir sie in der *Denkschrift* vor uns haben! Wie ist denn nun aber die Möglichkeit [26] des Mißverständnisses und die notwendig gewordene Bitte um schriftliche Belehrung zu erklären?

Nicht anders als so: Der Apostel hatte mit Wärme und Liebe von der Virginität gesprochen und ihre Würde hervorgehoben, und zwar, wie sich von selbst versteht, in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Korinth. Denn da dieser Punkt keineswegs zu den Fundamenten, vielmehr nur zum Ausbau des Christentums gehört, und erst gewürdigt werden kann, wenn man schon Christ ist, (*Wer es fassen kann, der fasse es!*, sagt der Herr), so fiel es notwendig in das Ende der apostolischen Predigt zu Korinth. Völlig neu, wie sie in dieser Sache sein mußten, durch die gesamte Predigt des Evangeliums zu einer ernsten Lebensansicht ohnehin schon erhoben und durch den apostolischen Vortrag über die Virginität begeistert, erblickten sie gerne in dem, was ihnen Paulus so würdevoll und achtbar schilderte, eine moralische Nötigung, achteten nicht der verschiedenen Gaben, die dem Menschen gegeben werden (Vers 7), unterschieden, warm und nur mit aufgeregtem Gefühle, nicht mit dem kalten reflektierenden

Verstande die Sache betrachtend, schon gar nicht zwischen Rat und Gebot, und wollten demnach einfältig und gutmütig die Ehen trennen und Witwen und Jungfrauen gar nicht mehr verehelichen. Die Ausführung selbst zeigte erst die großen Schwierigkeiten, während der Apostel schon abgereist war. Also befragten sie ihn näher in einem Brief. Durch die Voraussetzung mithin, daß Paulus den Korinthern die Virginität in *sittlicher*, mithin unter allen Umständen geltender Beziehung empfohlen habe - und *nur* durch diese - heben sich die Schwierigkeiten, die sonst unauflöslich sind. Auf unsere Betrachtungsweise der Sache paßt auch ganz der Bescheid, den Paulus hinsichtlich der Verehelichten gibt. Nach der Ansicht unseres Gegners mußte der Apostel bemerken, daß seine Empfehlung der Enthaltsamkeit gar keine Beziehung auf sie habe, weil dadurch ihre bedrängte Lage ja gar nicht verbessert werde. Das sagt indes der Apostel keineswegs. Vielmehr beschränkt er die von seinen Schülern gemeinte gegenwärtige lebenslange Entbehrung bloß auf eine je wiederkehrende [27] kurze Zeit. Warum? Um ihre bedrängte Lage etwa zu verändern? Um den Jammer der Verfolgung zu mildern? Keineswegs! Vielmehr hebt der Apostel die rein sittlichen Beziehungen hervor: *Damit ihr euch dem Fasten und Beten widmen mögt.*

2. Paulus sagt in Vers 25: *Die Jungfrauen betreffend habe ich keinen Befehl des Herrn; ich gebe aber einen Rat.* Konnte der Apostel sich so ausdrücken, wenn von einer Empfehlung der Virginität wegen der traurigen Umstände die Rede wäre? Es verstand sich ja ganz von selbst, daß ein ausdrücklicher göttlicher Befehl hinsichtlich des Verhaltens der Christen während der verschiedenen Lagen, in welche sie versetzt werden konnten, nicht zu erwarten war. Hatten aber die Korinther **rein ethisch** die Sache aufgefaßt, stellte auch Paulus die Sache unter diesen Gesichtspunkt, wollte er die begeisterte und alles aufzuopfern bereitwillige Einfalt belehren, belehrend trösten und das ängstliche Gewissen beruhigen, dann war es in der Ordnung zu bemerken, daß durchaus kein allgemeines christlich-ethisches Gesetz, ein Gebot Gottes verletzt werde, wenn man der Jungfräulichkeit durch die Ehe sich entziehe.

3. Dasselbe gilt, wenn Paulus ausdrücklich erklären zu müssen glaubte, *daß es keine Sünde sei*, wenn eine Jungfrau heirate. Hier ist der rein ethische Charakter des fraglichen Gegenstandes womög-

lich noch schärfer hervorgehoben. Wahrlich, es konnte dem heiligen Lehrer gar nicht einfallen, seinen Jüngern die Versicherung zu geben, daß sie keineswegs etwas an sich Böses begingen, wenn sie heirateten, außer im Falle einer sittlichen Schätzung der Virginität. War von dieser als einem bloß klugen Mittel die Rede, um betrübte Umstände weniger fühlbar zu machen, so mußte Paulus, wenn dieses Mittel abgelehnt werden wollte, in dieser Weise tröstend bemerken: *Nun auch recht; der Drang der [28] Verfolgung richtet euch gewiß nicht gerade zu Grunde, wenn ihr heiratet. Aber ihr sündigt nicht* konnte er nicht sagen, da jedermann dies wußte. - Hieraus muß übrigens gefolgert werden, daß, da offenbar gilt: *Wenn du heiratest, sündigst du nicht*, (28) der negative Ausdruck von: *Wer heiratet, handelt also gut* ist, (38) dieser Vers nicht gleichbedeutend sein kann mit: *Wer heiratet, handelt klug; wer nicht heiratet, handelt klüger*.

4. Aus Vers 36 entnehmen wir, daß man in Korinth der Landessitte gemäß deswegen Bedenken trug, die Tochter unverheiratet zu lassen, weil es der Familie Schande bringe, wenn die Tochter *als Jungfrau* altere. Es fragt sich in der Tat sehr, ob die Mitglieder der Christengemeinde von Korinth, wenn sie gehaßt und verfolgt von den Heiden gewesen wären, an ein solch konventionelles Hindernis gedacht hätten! Ob sie daran hätten denken *können*! Ob der Gedanke an die Gefahr der ganzen Familie eine solche, dennoch nur aus der Eitelkeit hervorgegangene Rücksicht nicht sogleich verschlungen hätte! Ob die Christen bei der allgemeinen Schmach und Schande, die auf ihnen damals schon hätte lasten müssen, für eine Schande der Art, wie die in Frage stehende, Gefühl gehabt hätten! Ob die *um des Namens Christi willen* Schimpf und Schmach Duldenden eine solche, wie die in Frage stehende, nicht ganz und gar für Kehricht gehalten hätten, um mit Paulus zu reden! Gewiß, wer das Herz des Menschen kennt, wird mit uns dies alles fragen. Doch wir haben noch eine andere Frage zu stellen. Hat es nur den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die, welche einen nur für gewisse äußere Verhältnisse ihnen gegebenen Rat, der keine sittliche Bedeutung hatte, aus gewissen Rücksichten nicht anwendbar fanden, erst anfragen werden, ob sie die eine Rücksicht der anderen werden weichen lassen dürfen? Und noch mehr, daß der, der den Rat gege-

ben, antworten werde, wie es auch hier wieder geschieht: *Ein solcher sündigt nicht?* Was schon oben bemerkt wurde, gilt auch hier: Nur wenn höhere, das geistige Leben berührende Momente [29] in Anschlag kamen, konnte man so fragen und nur unter dieser Voraussetzung so antworten.

5. Ich möchte noch auf die Fassung der Verse 1 und 8 aufmerksam machen. Im ersten sagt der, dem der Heiland selbst auf dem Wege nach Damaskus erschienen ist: *Es ist gut für den Mann, kein Weib zu berühren*. Im zweiten: *Ich wünsche, daß alle Menschen wären wie ich*, unverehelicht nämlich. Mit welcher Allgemeinheit ist dies ausgesprochen, die über alle örtlichen und individuell zeitlichen Verhältnisse erhaben ist, die alle künftigen christlichen Zeiten und Räume umfaßt! Das ist aber eben der Charakter rein ethischer, geistiger Momente. Allerdings läßt hier Paulus, dessen verständige Besonnenheit der allen Verstand überfliegenden Begeisterung wundersam gleich ist, keinen Wunsch vernehmen, den er im eigentlichen Sinne erfüllt zu sehen ernstlich erwarten möchte. Denn er ist sich der Unmöglichkeit dieser Wunscherfüllung bewußt, da er ja in Vers 7 bemerkt, daß eine vom Schöpfer ausgehende Verschiedenheit der Individualitäten unter den Menschen sich vorfinde. Vielmehr verhält es sich so. Wir können öfters bemerken, wie Menschen, denen es in Genüssen, die die Erde darbietet, so recht wohl und selig ist und dabei einen hohen Grad von Gutmütigkeit besitzen, im überströmenden Gefühle der Wonne, nicht nur alle Welt als Zeugen, sondern als Mitgenossen ihrer Freude herbeiwünschen, obschon sie die Unmöglichkeit ihres Wunsches recht wohl einsehen. So auch ist Paulus geistlich erfreut wegen des *sittlichen* Gutes, das er in seiner Jungfräulichkeit besitzt, und wünscht alle Menschen zu seinen Teilnehmern, obgleich er klar erkennt und es ausspricht, daß keine Aussicht auf Verwirklichung seines Wunsches vorhanden ist. Die Wahrheit dieser Erklärung ist leicht nachzuweisen. Der Apostel empfiehlt in Vers 5 den Verehelichten eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende und mit beiderseitiger Einstimmung erfolgende Entsagung, die aus einem Drang des Gemütes zu Gott hin hervorgehen solle. Denn, so sagt der Apostel, "auf daß ihr euch dem Gebete und dem Fasten widmen möget." Jedoch schreibt er [30] dies nicht vor, er rät in Vers 6 nur. *Denn obschon er wünscht, daß alle Menschen*

sein möchten wie er, so will er ungeachtet dessen nicht allen befehlen, sondern nur raten, weil jeder Mensch eine eigene Gabe von Gott hat, der eine so, der andere so. Rein im Gebiete des Ethischen liegende Momente bestimmten mithin den Apostel.

Nach diesen Bemerkungen interpretieren wir die Stelle, wo von der anstehenden Not die Rede ist. Offenbar besagt die Rede von der Drangsal im Fleische, der solche nicht entgehen werden, das gleiche. Was aber das bedeutet, erklären die folgenden Verse 29 - 31 sehr genau. Die *Drangsal im Fleische oder für das Fleisch* besteht aber darin, daß die, welche Frauen haben, sein sollen, als hätten sie keine, gleichwie auch in Vers 31 die Welt gebraucht werden soll, als werde sie nicht gebraucht. Das heißt: Alle irdischen Verhältnisse müssen von höheren Beziehungen durchdrungen und durch gottgeweihten Sinn erklärt werden, so daß der Geist nicht nur nicht ins Irdische herabgezogen, sondern das Irdische durch die Weihe des Geistes selbst geheiligt werde. Paulus hält das aber in der Ehe für schwer, und die erforderliche große Selbstüberwindung ausdrücken wollend sagt er Vers 28: *Sie werden aber Drangsal im Fleische haben*. Diesen Sinn enthält demnach auch nur das besprochene Wort von der anstehenden Not und ich übersetze: *Wegen des sich leicht empörenden Naturtriebes*.

Mit den Versen 32 - 35 beginnt ein anderer Grund seiner Empfehlung der Virginität: Der Unverheiratete richtet seinen [31] Sinn auf Christi Werk und sucht ihm zu gefallen, der Verheiratete auf irdische Verhältnisse und wie er seinem Weibe gefalle. Es versteht sich, daß nur von einem mehr oder weniger die Rede ist. Der Apostel will sagen: Der Sinn der Verehelichten ist durch alle ihre Verhältnisse mehr nach außen, derjenige der Unverehelichten mehr nach innen gerichtet, da sie sich ungeteilt mit ganzer Seele dem Höheren ergeben können. Nach der Bemerkung, daß jedoch hierdurch keinem ein Befehl gegeben werde, sagt er: Daß also der sich Verehelichende gut, jedoch der sich nicht Verehelichende besser tue. Da mithin unmittelbar vor dieser Stelle in Vers 38 *nur* von rein sittlichen Momenten die Rede war, so sehen wir in der Tat nicht ein, wie diesen Worten ein nachdenkender Mann den Sinn unterschieben könne: *In der gegenwärtigen bedrängten Lage der Korinther sei es besser, nicht zu heiraten, als zu heiraten*. Der Apostel beschließt das ganze Kapitel mit den Worten: *Seliger ist sie, wenn sie*

so bleibt, nach meinem Rate. Ich glaube aber auch den Geist Gottes zu haben. Hierbei bemerke ich nur das, daß die Verfasser der Eingabe an den Großherzog von Baden aus dem *Zeitgeiste* der früheren Jahrhunderte die von uns verteidigte Virginität ableiten. Der Zeitgeist begreift immer nur den Zeitgeist und zieht darum auch notwendig Gottesgeist zum Zeitgeist herab.

Was Paulus im Brief an die Korinther lehrte, wurde stets von den Gläubigen festgehalten, solange man unbefangen und mit erleuchtetem, aufgeklärtem Sinn die Sache betrachtete und lieber vom Geist Gottes als vom Geist der Zeit sich leiten ließ. Als aber dieser die Gedanken der Menschen verdunkelte und verfinsterte, dann sagte man: Dadurch werde die Ehe herabgewürdigt. Freilich wollte man aus frommer Scheu der hl. Schrift diesen Vorwurf nicht machen. Man klagte nur über die Kirche und verdrehte die Worte der Schrift, als stünden sie nicht mehr in ihr, weil man sie nicht mehr vernehmen wollte, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man einer Schriftlehre zu glauben keine geistige Kraft mehr besitzt und darum auch keine Empfänglichkeit.

Durch die vorliegende Denkschrift zieht sich der Gedanke hindurch, als setze man deshalb in der Kirche einen so großen Wert [32] auf die Virginität, weil die physische Seite der Ehe für böse gehalten werde. Eine solche Vorstellung geht nur aus der Unfähigkeit hervor, das rein Geistige klar und scharf ins Auge zu fassen. Der Apostel empfiehlt das Leben einer Jungfrau, insofern sich in ihr ein freier, recht lebendiger Zug zum Göttlichen und Ewigen hin findet, ein unverwandt auf Christus den Herrn gerichteter Blick. (35) Insofern sie so innerlich ist, daß ihr alles Äußerliche als indifferent, als Adiaphoron erscheint und das Bedürfnis nach einem Manne sich gar nicht einstellt, in dessen Verbindung anderen das Leben erst erträglich, heiter und freudenvoll wird, erst eine Stütze, einen Sinn und eine Bedeutung erhält. Denn all das ist ihr Christus allein und ist es unmittelbar, daher er alsdann auch recht sinnvoll ihr *Bräutigam* heißt. Vom religiösen Gesichtspunkt aus stehen dergleichen Naturen allerdings am höchsten, gleichwie vom gemeinen politischen aus am niedrigsten. Und ich weiß nicht, wie eine christlich gesinnte Gattin - eine nicht christlich gesinnte kann gar nicht urteilen - sich herabgewürdigt finden sollte, wenn sie einer *solchen* Jungfrau den

Vorzug vor sich einräumt, gewiß so wenig als dadurch, daß Christus uns belehrte, im künftigen Leben werde man weder freien noch sich freien lassen, das heißt was wir Ehe nennen, werde gar nicht mehr sein. (Mk 12, 25) Der Schriftsteller aber, gegen welchen wir sprechen, berücksichtigt diese rein inneren und geistigen Momente gar nicht, sondern meint auf eine recht rohe Weise, die physischen Verhältnisse in der Ehe an sich seien dem Verteidiger der Virginität der Stein des Anstoßes, da ihm diese an sich ebenso indifferent sind als an der Jungfrau ihre bloß äußerlich betrachtete Enthaltsamkeit. Unser Gegner faßt bloß ein negatives Verhalten der Jungfrau ins Auge, während der Apostel und nach ihm die Kirche das Positive hervorheben. Das heißt das Geistige schätzen!

Hierauf beruft sich die Denkschrift auf 1 Kor 9, wo Paulus an seinem Beispiel zeigen will, daß nicht alles, was erlaubt ist, schon darum auch geübt werden dürfe, und daher in Vers 5 bemerkt, auch ihm wäre es erlaubt gewesen, sich von [33] einer schwesterlichen Frau gleich den übrigen Aposteln begleiten zu lassen. Er habe es aber nicht getan, um dem Evangelium kein Hindernis in den Weg zu legen. Man muß in der Tat die Unbeholfenheit bewundern, mit welcher der Herr Verfasser seine Sache verteidigt. Wir wollen nicht von der Verschiedenheit der Ansichten sprechen, die über die Bedeutung von *schwesterlicher Frau* in den Kommentaren zu dieser Stelle zu finden sind und von welchen der Herr Verfasser nichts zu wissen scheint. Auch davon kein Wort, daß hier nicht von einer Heiratserlaubnis, sondern davon die Rede sei, daß Paulus, gleich den übrigen Aposteln, nicht nur hinsichtlich der Verköstigung seiner eigenen Person, sondern auch einer Begleiterin den Gemeinden habe zur Last fallen können, wenn er nicht irgend einen Anstoß befürchtet hätte.

Bloß das heben wir hervor, ob nicht ein jeder edle katholische Priester mit dem Apostel sagen kann: *Konnte nicht auch ich mich meiner Freiheit bedienen? Wem war ich verbunden, als ich der Ehe entsagte? Obwohl von allen unabhängig, habe ich mich doch allen zum Knechte gemacht, um mehrere zu gewinnen. Dies alles aber tue ich um des Evangeliums willen, damit ich seiner teilhaftig werde.* Wie mag sich aber der Verfasser unterstehen, diese Worte für solche Priester zu gebrauchen, denen sie zur ewigen Schande dastehen? Hat denn der Apostel

kleinmütig geklagt, als reue ihn sein frei gewählter Entschluß? War er so ganz ohne Scham von einer inneren Kraftlosigkeit ergriffen, daß er winselnd und zähneklappernd der ganzen Welt seine eigene Schande vorweinte: *Wehe mir, man hält mich beim Wort! Wehe mir, daß man meinte, ich sei ein Mann, ein Christ! Wehe mir, daß man mich nicht für einen feigen, elenden Wicht oder für einen gottvergessenen Heuchler hielt, als ich vor dem Altar des Herrn und im Angesicht seiner Gemeinde die Verpflichtungen einging, zu denen keine menschliche Gewalt, sondern nur ich mich bestimmte, und man mich nicht, mein Inneres durchdringend, als einen Unwürdigen abwies!*

Auch sagt unser Sachwalter, der Gegner des Zölibates, Paulus berufe sich in der eben von uns behandelten Stelle auf die *Opfer*, [34] die er der Sache des Evangeliums bringe. Wahrhaft kein Funke religiöser Begeisterung kann noch je im Herzen dieses Anwaltes geblüht haben und nicht die entfernteste Geistesverwandtschaft zwischen ihm und dem heiligen Apostel dürfte gefunden werden können, wenn er hier von Opfern spricht, die stets den Begriff einer freudlosen, unwilligen und zögernden Gabe enthalten! Aber passend ist diese Vorstellung in einer Schutzschrift für solche, deren stete Klagen den lautesten Beweis enthalten, daß sie unter die Männer apostolischen Berufes **wie Saul unter die Propheten** gekommen sind. Klug genug war inzwischen der Herr Verfasser, daß er folgende Stelle in demselben Kapitel desselben Briefes übergang: *Alle, die sich auf dem Kampfplatz üben, enthalten sich von allem. Und sie tun's, um eine vergängliche Krone zu empfangen, wir aber um eine unvergängliche. Ebenso nun laufe ich nicht auf's Ungewisse hin. So kämpfe ich nicht wie einer, der Luftstreiche tut, sondern ich züchtige meinen Leib und bändige ihn, damit ich nicht, indem ich anderen predige, selbst verworfen werde.* (1 Kor 9, 25 - 27)

Auch beruft sich die Denkschrift auf den ersten Timotheusbrief und den Titusbrief, wo der Apostel unter anderem auch die Eigenschaft von einem Geistlichen fordert, daß er *eines* Weibes Mann sein solle (1 Tim 3, 2). Auch daraus erhelle, bemerkt unter anderem der Scharfsinn unseres Apologeten der Priesterehe, daß der Apostel nicht als Verächter der Ehe aufgetreten sei! Wahrlich vom ersten Verse der hl. Schrift an: *Geschlechtstbuch Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams*, bis zum letzten: *Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen*, konnte diese geistvolle

Bemerkung angebracht werden! Was *nicht* in einem Verse liegt, und solcher Dinge sind unzählige und noch mehr, was noch niemand in unserer Kirche darin gesucht hat, also gar nicht hierher gehört, hebt der Anwalt hervor. Was aber darin liegt, obschon es mit seinen [35] Behauptungen allerdings in Verbindung steht, verschweigt er. Wir übergehen dies nicht, da es zur Würdigung des vorliegenden Streitpunktes das Seinige beitragen wird.

Also, der Apostel sagt: *Eines* Weibes Mann sei der Geistliche. Daß dieser Satz nicht bedeute, der Priester müsse ein Weib haben, weiß jedermann. Höchstens ignorieren es protestantische Geistliche in ihren Volksaufklärungen aus guten Gründen. Verlangt demnach der Apostel, der Priester dürfe nur *ein* Weib haben, so kann an sich diese Forderung wieder einen doppelten Sinn haben. Sie kann bedeuten, der Priester dürfe nicht mehrere Frauen zu gleicher Zeit besitzen, das heißt entweder keine zwei wirkliche, in ordentlicher Ehe mit ihm lebende Gattinnen oder, wie es schon **Theodore**t genommen, neben seiner Gattin keine **Peller** haben. Das Erstere dürfte niemand mehr mit Ernst behaupten wollen. Obschon aber wegen der allgemeinen Sittenlosigkeit das zweite von Paulus an sich gemeint sein könnte, so ist es doch nicht wahrscheinlich. Es würde nämlich gefolgert werden müssen, daß der Apostel einen solchen Mann wohl als Christen in der Kirche, nur nicht als Priester geduldet habe! Ja, es folgte sogar, daß dergleichen Verhältnisse sehr häufig zu den Zeiten des Apostels in der christlichen Kirche stattgefunden, weil er es für notwendig erachtete, dagegen eine besondere Warnung niederzulegen. Wer das mit den Sitten der ersten Christen und mit dem Geist des Paulus insbesondere zu vereinigen weiß, mag jene Interpretationen annehmen.

Nächst dem werden sonst überall Männer der genannten Art in der heiligen Schrift Ehebrecher genannt, von Paulus selbst an mehreren Orten. Er würde also wohl auch gesagt haben, hätte er solche unkeusche Gatten gemeint: Ehebrecher solle man keine wählen zu Priestern. Entscheidend ist aber der Umstand, daß Paulus dieselbe Forderung bei Witwen wiederholt, die in den Kirchendienst aufgenommen werden sollen. Auch diese sollen nur die Frauen *eines* Mannes sein (1 Tim 5, 9). Hier ist die Annahme [36] gar nicht möglich, auch abgesehen von allen Sitten

und Gesetzen im römischen Reich, daß eine Witwe nur nicht zur selben Zeit zwei Männer haben solle. Denn eine Frau, die auch nur *einen* Mann hat, ist keine Witwe. Auch geht es aus demselben Grunde nicht an, einen wirklichen Ehegatten mit einem Beischläfer zu meinen, schließlich hätte auch Paulus eine solche ehebrecherisch genannt.

Kann mithin die besprochene Stelle nicht in der genannten Weise ausgelegt werden, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß ein Mann, der nach dem Tode seiner ersten Gattin eine zweite genommen, kein Priester werden solle. Diese Annahme wird unterstützt durch 1 Kor 7, wo es Paulus überhaupt lieber sieht, wenn keine zweiten Heiraten eingegangen werden, und er deswegen solchen Männern den Vorzug vor anderen zu geben geneigt war. Dann spricht die Praxis der ältesten Kirche dafür. Denn diese wies stets zweimal verheiratete Männer vom Klerikalstande ab. Diese Sitte konnte nicht aus der Interpretation unserer Stelle entstanden sein. Denn Paulus schärfte diese gewiß auch mündlich ein und beobachtete sie selbst auch bei seinen Wahlen. Nach der in den Gemeinden üblichen Überlieferung legte man also zuverlässig jene Stelle aus und bildete nicht erst aus ihrer Auslegung eine Überlieferung. Also auch hier sehen wir die Enthaltsamkeit auf eine besondere Weise hervorgehoben und bemerken nur noch dies, daß die protestantischen Geistlichen eine klare biblische Vorschrift verletzen, wenn sie nach dem Tode der ersten Gattin wieder heiraten.

Die weiteren Resultate aus alledem nun werden wir weiter unten ziehen, nachdem die Entstellung der Kirchengeschichte durch unseren Sachwalter der heiratslustigen Priester gezeigt sein wird. Die Berufung auf 1 Tim 4, 2, wobei der Verfasser sich nicht einmal schämt, die Verteidiger des kirchlichen Zölibatgesetzes *pharisäische Heuchler* zu nennen, verrät eine zu große Unwissenheit oder Leidenschaftlichkeit, als daß sie besonders berücksichtigt [37] zu werden verdiente. Denn an jener Stelle ist von solchen die Rede, die alle und jede Ehe verbieten, während die katholische Kirche nicht nur die Ehe überhaupt nicht, sondern auch keinem einzelnen Menschen sich zu verehelichen untersagt.

III. Die äußeren Einflüsse

a) Heidnischer Ursprung?

So hat demnach der Verfasser der Denkschrift gefunden, daß Christus und die Apostel eben nicht viel Wert auf die Virginität legten. Wie ist nun aber die Erscheinung zu erklären, daß diese immer in der Kirche so hochgeschätzt wurde? Natürlich konnte diese Verehrung nicht als eine Erbschaft der Stifter unserer Kirche betrachtet werden, da nichts dergleichen von ihnen zu erben war. Sie kam also wohl von außen in die Kirche hinein. Nach Angabe eines sogenannten anthropologischen Erklärungsgrundes, mit dem indes der Verfasser selbst nicht viel erklären zu können vermeint, bemerkt er auch in der Tat: *Alle jene Vorstellungen waren größtenteils nur Fortsetzungen heidnischer und jüdischer Vorstellungen und Einrichtungen, wozu frühzeitig gewisse orientalische philosophische Lehren kamen, welche zu einem ähnlichen Resultate führten.* (D 12)

Wir schenken dieser Ableitung unsere Aufmerksamkeit und wenden uns zuerst an die Ansicht, die den Zölibat als ein heidnisches Erbstück auffaßt. Vor allem erregt es unsere Verwunderung, wie ein Zeitalter, welches im Denken und Handeln, in seiner gesamten Weltansicht so sehr hellenisiert ist und die eigentümlich christliche Anschauung von Gott und Welt, von Geschichte und Natur nicht schnell und durchgreifend genug aufgeben zu können meinte, welches in Christus selbst nicht viel mehr als einen Konfuzius, einen Platon, einen Sokrates anzuerkennen geneigt war, welches griechische und römische Kunst und Wissenschaft nicht genug empfehlen, nicht genug anpreisen kann und in ihr die eigentliche Grundlage aller feineren und höheren Bildung findet, [38] welches einen so großen Teil seiner edelsten Kräfte der kritischen und exegetischen Bearbeitung heidnischer Schriftsteller und der Altertumskunde überhaupt widmet und den

hierin tüchtigen Mann mit dem glänzenden Namen eines Philologen beehrt. Wir können nicht staunen genug, wie ein solches Zeitalter die katholische Kirche darüber so hart anklagen mag, wenn sich in ihrer *Liturgie* und *Disziplin* etwas vorfindet, das auch in den vorchristlichen Zeiten sein Analogon hat. Man sollte meinen, wir hätten in unserem Herrn Verfasser und denen, die ihm ihre Gedanken geliehen haben, die Wiederauflebung der Zeit des heiligen Hieronymus zu erwarten, der sich in einem Traum von einem Engel ziemlich derb aufgefordert glaubte, ja keine **Schriften eines heidnischen Cicero** und dergleichen mehr zu lesen.

Nur so geradezu wird versichert, daß der **Zölibat heidnisch** sei, ohne im mindesten tiefer in die Sache einzugehen. Und *schon deswegen*, weil sich in vorchristlichen Religionen Spuren davon finden, soll er verwerflich sein. Meint vielleicht der Herr Verfasser, die ganze vorchristliche Zeit sei in allen Beziehungen teuflisch, das böse Prinzip habe damals alle Erscheinungen in der Menschenwelt hervorgebracht? Zwar lehrten so die Reformatoren, und ganz folgerichtig [39] lehrten sie so, da sie die moralische Freiheit des Menschen leugneten. Aber stets verwarf die Kirche diesen, Gott und den Menschen in gleicher Weise schändenden Satz. Nicht alles Heidnische ist Satans Werk. Auch die Heiden glaubten an Gott. Sollen wir deswegen an keinen glauben? Auch sie bauten der Gottheit Tempel. Sollen wir ihr aus diesem Grunde keine errichten?

Durch die ganze heidnische Welt hindurch ziehen sich Bruchteile der Wahrheit und Spuren des Göttlichen. Tiefe Ahnungen, dunklere oder klarere Vorstellungen von einer höheren Weltordnung, das Fühlen und sogar auch ein, wenngleich unkräftiges Wollen des Besseren, ein Sehnen nach Verbindung mit der Gottheit treffen wir allenthalben an. Alles, was im Christentum in seiner Fülle und göttlich beglaubigt sich zeigt, finden wir dort wenigstens schon als Schattenriß, als Keim und Samen. Es konnte daher wohl auch nicht fehlen, daß hinsichtlich des Gegenstandes, den wir behandeln, die sehnsuchtsvolle Brust über die irdischen Verhältnisse hinweg und sie vergessend, zum Göttlichen und Ewigen wenigstens hinstrebte und den glücklich gepriesen hätte, dem es so recht gelungen wäre. Es war ganz in der Ordnung, daß man sich ein erhabenes Priesterideal bildete und von

dem, der es lebendig in sich darstellte, als einem mit Sinn und Geist ganz Gott Geweihten erwartete, ja sich's nicht anders denken konnte, als daß er *nur* ihm lebe. Doch wonach das Herz sich sehnte und was der Verstand als erhaben erkannte, war in der vorchristlichen Periode nicht zu erreichen. Es fehlte an göttlicher Lebenskraft, die erst dem armen, unter die Mörder gefallen Menschen in Christus Jesus wieder zufließt, der arm ward, auf daß wir reich würden.

Wahr und schön ist das Wesen des Heidentums in einer indischen Mythe ausgedrückt, die ewige Sehnsucht des Menschenherzens und seine Ohnmacht zugleich, wenn es durch sich allein Hohes erstreben will. Birmah schuf, so sagt die Legende, den Brahman, den Priester, und aus diesem die drei Patriarchen der drei übrigen Kasten, jeden mit einem Weibe, nur dem Brahman war keine Gattin zugeordnet. *Aber Brahman beklagte sich, daß er allein unter seinen Brüdern ohne Gefährtin sei. Da gibt ihm Birmah die Antwort, er solle sich nicht zerstreuen, sondern einzig der Lehre, dem Gebet und [40] Gottesdienste obliegen.* Als jedoch Brahman auf seiner Bitte beharrte, gab ihm Birmah eine Daintany, eine dämonische Frau, aus welcher Verbindung sofort die Brahminen abstammen.

Fassen wir diese Mythe näher ins Auge! Vor allem leuchtet ein, daß das indische Altertum in sein Priesterideal die Ehelosigkeit aufnahm. Und wie schön ist der Grund bezeichnet, der es dem Priester verbieten müsse, sich zu verehelichen! Doch Brahman bittet mit Ungestüm um eine Gattin, die ihm endlich ungerne gewährt wird. Was deutet wohl dieser Teil der Mythe anderes an als das traurige Bewußtsein eines nicht zu hebenden Mißverhältnisses zwischen Erkennen und kräftigem Wollen und Tun? Das Gefühl der menschlichen Schwäche, die zwar einsieht, was geschehen sollte, dann aber selbst wieder darauf verzichtet, dem Gedanken Leben zu geben! Es konnte indes doch nicht gemeint sein, daß dieses Mißverhältnis ewig dauern werde, daß dieser Widerspruch im ewigen Wesen des Menschen gelegen sei. Daher weist die Mythe schon dadurch auf eine künftige Lösung des Widerspruches hin, daß sie ihn setzte. Und diese Ahnung des Inders wurde erfüllt in Christus Jesus, in welchem, da er Gott und Mensch zugleich war, das Menschliche wieder **ins Göttliche aufgenommen wurde**.

Die Mythe drückt sich jedoch noch stärker aus. Um das Unnatürliche der Priesterehe recht zu bezeichnen, wird dem Brahman eine Daintany gegeben, eine dämonische Frau. In der Schöpfung war demnach so wenig an eine Gattin des Priesters gedacht worden, daß sie, als er schlechthin eine begehrte, aus einer ganz anderen Gattung von Geschöpfen genommen werden mußte. Die Mythe sagt, daß gar nicht zusammen und für einander Geschaffenes verbunden worden sei, gleich als wollte sie bemerklich machen, daß Brahmans Ehe bloß auf eine Zeit bestehe, bloß interimistisch sei.

Wenden wir uns von den tiefsinnenden Indern zu den Griechen. Der Prophet, der erste Priester der Eleusinien, ging als [41] solcher keine Ehe mehr ein, ja wenn er auch eine Gattin hatte, mied er die eheliche Gemeinschaft mit ihr. Diese Bestimmungen werden durch den Umstand noch merkwürdiger, daß er gar nicht Hoherpriester werden konnte, wenn er mehr als eines Weibes Mann war, eine Forderung, die viel Licht auf die oben besprochene paulinische Stelle wirft. (S. 34) Daß nur Jungfrauen das heilige Feuer der Vesta unterhielten, ist eine zu bekannte Tatsache, als daß wir bei diesen römischen Priesterinnen länger verweilen müßten. Auch im tiefsten germanischen Norden finden sich Spuren vom Priesterzölibat. Wir verweisen auf die Untersuchungen von Mone, sowie auf die deutschen weissagenden Jungfrauen Veleda und Aurinia, von welchen **Tacitus berichtet** und Luden mit Liebe im zweiten Buche seiner Geschichte des deutschen Volkes nacherzählt. Ganz wahr ist daher, was Creuzer bei Gelegenheit der Erzählung von der Mythe der jungfräulichen Priesterin Cybele und des keuschen Marsyas bemerkt, daß überhaupt die Ehelosigkeit der Priester in den alten einfachen Natur-Religionen durch vieles angedeutet werde.

Hierbei muß noch bemerklich gemacht werden, daß weder bei den Indern, noch in den eleusischen Mysterien, noch in Phrygien beim Kultus der guten Mutter vom Berge, der Cybele, ebensowenig in den römischen und nordischen Mythen die **dualistischen Vorstellungen** gefunden werden, so daß zu vermuten stünde, man habe etwa die Priesterehe mißbilligt, weil die Materie das Böse sei. Es ist demnach der naive, noch ungetrübte Ausdruck der [42] rein menschlichen Anschauungsweise der Sache.

Man hielt es für das Höchste, für die Blüte des menschlichen Lebens, mit ungeteiltem, unverwandtem Blicke, mit *ganzer* Seele der Gottheit sich zuzuwenden. Und darum wurde die Virginität in das Ideal eines Priesters aufgenommen, der sich jedoch auf eine eigene Weise ihrem Dienste widmet. Die indische Mythe spricht dies auch klar aus.

Wenn übrigens der Verfasser der Denkschrift irgend etwas schon darum verdammlich findet, weil es im Heidentum gefunden wird, so ist wahrhaft gar nicht einzusehen, warum er sich nicht vielmehr gegen die Priesterehe ausspricht. Denn diese findet sich in allen heidnischen Religionen und war schon darum schlechthin notwendig, weil die Priester am häufigsten eine eigene Kraft bildeten, die nur durch Verehelichung derer, die sie bildeten, fortgepflanzt werden konnte. Eigentlich heidnisch ist die Priesterehe und im Grunde genommen hätten wir gar nicht sagen sollen, daß der Zölibat dem Heidentum angehöre. Denn seine Keime sind ganz vorheidnisch und fallen in eine Zeit, wo, wie oben schon bemerkt worden ist, die Gefühle noch reiner, die Anschauungen klarer, überhaupt das Gemüt für die Aufnahme des Göttlichen noch offener war. Das Heidentum aber hat diese Keime nicht recht gepflegt, vielmehr unterdrückt und nur in der schwächsten, dunkelsten Erinnerung aufbewahrt oder in seltenen, nur halb durchgeführten Instituten. Daß das eigentliche Heidentum der Virginität sehr entgegen war, werden wir sehr klar einsehen, wenn wir weiter unten (S. 59) darauf aufmerksam machen, wie sehr von den alten Apologeten das Leben der christlichen Asketen den Heiden gegenüber hervorgehoben wurde, in der Hoffnung, diese auf die Kraft des Christentums aufmerksam zu machen, was wohl unmöglich gewesen wäre, wenn der Zölibat eigentlich im Heidentum seinen Boden, seine Heimat gefunden hätte. Niemand staunt die vaterländischen Gewächse an.

Wir können unsere Leser unmöglich aus dem Kreise dieser Betrachtungen entlassen, ohne einer früher von uns ausgesprochenen Behauptung von hier aus eine allseitigere Begründung zu geben. Ich habe auf einen äußeren, [43] geschichtlichen und zugleich inneren, in der tiefsten Wurzel des religiösen Lebens und Denkens gelegenen Zusammenhang zwischen den neueren Kämpfen gegen die Virginität überhaupt und den Zölibat

der Priester insbesondere und der gesamten antichristlichen und unkatholischen Zeitrichtung hingewiesen. (S. 16) Einer solchen Verbindung begegnen wir abermals. Wer von denen, die mit der Geschichte der Meinungen und Irrtümer der letzten fünfzig Jahre bekannt geworden sind, weiß nicht, wie die Grundlehren des Christentums, von außen her, vom Heidentum abgeleitet wurden? Als durch die traurige Stumpfheit der höheren Sinne die Geisteschwäche sich so weit entwickelt hatte, daß ein völliges Mißverhältnis zwischen der aufnehmenden geistigen Kraft und dem aufzunehmenden Objekte eingetreten war, das, wie es selbst von sinnlicher Größe und Erhabenheit ist, auch eine unendliche Kraft zur Empfängnis erfordert, mit einem Wort, als das kräftige Christentum zu dem menschlichen Geist nicht mehr passen wollte und dieser doch aus einem im stillen noch wirksamen Respekt vor jenem ihm nicht geradezu entsagen wollte, machte er sich ein Christentum zurecht, wie es ihm angemessen war, und verwies das, wohin seine Kraft nicht mehr reichte, aus dem Christentum hinaus ins Heidentum.

So wurde der Ursprung der Lehre von der Inkarnation des ewigen Logos und der Trinität in Ägypten, Indien und im Mithras-Mythos, der Ursprung der Auferstehung des Fleisches im Parsismus, der Ursprung der Lehre von der Erbsünde im Talmud usw. gefunden. So verpflanzte man die Grundlagen des Evangeliums ins Heidentum, wie sittlich zu Grunde gerichtete Menschen ihre Fehler in das Reich der Tugenden versetzen, und die wahren Tugenden, die sie nicht besitzen, in Fehler verwandeln.

Das gleiche Schicksal hatte auch die Lehre des Evangeliums von der Virginität. Und so kann denn unsere obige Behauptung auch hierin ihre Rechtfertigung finden. Man hätte bedenken sollen, daß, wenn das Christentum die Bedürfnisse des menschlichen Herzens [44] und Geistes allseitig und wahrhaft zu befriedigen bestimmt sei, sich dunkle Ahnungen, Vorzeichen, gleichsam Prophezeiungen seines Inhaltes überall finden müßten, und daß gerade darin auch ein tiefsinniger Grund seiner Wahrheit gefunden werde. Aus demselben Grunde kann es für die Virginität zunächst und dann auch für den Priesterzölibat nur empfehlend sein, wenn sich für ihn im tiefsten Altertum schon Zeugnisse finden. - Wir setzen nun unsere Untersuchung fort.

b) Jüdischer Ursprung?

Die von den Christen in der ersten Kirche geübte Enthaltensamkeit wird ferner eine Fortsetzung jüdischer Sitten genannt, und dieser Ursprung soll die christliche Virginität und den Priesterzölibat beflecken! Wahrhaft, wenn den jüdischen Priestern das Gesetz vorschrieb, während des Tempeldienstes den **Umgang mit ihren Frauen zu vermeiden**, so werden wir dieser Verordnung als einer von Gott gegebenen oder gebilligten unsere Verehrung nicht versagen und zugeben, wenn die Christen darauf Rücksicht nehmen, daß sie aus keiner trüben Quelle schöpfen. Diese Tatsache sollte uns auch, von ihrer göttlichen Positivität abgesehen, um so mehr zu einer sicheren Betrachtung auffordern, als hierin das jüdische Gesetz seine Gewohnheit verläßt, sich den Sitten der ältesten Naturkulte gegenüber zu stellen und in vollem Einklang mit ihnen ist. Einerseits nämlich weist diese Erscheinung auf das hohe Alter der hier besprochenen Sitte hin, auf eine Zeit, in welcher die Abrahamiden von den Polytheisten noch nicht gesondert waren, da ja beide Gegensätze aus ihrer ursprünglichen Einheit jene priesterliche Vorschrift als Erbstück mit sich nahmen. Oder wenn jemand es vorziehen sollte, daß man später in beiden Kulturen von selbst, also ganz unabhängig von einander darauf verfallen sei, oder auch daß einer von dem anderen es entlehnt habe, immerhin werden wir auf einen tieferen Grund, auf etwas allgemein und rein Menschliches hingewiesen, eben weil die beiden genannten so schroffen Gegensätze Beruhigungspunkte für diese in sich [45] fanden und sie aufnehmen oder frei erzeugen konnten.

Andererseits erhalten wir auch hier eine mächtige Aufforderung, über die Entstehung dieser Sitte nachzudenken. Wenn der jüdische Priester den Tempeldienst hatte, war er mit der Darbringung von Sühn- oder Dank- und Bittopfern beschäftigt. Seine Brust war voll des Gedankens, so schwer seien die Sünden seines Volkes, daß er gleich den Opfertieren den Tod verdiene, daß aber Gottes unendliche Barmherzigkeit gnädig denen verzeihe, die durch diese symbolischen Handlungen eingeschüchtert und weichen Herzens geworden dem Allerbarmer das Opfer ihres Her-

zens darbrächten. Des Priesters Brust war ferner voll des Gedankens, wie Jahwe die Söhne Abrahams auserwählt und zu seinem besonders geliebten Volke auserkoren habe, wie dieses allein von der Annahme falscher Götter wundervoll bewahrt worden, wie seine ganze Geschichte eine lange, ununterbrochene Reihe ganz sichtbarer göttlicher Führungen, eine glänzende Kette von Wundern sei. Die Stiftshütte bewahrte in sich die Gesetzestafeln, die Mose auf dem Sinai von Jahwe erhalten und die Herzen der Versammelten bebten in Furcht und Zittern im Andenken an diese große, furchtbar-erhabene Gesetzgebung. Für all diese Wohltaten und für die täglich dem Volke Gottes noch werdenden brachte er Dankopfer.

Ich frage, wie war es möglich, hier der Frau zu gedenken? In klaren, hellen Gedanken stand all das Gesagte bei Tag in der mächtig bewegten Seele des frommen Priesters und heilige, bedeutungsvolle Träume beschäftigten ihn des Nachts. Solcher Umgang mit Gott verdrängte notwendig den Umgang mit der Frau, die daher auch ferne blieb vom Priester, wenn er sich dem Tempeldienst widmete, und das Gesetz forderte bloß, was sich von selbst verstand. Unser trefflicher Autor aber muß sich einen Priester vorgestellt haben, der gedankenlos in mechanischen Trieben gleich einem Metzger schlachtete und wie ein Bäcker die Kuchen bereitete. Wenn er dergleichen nicht dachte, wie war es möglich, hierauf, als auf einen [46] morschen Grund, die christliche Virginität und den Priesterzölibat zurückzuführen und diese Sitten durch seine Ableitung zu brandmarken? Oder welchen anderen Grund des mosaischen Gesetzes als den von uns entwickelten möchte man wohl auffinden? Etwa, daß die Ehe und der eheliche Umgang an sich für etwas Unreines gehalten worden? Dann erkläre man sich, wie der Mosaismus zugleich alle Geschöpfe als gut und Gott selbst als den Stifter der Ehe kennen lehrt!

Aber unser Herr Verfasser ist durch die fixe Idee, daß etwas, was nicht böse an sich ist, unter allen Umständen und in allen Verhältnissen geübt werden könne oder müsse, geisteslahm geworden. Er kann nicht begreifen, daß es viele Dinge gibt, die an sich erlaubt sind, aber von gewissen geistigen Zuständen dennoch abgewiesen werden, weswegen ihm denn auch die genannten Er-

scheinungen des tiefsinnigen und zartfühlenden höchsten Altertums eine unverstandene Hieroglyphe bleiben.

Ich will das in einem Beispiel näher erklären. Das Tanzen ist nichts Böses. Und doch ist es dem Priester verboten und das edlere Volk wird geärgert, wo es geschieht. Wozu das? Wozu diese rhythmische, unschuldige Bewegung verdammen? Ich entgegne: In der Seele des Tanzlustigen findet sich eine bunte Reihe lustig-gaukelnder Bilder und tändelnde Gefühle sind bereit, immer mit einem leichtfertigen Gedankenspiele abzuwechseln. Sobald der muntere Klang fröhlicher Instrumente zu einer so bestimmten Seele dringt, bewegt sich mächtig ihr eben beschriebener Inhalt, das Innere dringt nach außen und setzt auch die körperlichen Glieder in eine dem Inneren entsprechende Tätigkeit. Der sich in der leiblichen Bewegung abbildende innere Zustand, der in einem Priester nicht erwartet wird, bringt das sich selbst unbewußte Ärgernis des Volkes hervor. Denn wo man hohen Ernst, tiefes Sinnen und große Gedanken zu suchen berechtigt war, offenbart sich eine geistige Leerheit. Das ist es, was wehe tut und tief betrübt. *Der wahre Priester tanzt darum von selbst nicht.* Die Geistesfülle, das Gewicht und die Kraft seiner Gedanken machen eine flatterhafte Bewegung und Wendung des Körpers von selbst unmöglich. [47]

Wie hier die geforderte geistige Beschaffenheit des Priesters ferne vom Tanz ist, ohne daß dieser für etwas Böses erklärt werden müßte, denn wenn die Jugend tanzt, findet es jedermann in der Ordnung, so erklärt Jahwe den Umgang mit der Frau ferne vom Priester, der eben dem Dienst im Tempel ergeben ist. Jahwe drückt hierin das Ideal seines Priesters aus, wenn auch zunächst das Gesetz nur negativ und äußerlich gehalten ist. Das Innere ist im Äußeren verborgen mitgegeben, und an der aller sinnlichen Bewegung entblößten Stätte sollte sich nur das Geistige anbauen. Denn das Altertum unterscheidet nicht streng wie wir: Da das Äußere die Offenbarung eines Inneren ist, so wird in jenem **dieses immer mitverstanden**. Hätte demnach die mosaische Gesetzgebung hierin irgend einen Einfluß auf christliche Sitten geäußert, so müßte nur der Unverstand selbst Veranlassung zu Tadel und Schmähung finden. Doch ist eine solche Einwirkung des Mosaismus höchst unwahrscheinlich, da die Anfänge der christli-

chen Kirche in stetem Kampf mit den Juden zugebracht und alles Judaisierende höchst scheel angesehen wurde. Das rein Menschliche tritt zu allen Zeiten und unter allen Umständen hervor, ohne daß ein äußerer Zusammenhang und eine nachweisliche Vererbung immer gegeben sein müßte.

Ehe ich zur Würdigung eines dritten Versuchs, die Virginität und den Priesterzölibat aus einer trüben Quelle abzuleiten, und damit zu eigentlich kirchenhistorischen Untersuchungen übergehe, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß es den Herren Professoren von Freiburg gefallen haben möchte, für ihre Bittschrift einen Apologeten zu werben, der nicht die offenbarsten Spuren eines oberflächlichen, vernachlässigten kirchenhistorischen Studiums und bloß da und dort Spuren zusammengeraffter Beweismittel entdecken ließe. So gibt der Verfasser es ohne Umstände für eine Tatsache aus, um zu zeigen, wie frühzeitig schon durch unterschobene Schriften falsche Begriffe von der Virginität verbreitet worden seien, daß [48] ein asiatischer Priester und törichter Bewunderer des Apostels Paulus die Legende der heiligen Thekla angefertigt, aber auch der noch lebende Johannes den Betrug entdeckt und bestraft habe! Er scheint nichts davon zu wissen, daß wir neben sieben echten Briefen des heiligen Ignatius auch sieben interpolierte besitzen, und führt aus den letzteren eine lange Stelle an! Er mache einmal den Versuch, seine irgendwo aufgebrachte, vorgeblich ignatianische Stelle in den echten Briefen zu suchen! Gewiß wird er sie nicht finden. Sobald er aber die unechten zur Hand nimmt und den Brief an die Philadelphier bis zum vierten Kapitel liest, wird er sie von Anfang bis zu Ende treffen. Auch zählt unser Herr Verfasser den Eusebius und sogar den Epiphanius unter die christlichen Schriftsteller des dritten Jahrhunderts! Dann sendet sogar Gregor VII., gestorben im Jahre 1085, netto vierzig Jahre nach seinem Tode noch einen Legaten, den Johannes von Crema, nach England, um auf einer im Jahre 1125 gehaltenen Synode zu präsidieren!

c) Gnostischer Ursprung?

Zu untersuchen haben wir jetzt, welcher Wert der Ableitung der Verehrung der Virginität aus den Vorstellungen der Gnostiker zukomme. Um der Unkundigen willen merke ich an, daß diese Leute dem Namen und ihren formalen Prinzipien nach ganz mit unseren heutigen Rationalisten zusammenfallen: Sie nannten sich nämlich selbst die Erkennenden (Gnostiker), wie sich viele unserer Zeitgenossen den Namen der Vernünftigen (Rationalisten) geben, und räumten völlig der Vernunft dieselbe Stellung zur [49] Offenbarung ein wie diese. Unter anderem entdeckten sie, daß diese Welt nicht von dem wahren Gott geschaffen worden sei. Ein niederer Geist habe sie vielmehr aus der ewig vorhandenen ganz oder halb bösen Materie gebildet. Der menschliche Geist, ein Ausfluß Gottes, gehöre gar nicht dieser niederen Schöpfung an und sei auf eine wunderliche Weise in sie herabgekommen. Da sie nun den Leib des Menschen, wie alle Materie, für böse hielten, so galt ihnen dies auch von der Ehe, dem Weine und dergleichen. Sie verboten demnach größtenteils alle Ehe schlechthin, gerade unseren Rationalisten entgegengesetzt, die durch dieselbe Vernunft die Ehelosigkeit lästern. Von diesen alten Rationalisten nun, meint unser Verfasser, müsse auch, gleichwie von Juden und Heiden, die eigentliche Verehrung der Virginität und des Zölibates abgeleitet werden. Übrigens hat er auch diese Ableitung nicht selbst erfunden!

Der Historiograph sieht sich häufig in dem Falle, daß er, wenn er die Begebenheiten in ihrer ursächlichen Verknüpfung darstellen will, bloß nach dem urteilen kann, wie es in der Menschenwelt zu gehen und zu geschehen pflegt. Vorausgesetzt nun, wir hätten in unserer Angelegenheit keine bestimmten Daten, nach welchen wir den Zusammenhang der Ursachen herstellen könnten, ist es wohl Menschenweise, daß sich die hartnäckigsten und erbittertsten Gegner gegenüberstehen und der andere Teil Ansichten und **Liebblingsmeinungen seines Gegners** annimmt? Gerade das Gegenteil läßt uns eine nicht einmal sehr achtsame Beobachtung menschlicher Sitten bemerken: Das extreme Gegenteil der Behauptungen des Gegners pflegt man in solchen Fällen zu ergreifen. Was daher im vorliegenden Falle unsere

Bewunderung eigentlich in Anspruch nimmt, ist die Erscheinung, daß wir in der [50] katholischen Kirche die Ehelosigkeit nicht geächtet sehen, gerade um sich den Widersachern recht bestimmt entgegen zu setzen. Aber kein gesunder Menschenverstand wird erwarten, daß die Katholiken die Ehelosigkeit von solchen Gegnern, erst in solchem Streit in ihren Schoß aufgenommen haben. Sehen wir sie nun dennoch bei ihnen, wie es denn auch wirklich der Fall ist, so muß sie *vor* dem Streite, *vor* der Existenz der Gegner und aus einer ganz anderen Quelle ihnen zugeflossen sein. Die Kirche ließ sich damals so wenig bestimmen, ungerecht gegen die Virginität zu werden, als sie sich in unseren Tagen wird verleiten lassen, sie über Gebühr und auf Kosten der Heiligkeit der Ehe zu erheben.

In der Tat erblicken wir die Kirche im Kampfe mit den Gnostikern in der pünktlichsten Mittelstraße und in einer nicht genug zu bewundernden Besonnenheit und Ruhe. Gegen die Heiden berufen sich die Katholiken auf die unendlich erhebende Kraft des Evangeliums: *Vie le, sagt Justin, viele siebzigjährige Männer und Weiber, die von Jugend auf Christen waren, sind noch Jungfrauen, und ich mache mich anbeischig, unter allen Menschenklassen dergleichen zu zeigen. Warum soll ich erst auf die zahllose Menge derer aufmerksam machen, die von ihren Ausschweifungen als Heiden zurückgekehrt sind und diese Sitten ergriffen haben?* **Athenagoras** sagt in demselben Hochgefühl, einer Religion anzugehören, die in solchem Maße göttliches Leben mitteilt: *Viele kannst du bei uns finden, sowohl Männer als Frauen, die in der Enthaltbarkeit alt werden, in der Zuversicht, sich mehr mit Gott zu verbinden... Denn unsere Eigentümlichkeit besteht nicht im Reden, sondern in dem Beweise und der Überzeugung durch Werke.* Ungeachtet dessen verwies die Kirche mit unerbittlicher Strenge diejenigen aus ihrer Mitte, welche die Klarheit und Reinheit ihres Glaubens trübten und sich dessen nicht enthielten, um sich enger mit Gott zu verbinden, wie Athenagoras sagt. So nennen die Apostolischen Konstitutionen, die namentlich hinsichtlich ihrer Verordnungen, welche die Gnostiker betrafen, gleichzeitig mit der Blüte dieser Rationalisten [51] entstanden sind, diejenigen Werkzeuge des Teufels und Söhne des Zornes, die gewisse Speisen und die Ehe verbieten. Sie bemerken im anschließenden Kapitel: *Wir behaupten, alle Kreatur Gottes ist gut und nichts darf verabscheut werden. Alles, was*

zum Unterhalt auf eine gerechte Weise genossen wird, ist ganz gut, und wir glauben, die gesetzliche Ehe und die Kinderzeugung ist ehrwürdig und befleckt nicht. **Der 43. Apostolische Kanon** bestraft sowohl Geistliche als auch Laien mit Exkommunikation, die Fleisch, Wein und die Ehe nicht der gottseligen Übung wegen, sondern infolge von Ansichten vermeiden, nach welchen all dies unrein wäre.

Ich berufe mich hier auf das Gefühl und das gesunde Urteil eines jeden Kenners der Menschengeschichte und des menschlichen Lebens, ob diese Sicherheit in der Behauptung der Stellung, dieses feste, klare Auge, das Imponieren den Heiden gegenüber durch die Berufung auf die erhabene Gesinnung der Christen und die Wahrung der Grenzen im Kampfe mit den Gnostikern, ich frage, ob die Entschiedenheit und das Glück in der Bewegung zwischen zwei Gegensätzen, dem stumpfsinnigen und ohnmächtigen Heidentum, das die Würde eines ganz ungeteilten Daseins für Gott nicht fassen konnte, die Kraft hierzu nicht aufzubringen wußte und daher den Geist in der Materie untergehen ließ, und andererseits dem Gnostizismus, der in übermütiger, fanatischer Begeisterung einen absoluten Widerspruch zwischen dem Idealen und Realen aufstellte, Gott nicht als Schöpfer verehrte und die Natur als Teufelswerk betrachtete; ich frage, ob sich in dieser Haltung der katholischen Kirche hinsichtlich der Virginität etwas findet, das auf etwas Anerkanntes, von außen Herbeigekommenes hindeutet, oder ob nicht vielmehr ihrer Betrachtungsweise das Prädikat der Ursprünglichkeit und des uranfänglichen Empfangs gegeben werden [52] müsse? Wir bitten unsere Gegner, Menschen, ja ganze Vereine von Menschen zu betrachten, die gewisse Sitten und Ansichten auf eine äußerliche Weise übernommen haben, wie unbeholfen, unsicher, unentschieden und zweifelnd sie sich in ihnen bewegen. Wie sie sich mit ihnen bald zu viel vergeben, bald übertreiben und nie sich gleich bleiben! Wie sie in Fällen, wodurch sie mit ihnen ins Gedränge kommen, sogleich bereit sind, sie aufzugeben! Wie sie sich nicht durch die gesamte Zeit ihres Lebens von ihnen begleiten lassen, anders sich gebärden im eigenen Hause, anders nach außen! Man entscheide dann, ob man die Behauptung wagen möchte, die Kirche habe ihre Ansicht von der Virginität von außen her empfangen!

Auch empfehlen wir dem Herrn Verfasser, darüber nachzudenken, ob die Karikatur, die Verzerrung und Übertreibung oder das Einfache und Natürliche das Erstere sei, ob sich z. B. aus dem Aberglauben der Glaube, aus dem Vorwitz die Wißbegierde, aus dem Skeptizismus die besonnene Forschung ursprünglich entwickelt habe, oder ob nicht vielmehr der Aberglaube dem Glauben und so weiter als Entstellung sich nachher anhängt? Nun fragt es sich, ob die katholische Kirche oder die Gnostiker die einfache Wahrheit und welche von beiden die Karikatur auf ihrer Seite hat? Offenbar aber finden wir in dem gnostischen Rationalismus die Karikatur der einfachen katholischen Ansicht von der Virginität.

Wenn dies hinlänglich erwogen worden ist, dann dürfte es sehr ratsam sein, den umgekehrten Weg einzuschlagen. Einer jeden großen Verirrung des menschlichen Geschlechtes liegt nämlich eine große Wahrheit, ein tiefes Bedürfnis des menschlichen Herzens, ein dunkles, geheimnisvolles Sehnen und Ahnen zugrunde. Es wäre sonst nicht möglich, daß Millionen von Menschen, vielleicht ganze Generationen, ja Jahrhunderte und Jahrtausende von dieser Verirrung umstrickt und festgehalten würden. Nur wird die zugrunde liegende Wahrheit, das Gefühl und so weiter verzerrt durch einseitige Auffassung und Übertreibung. So verbirgt sich in den alten Naturreligionen ein wahres Gefühl. Es gab noch keine christliche Sekte, ich sage gar keine, welche nicht auf dem Grund einer der vielen Wahrheiten, einer der vielen Seiten, die das Christentum dem Betrachter darbietet, erbaut worden wäre. Nicht minder muß auch der Verirrung der Gnostiker, die uns hier beschäftigt, eine Wahrheit gedient haben. Das einfache Element [53] aber, das sie bis zur größten Ausschweifung entstellten, ist gewiß kein anderes als die katholische Betrachtungsweise der Jungfräulichkeit. Der Herr Verfasser versuche es nur, seine matte, flache Auffassung des 7. Kap. des ersten Briefes an die Korinther als die Grundlinie zu betrachten, deren Verzeichnung die gnostische Ansicht von der Ehe und der Virginität gegeben hätte, und er wird sich so *lächerlich als möglich* machen. Denn das **aus Nichts wird Nichts**. Etwas, das nicht tief im Menschen liegt, hätte nicht in dem Grade mißbraucht

werden, hätte nicht länger als zwei Jahrhunderte die Kirche beunruhigen können.

Auch der Ansicht unseres Gegners liegt eine Wahrheit zugrunde. Aber den Gnostikern setzen wir die Heiligkeit der Natur und Herrn Trefurt, auf dessen Bahn sich der Herr Verfasser unbewußt befindet, die Immaterialität und Freiheit des menschlichen Geistes und dessen Erhebung durch das Christentum entgegen. Dem einseitigen Spiritualismus der alten Gnostiker mit den sich immer mehr und mehr materialisierenden Ansichten der neueren zugleich entsagend, erkennen wir den Geist in Verbindung mit dem Leibe an, erwarten aber, daß einst dem verklärten Geiste ein verklärter Leib gegeben wird, eine Verbindung, die weder freit, noch sich freien läßt. (Mk 12, 25) Und wir loben diejenigen, die unterdessen reines Sinnes freien, preisen aber auch die, welche im Hinblick auf die künftige Herrlichkeit der Kinder Gottes schon übergehen, was die nicht zum ewigen Wesen des Menschen gehörende, sondern der Vergänglichkeit unterworfenen Form des gegenwärtigen Leibes gewähren möchte.

Eine reinere und würdigere Ansicht von der Ehe ist gar nicht möglich, als sie von den Kirchenvätern aufgestellt wurde. So sagt Clemens von Alexandrien: *Keusch sein heißt, eine heilige Gesinnung haben*. Und er bemerkt gegen den Pöbel, wozu viele gehören, die nicht gerade [54] auf dem Lande wohnen: Das Wesen der Keuschheit verkennend, lege der Pöbel mehr den Wert auf das Körperliche, auf die äußere Enthaltung, nicht in die geistige Richtung, da doch ohne den Geist der Körper Staub und Asche sei. Der heilige Chrysostomus bemerkt gegen diejenigen, welche in der Ehe Schlimmes und Arges fanden, daß auch in den Propheten ungeachtet ihres Verheiratetseins der göttliche Geist gewirkt habe und spricht an einem andern Ort den großen Satz aus: *Das größte ist Liebe und Milde, sie steht höher als der Zölibat*. Und doch **verteidigt Clemens die Virginität** und bewundert sie, und Johannes Chrysostomus ist der beredte und geistvolle Verfasser zweier Apologien für jene, die im Zölibat lebten. Aber eben weil ihnen das Leben des Geistes den einzigen Maßstab zur Würdigung des Menschen darbot, so waren sie geeignet und gesund genug anzuerkennen, daß jene, in welchen sich ein so mächtiges Walten, ein so inniges Aufnehmen göttlicher Kräfte fand, daß sie

die Erde und was sie bietet, missen und vergessen konnten, in religiöser Beziehung am höchsten stünden. Eben weil er die Liebe zu Gott, die zu seinen Geschöpfen gewendet als Milde, Sanftmut und Barmherzigkeit sich erweist, für das höchste erachtete, pries er die Virginität, die aus Liebe zu Gott alles andere vergißt.

Hier habe ich den historischen Erörterungen, insoweit sie die Virginität im allgemeinen betreffen, ein Ende zu machen und dem vortrefflichen Verfasser, dem ich zur Rede stehe, nur noch den Rat zu erteilen, er möge manche von mir aus den Apostolischen Kanones und den Kirchenvätern angeführte Stellen mit 1 Kor 7 vergleichen. Zum Beispiel was Athenagoras sagt: *Der Grund der Enthaltensamkeit der Asketen liegt in ihrer Hoffnung, enger mit Gott sich zu vereinigen...*; mit dem, was Paulus in Vers 35 bemerkt: *Weil ihr dann anhaltend und ungehindert dem Herrn dienen könnt...*; die Worte der Apostolischen Kanones: *... der Übung wegen könne man sich der Ehe enthalten*; und die [55] Rede des Paulus in Vers 5: *Auf daß ihr dem Fasten und dem Gebete obliegen möget ...*; auch, wenn die Apostolischen Konstitutionen jene, welche die Ehe und gewisse Speisen als unrein verbieten, Werkzeuge des Teufels nennen und Paulus (1 Tim 4, 2) *...als scheinheilige Lügner und gebrandmarkten Gewissens* diejenigen bezeichnet, die zu heiraten verbieten und Speisen zu genießen, die Gott geschaffen hat. Und alsdann soll sich der Verfasser bei seinem Gewissen fragen, ob nicht die genaueste Übereinstimmung zwischen den in der katholischen Kirche der ersten Jahrhunderte verbreiteten Ansichten und der Lehre des Paulus anerkannt werden müsse? Und wenn dieser Akt der Urteilkraft vorüber ist, möge er über sich selbst richten.

Der Verfasser kennt nämlich die Apostolischen Kanones, die gegen die Ansicht von der Ehe als etwas Böses gerichtet sind, da er sie anführt. Und dennoch behauptet er, die Verehrung der Virginität in der katholischen Kirche liege auch in solchen Meinungen begründet. Was enthalten aber diese Apostolischen Kanones anderes als die Gesamtansicht der Katholiken im ersten, zweiten und dritten Jahrhundert? Aus der katholischen Kirche hervorgegangen und in ihr allgemein gültig gewesen, sind sie der Ausdruck ihrer Gesinnungen. Es scheint mir ganz unfäßlich, wenn das Bewußtsein und die Seelenkräfte durch Leidenschaft nicht getrübt sind, wie des Herrn Verfassers Ansicht von der Ent-

stehung der Hochschätzung der Jungfräulichkeit sich bilden konnte. Es ist ebensoviel, als behauptete jemand: **Hegel lehrt**, daß wir das *An-sich* der Dinge nicht kennen. Denn er bekämpft den kantischen Grundsatz, welchem zufolge wir bloß um die Erscheinung des *An-sich* der Dinge zu wissen vermögen. Es ist allerdings möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß auch manche Katholiken, ungeachtet allen Gegenstrebens der Kirche, von den alten Rationalisten um ihr gesundes Urteil und richtiges Gefühl gebracht wurden, wie unser vortrefflicher [56] Verfasser von den Rationalisten der neueren Zeit. Daß aber die *Gesamtkirche* bei all ihrem so stark, so heftig und wiederholt, ja unausgesetzt ausgesprochenen Abscheu gegen die Gnostiker und ihre Irrtümer die Virginität aus Haß gegen die Ehe so hoch sollte erhoben haben - und von der Richtung der ganzen Zeit, nicht vom Einzelnen spricht ja der Herr, - das ist ein zu großes Monstrum für allen menschlichen Verstand.

Doch muß noch zugestanden werden, daß unser Gegner bloß sich *gegen die schwärmerische Verehrung der Virginität* erklärt. Die nicht schwärmerischen Verehrer sind ihm aber vorzüglich die, die um ihrer *bedrängten Lage* willen sie verehren, wie zum Beispiel ein auf halben Sold gesetzter Offizier den Zölibat wegen *bedrängter Lage* hochschätzt, für welche Fälle eigentlich Paulus den ledigen Stand empfohlen hätte! Da ist nun wahrhaft nichts Schwärmerisches. - Höchstens kommt es zu Nachtschwärmereien!

IV. Der Zölibat in der Alten Kirche

a) Vom 2. bis 4. Jahrhundert

So haben wir denn die kirchliche Überzeugung von der Virginität gegen ihre Entstellung und verkehrten Ableitungen verteidigt. Wir haben sie als biblisch nachgewiesen und eingesehen, daß sie von den reinsten Quellen in die Kirche sich ergoß. Wir haben hiermit endlich zugleich dargetan, daß der Verfasser dieses Teils der Denkschrift die Geschichte der Kirche ebenso wenig versteht, als er die heilige Schrift zu erklären und ihren Sinn zu erfassen vermag. Dadurch indes, daß wir dies geleistet haben, ist der Priesterzölibat noch keineswegs historisch erklärt und in seinem Ursprung und Wesen genau bezeichnet. Es ist vorläufig nur die Grundlage gerechtfertigt, ohne welche dieser beim ersten Anblick schon als ein Unding angesehen werden müßte. Ich würde mich nicht so lange mit dieser Grundlage befaßt haben, wenn nicht die Gegner, wohl einsehend, wie viel darauf ankommt, schon sei langer Zeit diese zu zerstören versucht hätten. Wir betrachten nun die Entstehungsgeschichte des Priesterzölibates, worauf wir in die Beurteilung der Gegenschrift auch in dieser Beziehung wieder eingehen.

Der XIX. (sonst auch XXVI.) apostolische Kanon lautet also: *Wir verordnen, daß von den Klerikern, die heiraten wollen, nur die Vorleser und Sänger heiraten dürfen.* Es ist bekannt, daß die Apostolischen Konstitutionen die Kirchendisziplin des zweiten und dritten Jahrhunderts enthalten. Demzufolge war es gewiß schon gegen Ausgang des ersten Jahrhunderts Sitte und mehr als Sitte, daß kein Priester mehr heiratete. Dies leuchtet sehr klar auch aus einem montanistischen Orakel ein. Die Prophetin Priscilla (zwischen den Jahren 150 und 160) sprach: *Der heilige Diener weiß das Heilige zu verwalten, er lebt in Übereinstimmung mit den rein zu haltenden Dingen, sagt sie; sie schauen Visionen und wenden ihr Gesicht nach*

oben; auch hören sie deutliche Stimmen, heilbringende sowohl als auch drohende. Heiliger Diener heißt nach dem Kontext ein im Zölibat lebender Priester. Dieses Orakel hätte unser Verfasser, wenn er es gekannt hätte, wohl mit fröhlichem Sinne und siegesgewiß angeführt. Er würde laut ausgerufen haben: Seht den montanistischen Ursprung des Priesterzölibates! Dies verhält sich unterdes ganz anders. Jeder gründliche Kenner der Kirchengeschichte weiß, daß die Sekte der Montanisten durchaus nur in der Ansicht, die sie von ihrem Stifter aufstellte und in Angelegenheiten der Kirchenzucht, sowie in der Art, ihre Satzungen zu begründen, von der katholischen Kirche abwich. Bis man in dieser einmal fastete, glaubten sie zehnmal fasten zu müssen. Wenn in dieser die Unterlassung einer zweiten Heirat nach Paulus für löblich gehalten wurde, so behaupteten sie, die Unterlassung sei schlechthin geboten. Mit einem Worte: Sie übertrieben nur alles Katholische.

So auch stellten sie die Sitte des Priesterzölibates nur auf die Spitze und kehrten sie ins Lächerliche um. Priszilla sagt in der angeführten Stelle: Der ehelose Priester habe Visionen, klar vernehmliche, göttliche Stimmen würden ihm zuteil, die eben so heilsam wären, als sie anderen verborgen blieben. Daß nur der Heilige das Heilige *würdig* verwalten könne, daß nur der Reine zum Reinen sich füge, lehrte die katholische Kirche allerdings auch, hierin mit den Montanisten übereinstimmend, falls sie keine bloß äußerliche Reinheit meinten. Das Übrige aber ist ihre Sektenansicht, leicht aus dem Umstand erklärlich, daß sie ja vorzüglich durch Maximilla und Priszilla, die ekstatischen Frauen, die vermeintlich *Gottbegeisterten*, großen *Prophetinnen* die Wahrheit ihrer Gegensätze zu beweisen suchten. Man entdeckt auch hier, wie bei den Gnostikern hinsichtlich der Virginität im allgemeinen, daß höchst einfache und wahrhaft christliche Elemente mit unlauteren Zusätzen menschlicher Torheit überzogen wurden, daß schon längst vorhandene katholische Grundzüge durch sektiererische Erbärmlichkeit befleckt wurden. Nähmen wir dies nicht an, wie wäre es zu erklären, daß die ersten, so hitzigen Gegner des Montanismus, **die uns Eusebius kennen lehrt**, diesem mit keinem Worte den Vorwurf machen, daß er den Priesterzölibat einführe? Gegner, die so weit gingen, daß sie den Montanus mit seinen Gefährtinnen wegen ihrer beständigen Verzückungen, Ekstasen

und Prophezeiungen für dämonisch hielten, die sie mit Gewalt exorzisieren wollten, befanden sich zuversichtlich nicht in der geistigen Stimmung, die erfordert wird, wenn man von jemandem ein Institut entlehnen will. Diese montanistischen Reden enthalten somit ein klares, unverwerfliches Zeugnis des schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts *bestandenenen* Priesterzölibates und unterstützen mächtig, was von den Apostolischen Konstitutionen gesagt wurde.

Aus einer andern Stelle derselben tertullianischen Schrift erhellt gleichfalls, daß gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Männer, die bei ihrer Priesterweihe nicht verheiratet waren, auch nicht mehr heirateten. Einem Manne, den Tertullian von einer zweiten Ehe abhalten will, gibt er zu bedenken, wie er wohl durch einen Priester, der entweder selbst nur einmal dürfe geheiratet haben, als er die Weihe erhalten, oder sogar die Jungfräulichkeit gelobt hat, als er ordiniert worden sei, zu Gott für seine zwei Frauen, für die verstorbene und lebende, ein **Bittgebet könne vorbringen lassen?**

Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts finden wir in Antiochien nur unverehelichte Priester. Zwar haben wir diese Notiz in Verbindung mit einer Nachricht, die großen Schatten auf den ehelosen antiochenischen Klerus wirft, aber die Antwort auf die Frage, ob und wann zuerst der Klerus in der Alten Kirche im Zölibat zu leben angefangen habe, die rein historisch ist, wird dadurch sehr erleichtert. Es wird nämlich berichtet, daß unter dem Christi Gottheit leugnenden Bischof *Paul von Antiochien* die Priester, welche mit ihm einverstanden gewesen sein müssen, da sie gar keinen Unwillen gegen den Bischof laut werden ließen, in sehr unreinem Umgange mit den Frauen gelebt hätten, mit denen sie zusammenwohnten, was ihre Ehelosigkeit voraussetzte. Im Vorbeigehen gesagt: Hier sehen wir wieder den Zusammenhang der Unmöglichkeit, an eine rein bewahrte Virginität zu glauben mit der Verwerfung der **Wesenslehren des Christentums**. Diese wüsten Pfaffen beschwerten sich gewiß auch gegen den Zölibat, *den ihnen die Sitte auferlegte*. Denn sie, die mit der Verwerfung der Lehre von Christi Gottheit auch nicht glauben konnten, daß wahrhaft göttliche Kraft und göttliches Leben durch ihn uns

geworden sei, konnten eine Lebensweise nicht erst einführen, die rein und klar auf jenem Glauben beruht.

Schon mit dem **Konzil von Elvira** im Jahr 305 oder 306, von Ancyra im Jahr 314 beginnen die Priester und Bischöfe betreffenden Verbote, den ehelichen Umgang mit der Frau fortzusetzen, die schon verheiratet waren, als sie gewählt wurden. Und **die Synode von Neucäsarea** im Jahr 314 beschließt die Absetzung dessen, der als Priester heiratete. Die Synode von Nikaia hingegen, auf welcher die angeführten Verordnungen von Elvira und Ancyra zur *allgemeinen* Nachahmung vorgeschrieben werden wollten, lehnte dies auf Antrag des Bischofes Paphnutius ab, welcher bemerkte, daß das Verlangen der Enthaltsamkeit in diesem Falle zu schweren Gewissensverletzungen Veranlassung geben könnte, und setzte hinzu: *Man solle es bei dem belassen, daß der, welcher unverheiratet in den Klerus eintrete, auch für die Zukunft nicht heirate*; und er nennt diese Sitte *eine alte Überlieferung*.

b) Die erfüllte Prophezeiung Jesu

Es ist Zeit, die Betrachtungen einzuleiten, zu welchen uns das bisher gelieferte Material Stoff und Aufforderung genug darreicht. Vor allem stellt es sich für den verständigen Beobachter als unwidersprechlich heraus, daß die Sitte, *als Priester nicht mehr zu heiraten*, im höchsten christlichen Altertum ihren Ursprung nahm, gewiß in den apostolischen Zeiten selbst entstand. So weit überhaupt nun von der Apostelgeschichte abwärts unsere Geschichtskunde sich erstreckt, berichtet sie das Dasein dieser Sitte. Wenn sie daher im klaren Worte der Apostel selbst ihren Ursprung nicht gefunden, so doch gewiß im Geiste derselben. Wir verlangen, nachdem wir den äußeren Beweis hierfür geliefert haben, die historisch beglaubigte Tatsache ihrem inneren Wesen nach, in ihren letzten Gründen zu begreifen. Der Heiland selbst hatte auf die große Erscheinung hingewiesen, daß es nicht an solchen fehlen werde, die geistige Kraft genug besitzen, sich um des Reiches Gottes willen selbst zu entmannen, das heißt ehelos zu bleiben. Und der Apostel Paulus erwähnt die Gestalt eines so geistlichen Lebens, welches sich in seinem ganzen, ungeteilten Dasein Chri-

stus widmet. In wem, um Gottes Willen, *konnte* dies eher gefunden werden, in wem *sollte* es eher gefunden werden, als in dem, der die Herde Gottes weidete? Daß ein solcher auf der höchsten Stufe des religiösen Lebens stehe, daß die Blüte gottseliger Innigkeit in ihm sich erschließe, das war zu erwarten. Daß die ganze und höchste Kraft des Evangeliums in ihm sich offenbaren werde, wird niemanden befremden.

Dem Erlöser und seinem Apostel ist aber, **wie früher schon gezeigt** wurde, eben die Virginität diese Blüte, diese schönste Blume, diese reinste und höchste Entwicklung **evangelischer Kraft im Leben**. Die von den Aposteln in der Kirche eingesetzten Priester fanden daher in jenen Worten Jesu Christi und seines Schülers einen Wink für sich. Oder vielmehr: Nicht äußerlich traten ihnen jene Worte als ein gebietender Wink entgegen. Es regte sich in ihnen von selbst jene religiöse Kraftfülle, jene himmlische Sehnsucht, ausschließlich Christus zu leben und seiner Stiftung. Ihr ganz geisterfülltes Gemüt, ihr reger, lebendiger Eifer, ihr ganz in Christus verborgen wurzelnder und nur für den Dienst seiner Kirche heraustretender und sich offenbarender Sinn gedachte gar nicht des Heiratens, kein Weib als solches machte Eindruck. Denn das Herz war anderer Dinge voll, *alle Personen erschienen ihm ohne Unterschied nur als Erlöste in Christus oder der Erlösung Bedürftige*. Daher finden wir in keiner Lebensbeschreibung eines alten Bischofs oder Priesters ein Trauungs- oder Hochzeitsfest, und wir geben unserem gelehrten Gegner auf, eines zu finden. Jetzt realisierte sich das alte Ideal eines Priesters, das sich in dunklen Anklängen selbst durch das dumpfe Heidentum hindurch nicht verlor, das Ideal, von welchem auch im Mosaismus nur Brüche in der Wirklichkeit erscheinen konnten. Unser Gegner versuche es, wenn er die triviale, ebenso gedankenlose als gotteslästerliche Betrachtungsweise der Kirche des Sohnes Gottes verläßt, nach welcher er sie wie eine Kloake angesehen, in welcher aller Unrat der vier Weltgegenden zusammenfloß, er versuche es, nachdem er sich als seiner selbst bewußter Christ zu jener Höhe erhoben hat, von welcher aus er in der Kirche einen unendlich reichen, eigentümlichen Bildungstrieb verehrt, in anderer Weise die inneren Gründe für den in das apostolische Zeitalter fallenden Ursprung des Priesterzölibates zu entfalten.

Das zweite, was uns in die Augen fällt, wenn wir das vorgelegte geschichtliche Material überblicken, ist die Bemerkung, daß bis in die Zeiten des Konzils von Nikaia sowohl in der abendländischen als in der morgenländischen Kirche auch bereits verheiratete Männer, wiewohl seltener, in den höheren Klerus aufgenommen wurden. Dabei entdeckte ich jedoch noch zwei Eigenheiten. Die eine, daß auch solche aus innerem Drang sich meistens des Umgangs mit der Frau enthielten, die andere, daß die Zahl solcher immer seltener wurde. Der Beweis ist nicht schwer zu führen. Alles was von jeher in der Kirche in Gesetzesform gebracht werden wollte oder gebracht wurde, existierte zuvor als Gewohnheit. Nach dieser durchgreifenden Analogie war es unmöglich, auf einigen Provinzialsynoden das Gesetz zu erlassen und zu Nikaia vorzuschlagen, daß auch als verheiratet gewählte Kleriker höherer Weihe ihre Gattinnen nicht mehr berühren sollten, wenn es nicht zuvor Sitte gewesen wäre. Das andere erhellt daraus, daß bei solcher Geistesstimmung am liebsten Jungfräuliche gewählt werden mußten, die sich in immer größerer Zahl vorfanden, je ausgebreiteter die Kirche wurde. Doch es wird alles dies durch Zeugnisse, die beinahe mit der Synode von Nikaia gleichzeitig sind, bestätigt. So sagt der heilige Hieronymus in der bekannten Stelle gegen Vigilantius: *Was tun die Kirchen des Orients, was die von Ägypten oder was tut der Apostolische Stuhl? Diese akzeptieren nur Jungfräuliche oder Enthaltssame als Priester, oder wenn sie Ehefrauen haben, hören sie doch auf, ein eheliches Leben zu führen.*

c) Der Übergang zum Mittelalter

So standen die Dinge, als sich eine immer mehr entwickelnde Verwilderung des römischen Reiches bemächtigte, als die rohen nordischen Stämme dieses überzogen und ihre Roheit allenthalben verbreiteten, wohin sie kamen. Und welches Land blieb unangetastet, sei es mittelbar oder unmittelbar? Von nun an war, wie es nicht anders zu erwarten steht, ein beträchtlicher Teil des Klerus nicht mehr geistig genug, um das Ideal eines Geistlichen in sich entweder selbst hervorzubringen oder es auch nur aufzunehmen, wenn es von außen her angeboten wurde. Der ungebil-

dete Geist verstand nicht und die moralische Versunkenheit vermochte nicht, das Ideal im Leben abzubilden. Es werden umfassende, in das Wesen des Christentums eindringende Kenntnisse, Empfänglichkeit für Ideale, religiöse Innigkeit und Lauterkeit und Reinheit des Wandels erfordert, um die Virginität an sich und die des Priesters zu würdigen. Daher kämpfen jetzt die Päpste und die Synoden wie gegen die Roheit überhaupt, so gegen die Roheit vieler Priester. Was die begeisterte religiöse Gemütsfülle und Tiefe der ersten, schönsten christlichen Zeiten erzeugt hatte, mußte nun als herbes, starres Gesetz von außen entgegentreten, welches, wie es denn kein Gesetz als solches weiter bringen kann, bei vielen rohen, wilden Menschen höchstens eine äußere, jüdische Legalität zu bewirken vermochte und häufig umgangen wurde. Erst als gegen Ende des elften Jahrhunderts die Wissenschaften sich wieder erhoben und die sittliche Verwilderung allmählich gebrochen wurde, stellte sich auch wieder die Fähigkeit heraus, die priesterliche Virginität zu würdigen, das Ideal zuerst als solches zu reproduzieren und damit auch die ethische Kraft, es zu verwirklichen. Oder: Es kamen die Zeiten Gregors VII. In der Reformation kam der Gegensatz zwischen Glauben und Wirken zur Sprache. Bloß das erste sollte selig machen, das letztere keinen Anteil daran haben. Daher die Notwendigkeit, die Virginität wieder anzufeinden. In der neueren Zeit kam man aus ganz anderen Gründen, **die ich eingangs schon geschildert habe**, wieder zum Kampf gegen den Zölibat zurück und schloß sich an die Barbarei früherer Jahrhunderte an.

Nach diesem kurzen Überblick der Geschichte des Zölibates wenden wir uns wieder zu unserem Herrn Verfasser. Vor allem muß der **Mangel pragmatischer Darstellung** gerügt werden. Nachdem er den Zölibat, oberflächlichen Protestanten oberflächlich nachtretend, wie oben gemeldet, von da und dort abgeleitet hat, ungefähr wie wenn jemand Napoleons strategisches Genie aus den militärischen Talenten seines Küchenjungen, Stiefelputzers und Kammerdieners zusammensetzen oder den kühnen, ästhetischen Tanz eines künstlerischen Akrobaten als eine Nachahmung der tollen Sprünge des Bajazzo darstellen wollte, der sich eben unter dem Seile, ihn spaßhaft nachahmend, herum bewegt. Es geht ihm jede Lust ab, die Erscheinungen in ihren ur-

sächlichen Verknüpfungen aufzufassen. Die einzige Bemerkung der Art, die von Plank entlehnt, noch vorkommt, lautet dahin, daß in der gleichen Art sich der Priesterzölibat in einem Land verbreitet habe, wie sich das Mönchtum dort eingenistet habe. **Plank** hat keinen Beweis für diese Behauptung geliefert, gegen welche sich viele Beweise aufbringen lassen. So ist zum Beispiel allgemein bekannt, daß sich im Orient, namentlich in Ägypten, das Mönchswesen zuerst ausgebildet hat und erst mit Athanasius das Asketenleben nach dem Okzidente und noch später das eigentliche Mönchsleben (erst durch Martin von Tours, Ambrosius usw.) dahin verpflanzt wurde. Und doch läßt unser Scharfsinniger schon *durch Siricius* den Zölibat mächtig von Rom anbefohlen werden, unter welchem sich der strenge Asket Hieronymus nicht einmal in Rom zu halten wußte, sondern, da alles mit Haß gegen das Mönchswesen erfüllt war, nach dem Orient zu flüchten sich gezwungen sah! Während der Orient mit Mönchen schon angefüllt war und sich kaum einige Klöster im Abendland fanden, läßt er den Siricius den Zölibat allein dekretieren, mit der Versicherung, *daß in der orientalischen Kirche die Priesterehe allgemein üblich war*. Und doch soll der Priesterzölibat gleichen Gang mit dem Mönchtum eingeschlagen haben! Wir wollen hier von der Unwissenheit in der Geschichte, von der Unbekanntschaft mit den von uns angeführten gleichzeitigen Zeugnissen aus Hieronymus und Epiphanius nichts sprechen; nur von der inkonsequenten Haltung der Ansichten unseres Herrn Verfassers sei die Rede. Doch liegt vielleicht auch darin nicht so sehr ein Mangel an Konsequenz, als ein Mangel an geschichtlichen Kenntnissen, namentlich von der Art, wie das Mönchswesen um sich griff. Er meint vielleicht, es sei zuerst im Norden entstanden und **die sketische Wüste liege in Skythien!**

Er gibt durchaus keinen Grund an, wie es kam, daß vom fünften Jahrhundert an bis ins elfte so viele Priester wieder heirateten und warum die Griechen erst im Jahr 690 auf der **Synode im Trullum** von der früheren, durch Hieronymus und Epiphanius und auch durch Socrates bezeugten Sitte abwichen, daß man Jungfräuliche am liebsten in den Klerus aufnehme, dann erst zu Witvern und Enthaltamen sich wende. Der schlichteste Verstand ahnt eine Verbindung zwischen dieser Erscheinung und

dem Charakter der Zeit überhaupt. Und wenn der Charakter von jedem Kenner der Geschichte als ein im Vergleich mit den früheren Zeiten höchst trauriger anerkannt werden muß, so sollte doch die Oberflächlichkeit selber einsehen, daß die damaligen Schicksale des Zölibates entweder im Verhältnis des Grundes oder der Folge, der Ursache oder der Wirkung zur schlechten Zeit stehen müssen - wenn keines von beiden der Fall wäre, so könnte historisch gar nichts von ihm gewußt, er könnte gar kein Objekt der Geschichte werden -, daß alle die vielfach sich verhehelichenden Priester die Barbarei entweder herbeigeführt haben oder im Gefolge derselben erschienen sein müssen. Aber unser meisterlicher Geschichtsschreiber des Zölibates greift diesen in gar keiner Verkettung mit den Zeiterscheinungen auf, stellt darum die mit ihm vorgefallenen Veränderungen als bloßen Zufall hin. Denn alles, was in keinem Kausalverband erscheint, ist für den Historiker Zufall. Dann mutet er uns zu, dieses Gerede als eine *Historie* hinzunehmen und uns mit ihm zu freuen, daß die Päpste, die Synoden und die besseren Männer überhaupt so oft umsonst geredet haben und der Zölibat mehr Theorie als Praxis, wie er sagt, gewesen sei. Vor allem möge unser Lieber frohlocken über die Unkultur und die Barbarei jener Zeiten und dann erst über ihr Produkt, die Verletzung des priesterlichen Zölibates.

Auch bemerkt dieser, daß sich die Arianer in Spanien besonders **dem Zölibat entgegen gesetzthätten**. Es ist wahr! Allein, was sollen wir mit diesem abgerissenen Faktum? Verstanden, das heißt in seinem Grunde soll es erfaßt werden, wenn der *vernünftige* Leser befriedigt werden soll. Es hätte bemerkt werden müssen, daß die Arianer, die in dem Heilande nur ein endliches Wesen anerkannten, *notwendig* Feinde des Zölibates wurden. Wie hätten sie auch Freunde der Virginität sein mögen, da diese den Glauben an eine Mitteilung unendlicher, wahrhaft göttlicher Kraft voraussetzt, die Arianer aber keineswegs im Besitz einer solchen sich wissen konnten, weil ein endliches Wesen keine unendliche Kraft zu überbringen und zu verleihen vermag. **Aus dem Arianismus** hätte sich die Verehrung der Virginität gar nicht herausbilden können. Nur die katholische Kirche konnte sie erzeugen oder vielmehr die von dem Erlöser und seinem großen Apostel gegebene Anregung aufnehmen und fortbilden. Die arianische

Sekte hätte nach und nach eine entschiedene und vertilgende Richtung auch gegen das Mönchtum nehmen müssen, weil diesem die Verehrung der Virginität zugrunde liegt. Man erinnere sich einerseits an das Verhältnis des arianischen Kaisers Valens zu den Mönchen, andererseits wie die Lehre von der Gottheit Christi in den damaligen Asketen und Mönchen (Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus) und in den Verteidigern des Mönchtums, den eben genannten Männern nebst Ambrosius, Augustinus und anderen die wichtigsten Apologeten erhielt.

Jedoch bemerken wir bis Seite 56 der Denkschrift nicht bloß einen Mangel an Sachkenntnis in Behandlung der Geschichte des Zölibates, sondern eine solche Masse von Unrichtigkeiten, bald größere, bald kleinere, daß wir nur staunen können. Da eine alle Einzelheiten der Art hervorhebende Anzeige an sich nicht zu unterrichten vermag, vielmehr nur darüber unterrichtet, wie ununterrichtet unser Sachwalter der Priesterehe ist, so begnügen ich mich mit wenigem. Seite 21 wird die **Synode von Gangra** angeführt, welche die Ansichten der Väter von Nikaia anerkannt und bestätigt habe, eine Synode die *bald darauf* (nach der von Nikaia) gehalten worden sei und dann ins Jahr 324 etwa versetzt wird! Es weiß jeder Schüler, daß die ökumenische Synode von Nikaia im Jahr 325 gefeiert wurde, welche mithin von einer ein Jahr früher versammelten Synode schwerlich bestätigt wurde! Doch was meint denn der treffliche Chronolog, was bestätigt werden sei? Daß verheiratete Priester den Gottesdienst feiern könnten! Wenn die Väter von Gangra einem gewissen Eustathius und seinen Schülern gegenüber dieses behaupten, so mußte die Bemerkung nicht vergessen werden, die allein Aufschluß gewährt, daß jener Sektierer die Ehe an sich als etwas Böses verworfen habe, daher auch keineswegs bloß die Priesterehe, sondern auch die der Laien und noch dazu auch den Genuß von Wein und Fleisch. All das wird übergangen, und ununterrichteten Lesern soll dadurch Sand in die Augen gestreut werden. Hätte bloß nachgewiesen werden wollen, daß es zur Zeit der Synode von Gangra in Paphlagonien auch einige verehelichte Priester gegeben, so hätte nichts dagegen vorgebracht werden mögen, wiewohl die Form des Kanons allerdings Bellarmins Ansicht zuläßt, es sei von *verheiratet gewesen* Priestern die Rede, **keineswegs von noch verheirateten**.

Am auffallendsten gewiß und am oberflächlichsten ist, was als Folge des Dekrets des **Siricius an Himerius von Tarragona** im Jahr 385 gesagt wird. Von diesem Dekret wird nämlich die Einführung des Zölibatsgesetzes in Spanien, Gallien, in Afrika und Griechenland abgeleitet. Ehe ich jedoch diese Behauptung in ihrer ganzen Abgeschmacktheit darstellen werde, mache ich auf etwas aufmerksam, was viele mit dem Wort *Gedankenlosigkeit* bezeichnen dürften, ich aber bloß zu erzählen gesonnen bin. Weiter unten (S. 108 und 109) wird gelehrt, nur in einer kurzen Periode des Mittelalters habe der Papst eine gesetzgebende Gewalt ausgeübt, und hier wird die Einführung unseres besprochenen Gesetzes in den genannten Ländern dem Papst zur Last gelegt, der also im vierten Jahrhundert schon Gesetze gegeben hätte! Wenn der Verfasser Primatrechte bestreitet und versichert, die Bischöfe könnten für sich den Zölibat aufheben, dann gebührt **dem Papste das Gesetzgebungsrecht nicht**. Wenn er aber von dessen Einführung spricht, so setzt er diese Befugnis des Papstes voraus, nur um behaupten zu können, der Zölibat sei durch Zwang in die Kirche gekommen. Das heißt von der Erlaubnis, sich widersprechen zu dürfen, einen starken Gebrauch machen.

Indes ist es unbestritten, daß sich die Päpste jener Zeit keineswegs das Recht zugesprochen haben, nur so geradezu neue Gesetze einzuführen. Auch im Mittelalter übten sie kein solches Recht aus, ja die gesamte Kirche hat es nie ausgeübt. Was sich durch die Praxis schon längst als bewährt gefunden, wurde nur allmählich zum Gesetz erhoben, und die Päpste hielten es als ihr wichtigstes Recht fest, dergleichen Kanones zu schützen. Daß das im vorliegenden Falle auch stattgefunden hat, wird sich sogleich ergeben.

Vorerst bemerken wir, daß Siricius von Himerius in Kenntnis gesetzt wurde, sehr viele Priester lebten, auch als solche, im Umgang mit ihrer Frau, was ja voraussetzt, daß der spanische Bischof durch diese Sitte eine ältere Ordnung der Dinge verletzt glaubte. Wie konnte ihm außerdem einfallen, sich an den Papst zu wenden? Sodann wandte er sich vorzüglich deshalb an den Papst, um die Strafe solcher Priester zu erfahren, wie aus jenem bekannten Dekret Innocenz I., die denselben Gegenstand behandelt und worin sich dieser auf seinen Vorfahren beruft, hervorgeht. Beson-

ders wichtig und entscheidend sind jedoch die Gründe, welche die verheirateten spanischen Priester für die Fortsetzung ihres ehelichen Umganges angaben. Die einen beriefen sich auf die alttestamentliche Ordnung, welche auch den Priestern ein Gleiches gestattet habe. Offenbar hätten sie statt einer solchen Berufung geklagt, *daß Neuerungen eingeführt und die alte Disziplin verletzt würde*, wenn diese für sie gesprochen hätte. Dies geschieht indes nicht. Die anderen entschuldigten sich gleich Kindern damit, daß sie nicht gewußt hätten, *daß Priester keine Frauen berühren dürften*, - eine unmögliche Entschuldigung, wenn nicht längst der Zölibat in Spanien üblich gewesen wäre. Sodann darf nicht vergessen werden, daß diese Verhandlungen schon statt gefunden hatten, ehe Siricius sein Dekret ausfertigte. Denn Himerius hatte sie ihm berichtet und der Papst beantwortet die Ausflucht. Wie hätte nun aber wohl der spanische Bischof die Kleriker, die den Zölibat verletzten, zur Verantwortung ziehen können, wenn erst das römische Dekret, das noch nicht erschienen war, den Zölibat vorgeschrieben hätte? Endlich verhängt das päpstliche Reskript die Strafe der Absetzung über die, welche sich auf das mosaische Gesetz beriefen, während die anderen bei ihren Stellen sollten bleiben müssen und zu Beförderungen unfähig seien. Wo in der ganzen Welt wird jemand bestraft, der kein Gesetz übertritt und zwar ein bereits bestehendes? Siricius hätte bloß eine Aufforderung zur künftigen Entfernung von der Frau erteilen und diese höchstens mit Drohungen unterstützen können. Aber eine Strafe, am allerwenigsten von der genannten Härte, hätte keineswegs verfügt werden können.

Auch nach Afrika kam dann unserem tiefen Forscher zufolge das Zölibatgesetz durch Siricius. *Fünf Jahre* nach dem Erlaß des siricischen Dekrets bemerkt indes die zweite afrikanische Synode zu ihrem Verbote der Priesterehe, *daß auch wir das bewahren wollen, was die Apostel gelehrt und die Überlieferung selbst bewahrt hat*. Die Bischöfe der afrikanischen Kirche hatten demnach das deutlichste Bewußtsein von dem hohen Altertum, ja vom apostolischen Ursprung des fraglichen Instituts. Was neuerte also Siricius? Oder konnte wohl in Afrika in einer Zeit von fünf Jahren schon vergessen sein, daß Siricius der eigentliche Gesetzgeber gewesen? Konnte die fünfjährige Existenz eines Gesetzes auf die

Apostel zurückgeführt oder der Überlieferung beigelegt werden? Inwiefern aber die Apostel in der Tat als die Gründer des priesterlichen Zölibates können angesehen werden, haben wir oben schon gesagt. (Teil II, S. 23ff.) Doch der Herr Verfasser scheint hier nur ein auf Papier geschriebenes Gesetz zu meinen, das von Rom ausgegangen sei. Hierüber bin ich nicht zu streiten gesonnen und würde vielleicht kein Wort dagegen vorgebracht haben, wenn unser Verfasser die Existenz eines den gottseligen Priestern der früheren Zeit in das Herz geschriebenen Gesetzes nicht zugleich in zweideutiger Fassung seiner Worte hätte leugnen oder verkümmern wollen. Würde in Spanien die alte priesterliche Pietät sich fortgepflanzt, würden die einen sich nicht zu einer Zusammenstellung ihrer selbst mit jüdischen Priestern herabgewürdigt und die anderen in kindischer Weise auf ein Nichtwissen, das heißt auf ein nicht von anderen Gehörthaben dessen sich berufen haben, was ihnen das eigene Herz, die eigene Begeisterung wie allen früheren Priestern sollte gesagt haben, so würde das äußere Gesetz nicht eingetreten sein. Sollte aber die Kirche auf ihr *christliches* Priesterideal verzichten, weil eine gewisse Anzahl von Klerikern sich über die jüdische Dürftigkeit nicht erheben konnte? Es ist wie wenn man die Kirche anklagen wollte, daß sie in späteren Zeiten ausdrückliche Gesetze gegen die Simonie und dergleichen gab, weil ja in den ersten Zeiten keine solche vorhanden gewesen seien.

Kaum wird es nun noch von unserer Seite der Erinnerung bedürfen, wie sehr unser Patron der Priesterehe, der stets nur am Äußeren hängt und nie die Geister zu erkennen und zu unterscheiden vermag, sich und andere täuscht, wenn er behauptet, die Griechen seien durch die Bestimmungen der Synode im Trullum (Vgl. oben S. 57) im Jahr 690, welche den bereits verheirateten Priestern die Fortsetzung der Ehe in jeder Beziehung gestatten, der apostolischen Sitte treu geblieben, während die lateinische Kirche von derselben **sich entfernt habe**. Wer sich mit dem Schein statt dem Wesen begnügt, mag so sprechen. Wenn es offenkundig ist, daß in der apostolischen Zeit die zu Priestern gewählten Jungfräulichen, aus eigenem lebendigen Eifer für das Reich Christi sich nicht mehr verehelichten, welche Sitte sich später zum Gesetz fortbildete; wenn es ferner ebenso gewiß ist,

daß nur im Falle der Not Verheiratete mit der priesterlichen Weihe bekleidet wurden und selbst in diesen die völlige Hingabe an Christus und seine Kirche den Gedanken, ferner den Umgang mit ihrer Gattin fortzusetzen, größtenteils beseitigte; wer blieb der apostolischen Sitte dem Geiste nach treu, die griechische Kirche, die jetzt vom Bischof abwärts lauter verheiratete Kleriker zählt und das christliche Priesterideal unterdrückte, oder die lateinische, die es selbst in den unglücklichsten Zeiten bewahrte und stets der Hoffnung lebte, es in der Tat zu verwirklichen?

Nur ein ganz in Formen untergegangener Geist kann der Ansicht sein, es sei der apostolischen Zeit darauf angekommen, daß jemand nur nicht *als Priester* heirate. Die griechischen Kleriker heiraten nunmehr alle, ehe sie die Weihe erhalten, *obgleich sie die Absicht haben, Priester zu werden*. In der Tat, eine recht niedrige Ansicht vom Priester muß derjenige in sich nähren, der da meint, er werde *es nur und in jeder Beziehung* erst mit der Weihe. In der Tat und Wahrheit aber ist jeder wahre Priester als Priester dem Keime nach geboren, weil von Gott ewig dazu vorherbestimmt. Er ist also schon Priester, ehe er es späterhin wird. Er bereitet sich vor zum Priester und *weiß*, daß er es wird. Wer aber mit dem Bewußtsein heiratet, daß er die priesterliche Weihe erhalten werde, also sich als künftigen Priester wissend, hat in der Tat als Priester geheiratet. Ob die Ehe in diesem Falle vor oder nach der Weihe vollzogen wird, ist ganz und gar eins und dasselbe. Kühn fordere ich einen jeden denkenden Menschen auf, sich zu fragen, ob die jetzige griechische Sitte dem christlichen Altertum entspricht, in welchem sich kein Priester mehr verheiratete! Welchen Unterschied begründet all das Gesagte zwischen dem, der mit dem Bewußtsein, daß er Priester wird, vor der Weihe noch heiratet und dem, der in der ältesten kirchlichen Zeit verehelicht zum Priester auserkoren wurde? Dieser hatte nicht mit dem Plane geheiratet, einst Priester zu werden. Vielmehr wußte er von seinem künftigen Priestertum noch gar nichts, als er die Ehe einging. Jener aber weiß es, und dennoch heiratend wird er, wenn er sich auf die alte Sitte bezieht, nur eine Karikatur von jenem.

Daß aber die katholische Sitte, welcher zufolge keiner, der in sich einen Priester im Keime erkennt und diesen Keim pflegt und nährt und bis zur wirklichen Weihe fortbildet, das heißt bis zur

Reife seines Keimes gelangt, heiratet und auch später nicht mehr, ganz dem Geiste des höchsten christlichen Altertums entspricht, wird kein Mensch, mit ehrlichem Sinn und mit Denkkraft begabt, in Abrede stellen. Würde er vor seiner wirklichen Weihe heiraten, während er jedoch dieser entgegen sieht, so würde er nur das uralte Gesetz, gleich den Griechen, verspotten. Verhehelichte er sich aber nach der Weihe, so würde er nicht einmal, wie die Griechen, die tote Form des Gesetzes beobachten. Doch es sei genug hiervon!

Unser Gegner weiß, daß **Augustin, der Apostel der Angelsachsen**, sich hinsichtlich des Zölibates mit den alten christlichen Briten nicht habe verständigen können. Von diesen sei daher der Zölibat als eine Neuerung betrachtet worden. Wir wünschten, es hätte ihm gefallen, die Quelle dieser Erzählung zu bezeichnen! Ich meine nicht jene protestantischen Schriftsteller, welchen er sie nachgeschrieben hat. Denn diese kenne ich so gut als der Herr Verfasser, - sondern was man im strengen Sinne eine historische Quelle nennt, **zum Beispiel Beda**. Denn dieser berichtet die Zwistigkeiten zwischen Augustin und den Welschen. Jener forderte nämlich drei Dinge: Daß diese das Osterfest wie die Römer feiern, beim Taufakt sich des römischen Rituals bedienen und endlich gemeinschaftlich mit ihm **die Angelsachsen bekehren möchten**. Vom Zölibat kein Wort! Er bestand demnach schon bei den britischen Christen.

Immer bezeichnet es einen Mann von kleinlichen Weltansichten, der sich seiner eigenen Schwäche halb bewußt ist und keine ehrfurchtgebietende innere Kraft entwickeln zu können fühlt, wenn er nach Anekdoten hascht und vermittelst dieser bekämpfen will, wozu Gründe nicht ausreichen. So erzählt er, **Johannes von Crema**, derselbe, den Gregor VII. vierzig Jahre nach seinem Tod als Legaten nach England sandte, (Teil III, S. 42) habe dort sehr den Zölibat empfohlen, während man ihn in der folgenden Nacht in einem sehr unziemenden Umgang gefunden habe. Wenn unser gelehrter Geschichtsforscher gewußt hätte, daß Heinrich von Huntingdon, dem er die Märe nacherzählt, auch bemerkte, daß die unter Anselm in London gefeierte Synode zuerst den Priestern die Frauen untersagt habe, so würde er diesem unwissenden Chronisten auch das nachgesprochen haben, ob-

schon Flodoard, Wilhelm von Malmsbury und Osbernus, Lanfranc nebst mehreren anderen sehr ausführlich das Gegenteil berichten. So unkritisch ist unser Geschichtsschreiber des Zölibates! Wo immer etwas zu dessen vermeintlichem Nachteil aufgebracht werden kann, sammelt er es gierig ein, ohne nach Wert und Gehalt zu fragen. Und wäre es mit der Märe richtig, was soll daraus folgen? Sollen wir etwa die Ehe verdammen, weil es Ehebrecher gibt?

Solcher Nachweise von Mangel an Kenntnissen und großem Überfluß von Oberflächlichkeit satt, mache ich nur noch auf die Übersetzung einer griechischen Stelle aufmerksam. Im Vortrag des Paphnutius (S. 53) für die Fortsetzung der ehelichen Verbindung solcher Geistlichen, die schon verheiratet zum priesterlichen Amte berufen wurden, brachte **der Konfessor** vor: ... Den ersten Satz gibt nun unser Übersetzer mit: *Denn nicht alle könnten eine gänzliche Gefühllosigkeit ertragen*. Es sei uns die Frage erlaubt, ob der Herr Verfasser hierzu einen anderen Grund gehabt habe, als seine Ansicht, daß der Zölibat gefühllos mache? Sozomenus gibt denselben Satz mit den Worten wieder: *Denn dieses sei schwer zu beobachten*. Denselben Sinn also wird der Satz auch bei Sokrates haben müssen. Und beachten wir die Worte desselben, so muß man die Frechheit bewundern, mit welcher der Sinn verdreht wurde, denn bloße Unwissenheit kann es gewiß nicht sein. Apathie meint das Erhabensein über Leidenschaften, hier speziell über Geschlechtslust, oder das, was die lateinische Kirchensprache mit Enthaltsamkeit wiedergibt. Es muß mithin übersetzt werden: *Denn nicht alle könnten die Übung in der Enthaltsamkeit durchführen*, was mit den Formalien des Sozomenus genau übereinstimmt. Der zweite Satz erklärt den ersten. Denn er spricht von der getrennten Gattin des Priesters dasselbe aus, was von diesem gilt, nämlich: *Vielleicht möchte auch die Enthaltsamkeit der Gattin des Priesters nicht bewahrt werden*. Die Übung in der Enthaltsamkeit ist also Besonnenheit. Welche Gründe also außer der Willkür vorlagen, von einer Gefühllosigkeit zu sprechen, die Paphnutius in der Untersagung des Umgangs mit der Frau hervorgehoben habe, begreifen wir nicht, zumal Paphnutius nicht wohl sich selbst wird gefühllos genannt haben.

Hiermit sei unsere historische Kritik beschlossen, und ich wende mich zum zweiten Teil der Denkschrift, welcher, wie auch das Vorwort zum Ganzen, mir von einem anderen Verfasser als dem des ersten bearbeitet scheint. Die Gründe, die mich zu diesem Urteil bestimmten, werde ich nicht entwickeln, da wenig daran gelegen sein kann. Versichern aber muß ich, daß der Bearbeiter des zweiten Teils eine größere Achtung anzusprechen berechtigt ist als der, welchem wir bisher zur Rede standen.

V. Zur Theologie des Zölibates

a) Die Freiheit des Einzelnen und der Kirche

Der allgemeinste und überall wiederkehrende Einwurf gegen den Zölibat der katholischen Priester wird aus ihm als einem Zwangsgebot abgeleitet, das die härteste Beschränkung der persönlichen Freiheit verhängt. Daher wird gewöhnlich die für unauflöslich gehaltene Frage gestellt: Wie kann sich die Kirche berechtigt glauben, so viele Männer, einen ganzen Stand zu zwingen, der Ehe zu entsagen? Göttliche und menschliche Rechte streiten gegen sie. Vor allem leugne ich, daß die Frage die rechte Fassung hat und verlange, daß sie vielmehr in dieser Form aufgeworfen werde: Hat die Kirche das Recht, nur jenen die priesterliche Weihe zu erteilen, deren Geist mit der höchsten religiösen Weihe schon gesalbt ist, in denen sich die reinste und schönste Blüte gottseligen Lebens entfaltet, die ganz und ungeteilt dem Herrn leben, wie der Apostel sich ausdrückt, oder die, wenn wir es in einem Worte mit demselben Apostel bezeichnen wollen, die Gabe der Jungfräulichkeit erhalten haben?

Die große Differenz beider Fragen entgeht niemandem. Während die Frage in der ersten Form verneint werden müßte, kann die Antwort auf die zweite *nur* günstig ausfallen. Denn offenbar kommt der Kirche das vollkommenste Recht zu, die Eigenschaften zu bestimmen, in deren Besitz ihre Seelenhirten sich befinden sollen. Und das seltsamste Beginnen von der Welt ist es gewiß zu nennen, wenn man verlangt, anstatt die Dürftigkeit der eigenen geistigen Natur und ihr Mißverhältnis zum geistlichen Hirtenamte einzugestehen, die Kirche solle ihr Ideal verstümmeln, oder nachdem man in den Klerus irgendwie eingedrungen ist, an sich aber die höheren Kräfte dazu vermißt, über Verletzung der persönlichen Freiheit klagt, wenn die Kirche ihre Forderungen nicht nach der individuellen Beschaffenheit des Klägers einrichtet. Es ist, wie

wenn jemand, dem die Natur das Talent eines Korporals gegeben, die feldherrlichen Eigenschaften aber versagt hat, über Beschränkung seiner persönlichen Freiheit klagen wollte, wenn er nicht zum Heerführer ernannt wird, oder forderte, falls er durch Irrtum ein solcher geworden ist und er die persönliche Unfähigkeit, die Truppen siegreich anzuführen, an sich bemerkte, man solle so gefällig sein, nicht mehr von einem Feldherrn zu verlangen, als er, der Beförderte, zu leisten vermöge, und falls das unterbliebe, wie zu erwarten steht, er über Verletzung seiner Freiheit Klage führen wollte, da man Dinge von ihm heische, die er nun einmal nicht vollbringen könne.

Wir können ein uns näher gelegenes Beispiel anführen. Man verlangt von kirchlicher Seite von einem künftigen Geistlichen gewisse geistige Anlagen, die ihn in Stand setzen, eine namhafte Summe von Kenntnissen aufzunehmen und wieder im Leben anzuwenden. Offenbar waren die Forderungen in den ersten christlichen Zeiten in dieser Hinsicht weit mäßiger, ja, unsere philologischen, philosophischen und theologischen Studien in ihren mannigfaltigen Verzweigungen betrachtet gar nicht vorhanden. Würde nun jemand, auf die apostolischen Zeiten sich berufend, den kirchlichen Behörden zu bedenken geben, daß er ungeachtet seines zur Aufnahme so vieler gelehrten Kenntnisse gar nicht geeigneten Talentes dennoch im Sinne der christlichen Urzeit ein recht braver Geistlicher werden möge, daß man aber offenbar seine christliche Freiheit verletze, wenn man eine bestimmte gelehrte Bildung fordere, so würde niemand zweifeln, daß ein solcher Anwärter ohne Achtung seiner Klage abzuweisen sei und daß auf ihn ebensowenig gehört werden müsse als auf viele Sekten, welche im ganzen unsere Kirche tadelten, daß das schlichte, dem Herzen einfach und unmittelbar sich ablösende Wort durch unnützen gelehrten Kram unterdrückt werde. Hätte aber doch ein solcher Mann, wie immer, seine Aufnahme in den Kirchendienst durchzusetzen gewußt, der Bischof fände aber seine Predigten, seine Katechesen allzu schlicht und unbrauchbar, seine etwa nötig gewordenen Widerlegungen von Angriffen auf die Kirche und dergleichen allzu unbedeutend, ohne daß er durch ein hinzukommendes Wunder der schwachen Rede, wie in der ersten christlichen Zeit, Kraft zu geben wüßte, und darum er-

mahnt würde, seinem Lehramte angemessen vorzustehen, und Tag und Nacht arbeitend sich zu bemühen, durch Fleiß das zu ersetzen, was das Talent ihm versage, er aber statt dessen verlangte, man solle nur die Forderungen an die Geistlichen herabstimmen und das entgegengesetzte Verfahren der bischöflichen Behörde für Eingriff in seine christliche Freiheit hielte, so würde man gewiß einen solchen Wunsch für allzu töricht halten.

Unzählig ist die Mannigfaltigkeit der besonderen Berufsarten unter den Menschen. Jede nimmt besondere Gaben und Kräfte in Anspruch, und die Bestimmungen, die hierüber von den gesetzgebenden Behörden erlassen worden, sind Erklärungen und Deutungen der Natur. Das einzige, worüber in unserem Falle Zweifel entstehen könnten, ist, ob besondere Gaben und Kräfte für die Virginität verliehen werden. Dies aber ist gewiß sehr überzeugend von mir schon dargetan worden. So bleibt nichts übrig, als daß jeder den rechten, ihm angemessenen Beruf aus den unzähligen herausfinde, zwischen welchen gewählt werden kann, oder vielmehr, daß er gerade dorthin mit Bewußtsein sich stelle, wohin ihn die Vorsehung gerufen hat. Sodann wird er zuverlässig seine Freiheit nicht beschränkt fühlen. Denn sich so zu bewegen, wie es der Ruf verlangt, den Gott in das innerste Wesen eines Menschen hineingesprochen hat und der darum aus allen Ecken und Enden seines Lebens wieder hervortönt und klingt, ist die wahre Freiheit.

Doch sagt der Herr Verfasser, durch bloß äußere Umstände würden allzu viele bestimmt, den geistlichen Stand zu wählen. In unserer Umgebung, in unseren Eltern, Freunden und Lehrern tritt uns aber eben die Vorsehung entgegen. Sorgfältig hören sie auf die von Zeit zu Zeit aus der innersten Tiefe des Gemüts der Kinder, Knaben und Jünglinge hervortönenden Laute und vergleichen sie miteinander, um den Grundton zu finden, in welchem sie Gottes Stimme erkennen, die aus dem Menschen ruft, auf daß ihm der entsprechende Beruf von außen gegeben werde. Gewiß sehr oft verkennen Sorglosigkeit, Stumpfsinn und dergleichen die zarte Stimmung, die ein aufmerksames Ohr leicht erkennen würde. Wollen wir aber deshalb leugnen, daß in der Umgebung, in die wir versetzt worden, die Vorsehung von außen uns entgegen trete, auf daß der in die Seele des Menschen gelegte

Ruf, je nachdem er wiedertönt, dem rechten Künstler zu seiner Entwicklung und Vollendung übergeben werde, so müßten wir die Einwirkung der göttlichen Vorsehung in den entscheidendsten Momenten unserer Erziehung leugnen. Dann haben wir unter dem innigsten Gebete um Erleuchtung zu Gott uns selbst zu beobachten, unsere Neigungen und Freuden, unsere Lust und Liebe genau kennen zu lernen und mit Gottes Gnade zu entscheiden. Wer all das nicht tut, muß das peinlichste Leben erwarten. Wer es tut, wird höchst selten sich täuschen.

Freilich wird bemerkt, daß in der Jugend der Wert von Verhältnissen nicht genug beurteilt werden könne, die man erst durch das Leben selbst kennen lerne, und oft wurde hinzugesetzt, daß mit jedem Jahrzehnt die Neigungen und Bedürfnisse des Menschen sich ändern. Gewiß ist hiermit viel Wahres ausgesprochen. In der Allgemeinheit indes und mit der bestimmten Anwendung, die gemacht wird, ist das Gesagte sehr unrichtig, zerstört genau genommen alles Leben, macht alle Bildung unmöglich und alle stetigen Bestrebungen und Verhältnisse schwankend und unsicher. Wer würde noch heiter und freudig Vorbereitungen zu einem bestimmten Berufe sich unterziehen, die oft eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen, wenn ihn der Gedanke folterte, daß alles vielleicht für die Zukunft umsonst gearbeitet sei? Müßte jemand nicht zuerst Richter sein und dann erst **die Pandekten** studieren? Wer möchte es noch wagen zu heiraten, wenn man sich so wenig auf seine noch nicht durch das Leben erprobte Neigung verlassen dürfte? Oder vielmehr: Müßte die Auflösung der ehelichen Bande je nach Verlauf einiger Jahre nicht frei gestattet sein? Gäbe es noch eine Ehe? Gestehen wir es nur, jener Satz, der den Priesterzölibat vernichten soll, würde das ganze menschliche Leben vernichten, und nur eine Zeit konnte ihn erzeugen, wo das Leben in seinen tiefsten Gründen erschüttert wurde, wo es gar keine festen Prinzipien mehr gab, wo selbst Religion und Kirche nirgends einen sicheren Halt mehr zu finden schienen, **wo alles einem sturmbelegten Meere glich**. Die Meinungen und Ansichten der Zeit verdrängten sich gegenseitig mit unbegreiflicher Schnelligkeit und wer heute entzückend einer Theorie seinen Beifall gab, versagte ihr ihn morgen. Dies übte den nachtheiligsten Einfluß auf den sittlichen Charakter aus, der sich gar nicht zu

bilden vermochte. Denn wo die Intelligenz in stetem Wirbel kreist, kann auch der Wille nicht fest werden und bestimmt. Die katholische Kirche liebt, wie sie selbst ewig unveränderlich bei allem Wechsel der Zeiten bleibt, so auch den festen Willen, die unzerbrechliche Entschiedenheit des Charakters, der, was er einmal ehrlich und mit ganzem Herzen im Angesicht Gottes und von ihm erleuchtet und gestärkt ergriffen, festhält bis zum letzten Hauch des Lebens. Darum auch keine Auflösung der Ehe, darum ewige Treue der Kirche, der man sich ausschließend geweiht hat.

Ich lobe es, wenn das größte Gewicht vom Herrn Verfasser in die edleren Freuden der sittlichen Verbindungen gelegt wird, die das Familienleben gewährt, der Ehelose aber missen soll, Freuden, die er den Geistlichen gerne erwerben möchte. Doch ist er gewiß im größten Irrtum begriffen, wenn er diesen von der Wonne, die die reinsten ethischen Bande gewähren, ausgeschlossen glaubt. Man muß es selbst gesehen oder empfunden haben, welche Quelle der innigsten Freuden es gewährt, als Vater von einer ganzen großen Gemeinde verehrt und geliebt zu werden, sie alle in seinem Herzen zu tragen, das Wachstum des ausgestreuten göttlichen Samens zu bemerken und unter seiner Hand Früchte für den Himmel heranreifen zu sehen. Kennen muß man aus Erfahrung die Seligkeit, welche aus der Verbindung mit frommen Seelen strömt, die mit einer Innigkeit und Lebendigkeit an dem würdigen Seelsorger hängen, die um so größer ist, je mehr man es fühlt, daß auch er ganz seinem Hirtenamte lebt und daß alle seine Wünsche und Freuden darin beschlossen sind. Die Liebe ist das Maß der Gegenliebe. Wer sein Herz teilt zwischen Gattin und Gemeinde, kann nach natürlichen Gesetzen die Wärme und Zartheit der Gefühle von der Seite der letzteren gegen sich nicht erwarten, als wer ihr ganz hingegeben ist. Je ausgezeichnete der Seelsorger, desto inniger sein Verhältnis zur Gemeinde, desto umfassender und voller seine Freuden. Was das Familienleben gewährt, wird wohl, dünkte ich, ersetzt. Wer aber das eine im vollen Maße genießen will, muß auf das andere verzichten. Die Kirche will, daß der Seelsorger die Fülle der Freuden, die rein sittlich-religiöse Bande gewähren, genießen möge.

Auch wird gewünscht, daß der Geistliche ein Vorbild der Kindererziehung sein möchte. So oft ich diesen Wunsch gelesen oder

gehört habe, mußte ich mich sehr wundern, wie er ausgesprochen werden konnte. Er ist sehr gerecht, aber in jedem guten Seelsorger ja auch erfüllt. Dieser ist ja der geistliche Vater der ganzen Gemeinde und ihr Erzieher für das Reich Gottes. Seine Vorträge, was sind sie anders als Worte, die dem Innersten des Vater-Herzens entquellen, das nur das Glück seiner Kinder ersehnt? Wenn die beste Erziehung darin besteht, daß die Eltern in ihrem ganzen Dasein das Ideal eines heiligen, gottseligen Sinnes und Wandels verwirklichen, so daß die Kinder die abstrakten Begriffe von Frömmigkeit, Tugend, Tätigkeit usw. wie lebendig und anschaulich geworden vor sich sehen und sie in sich aufnehmend nachbilden. Was möchte wohl der Seelsorger anders als ein Erzieher sein durch seine herzliche, zarte, immer wachsame Sorge für die ganze Gemeinde, seine Familie, durch seine Milde und Strenge, seine Sanftmut und Feindesliebe, seine Barmherzigkeit, Uneigennützigkeit, mit einem Worte, durch alle Tugenden und guten Werke, die er leuchten läßt? Ich müßte gar nicht wissen, was erziehen heißt, wenn der Seelsorger, *wie ihn die Kirche wünscht*, nicht das Bild eines wahren Erziehers verwirklichte. Und es wäre gewiß der Schilderung einer Meisterhand würdig, den wahren Seelsorger Eltern als Muster einer häuslichen Erziehung darzustellen. Sobald das Kind geboren, nimmt der Priester es auf und weiht es in das Reich Gottes ein, wobei er das Ziel und Ende aller Erziehung bezeichnet. Kaum werden die ersten Regungen der geistigen Kräfte sichtbar, als er sie übt und ihnen die höchsten, ihrer allein ganz würdigen Gegenstände vorhält, vom Einfachsten und Leichtesten bis zum Höchsten und Schwersten stufenweise fortschreitend. Er wird dem Kinde ein Kind und wächst mit ihm bis zur Vollendung. Alle Geheimnisse, die innersten Gedanken und verborgensten Handlungen nimmt er liebend in sein Vaterherz auf. Nichts verschweigen ihm seine Kinder, aller Herzen öffnen sich vor ihm, auf daß er mitleide, sich gemeinsam freue, tröste, ermahne, rate, strafe, gerade wie es der beste Erzieher soll. Erkrankt eines seiner Kinder, er eilt zuerst herbei und bringt den besten Trost und begleitet es, bis er es in die Hände des himmlischen Vaters übergibt. Wenn das nicht erziehen heißt, wenn hier kein Vorbild wahrer Erziehung allen Eltern gegeben wird, wo soll es noch gefunden werden? Zu bemerken ist noch, daß der Priester,

hätte er eine eigene leibliche Familie, in vieler Beziehung durchaus nicht in dem eben beschriebenen so eingreifend und durchgreifend erziehenden Verhältnisse zu seiner Gemeinde stehen könnte. Eben weil er keine leiblichen Kinder hat, können alle seine geistlichen sein. Man denke ja nicht, daß es mehr Zufall als Notwendigkeit sei, wenn die protestantischen Geistlichen durchaus in dem engen Verbande mit ihren Gemeinden nicht stehen wie die katholischen.

Auf der andern Seite ist wohl zuzugeben, daß manche Vorteile für eine Gemeinde aus einer wohlgelungenen Erziehung der Kinder eines Pfarrers hervorgehen mögen. Daß eine mißratene Zucht auch viel schade, hebe ich deshalb nicht hervor, weil ein schlechter eheloser Geistlicher auch nicht in dem vorhin beschriebenen Erziehungsverhältnis zu seiner Gemeinde stehen kann. Diese Vorteile können indes gar nicht mit der wohlthätigen Einwirkung eines katholischen Geistlichen verglichen werden, die gerade eine solche ist, weil er ehelos bleibt. Man betrachte etwa das Verhältnis eines Pfarrers zu seiner Frau, wie er ihre Schwächen zu ertragen, nachzugeben, zu dulden weiß, so wird jedermann zugestehen, daß er hierin kein Musterbild für andere werden kann, weil die gegenseitigen Mängel und Gebrechen und eben darum auch das daraus hervorgehende wechselseitige Verhalten *in guten Familien* Geheimnisse bleiben. Wo es ruchbar wird, hat schon das ganz eheliche Verhältnis keinen erbauenden Wert. Dasselbe ist der Fall in den Beziehungen der Eltern zu ihren Kindern. Was seiner Natur nach vor den Augen der Pfarrergemeinde sich ereignen muß, ist das allgemeinste und wohl gewiß keiner christlichen Familie fremd. Die feineren und tieferen Eigentümlichkeiten hingegen bemerkt in der Regel niemand, der außer dem Hause wohnt, vielleicht nicht einmal der vertrauteste Hausfreund. Daneben erfordert die eigentümliche Bestimmung der Kinder eines Pfarrers - denn sie widmen sich ja dem Landbau und den Gewerben nicht - eine besondere Erziehung, die auf den Dörfern keine oder wieder nur die allgemeinste Anwendung zuläßt.

Wenn ferner behauptet wird, daß ohne den Zölibat manche sehr tüchtige Jünglinge dem geistlichen Stande nicht entzogen würden, Jünglinge, die wegen einer höheren, mit dem Verbote der Priesterehe nicht zu vereinigenden Ansicht, die sie sich von

der Ehe gebildet, oder sich aus Abscheu vor der Freiheitsbeschränkung anderen Ständen widmeten, so ist auch hiermit die Wahrheit nicht ganz verfehlt. Es muß zugestanden werden, daß durch die verkehrten Ansichten, die unsere Zeit von der Virginität und dem Priesterzölibat empfangen hat, welche von außerhalb des Evangeliums und der christlichen Kirche gelegenen Quellen geschöpft sein sollen, jugendliche Gemüter allerdings um ihren besseren Sinn betrogen, ihrer edleren Begeisterung beraubt und aus dem klaren Bewußtsein und der treuen, unverrückten Verfolgung ihres eigenen, von Gott ihnen gegebenen Berufes geworfen werden können. Die Flachheit, sowie die vorherrschende Negativität der Zeit, der irdische Sinn, die Vergnügungssucht usw. verhindern ohne dies nicht selten große Entschlüsse, das Umfassen von Idealen auch bei besseren Naturen. Ich denke indes, daß wir dem Grunde, der eigentlichen Wurzel solcher Ansichten, die nichts Großartiges aufkeimen lassen, entgegenarbeiten müssen. Keineswegs aber folgt, daß deshalb der Zölibat aufzuheben sei. Ich werde bloß nachweisen, ich werde unwidersprechlich beweisen, daß es kein Zufall genannt werden darf, daß gerade die Kirche, die die Virginität so sehr verehrt, auch die Ehe am tiefsten erfaßt und sie als Sakrament heiligt, und daß jene religiösen Sozietäten, die die Virginität gleichgültig oder verächtlich behandeln, auch die Ehe herabwürdigen, und daß es also von einer sehr oberflächlichen Betrachtung der Dinge zeugt, wenn jemand die Ansicht hegt, der Priesterzölibat und eine höhere Auffassung der Ehe widersprechen sich.

Gleichwie nur noch Talente, die sich über das Mittelmäßige nicht erheben, in der protestantisch-theologischen Welt den flachen rationalistischen Vorstellungen huldigen und auch in der katholischen Kirche nur noch Theologen aus den niedrigeren Kreisen eine äußerliche negative Richtung verfolgen, so nähre ich die lebhafteste Hoffnung, daß demnächst der Glaube, das Evangelium und der kirchliche Sinn einen entscheidenden Sieger erringen werden. Daß dann gerade die ausgezeichnetsten Jünglinge am lebendigsten werden von der Begeisterung ergriffen werden, die Herde Gottes zu weiden. Denn durch keine seichte Umgebung mehr um den unbefangenen sicheren Takt ihrer kräftigen Natur betrogen, wird ihr reicher Geist, durch allseitige

gründliche Bildung gepflegt, und ihr tiefes Gemüt den ganzen Sinn der Kirche erfassen und lebendig in sich aufnehmen. Solche werden, wie oben schon gesagt, keine Beschränkung der persönlichen Freiheit fühlen, ja eine solche Rede für Torheit halten. Denn ungehemmt dem Drang der eigenen, von Gottes Geist geläuterten Natur zu folgen, werden sie die höchste Freiheit nennen. In der Tat halten wir die durch Gottes Barmherzigkeit eingeleitete Zeit **für recht geeignet zum Zölibat**. Die Kirche wird nicht mehr mit der vielfachen Roheit des Mittelalters und ebensowenig mit dem Unglauben und der Flachheit der neueren Zeit zu kämpfen haben. Wahre Wissenschaftlichkeit, gründliches Studium der Philosophie, der Geschichte und Theologie, welchem Roheit und Unglauben gleich ungünstig sind, wird unter dem Klerus immer mehr sich verbreiten, während das irdische Licht des Glaubens alle geistige Beschäftigungen durchbringt. Und gerade einen solchen Klerus fordert der Zölibat und das Priesterideal der Kirche.

Zuweilen hat indes die Behauptung, daß *vorzüglich geeignete Subjekte durch den Zölibat gebindert würden, in den Klerus zu treten*, den Sinn, daß Jünglinge aus den sogenannten höheren Ständen dieses Instituts wegen nicht Priester werden wollten. Manche Rücksichten machten es in der Tat erwünschlich, daß auch aus den Familien der Beamten *talentvolle* Söhne in den Dienst der Kirche treten möchten, und leugnen will ich auch hier nicht, daß der Zölibat wohl manchen abhält. - Jedoch darf nicht vergessen werden, daß sich auch in dem Falle der Aufhebung der Gesetze, die der Priesterehe entgegenstehen, immer nur wenige dem Kirchendienste widmen dürften. Sein ganzes Leben vielleicht auf einem einsamen Dorfe zuzubringen, die armseligsten Hütten zu besuchen und dort die Tröstungen der Religion wirken zu lassen, sich von einer Menge Vergnügungen und Zerstreuungen zurückzuziehen, die zwar an sich erlaubt sind, dem Geistlichen indes doch aus guten Gründen versagt werden, sich, wie es doch meistens der Fall ist, mit einem höchst mäßigen Einkommen begnügen und bei allem dem auch noch an Ehre, Rang und Ansehen vor der Welt von den ererbten Ansprüchen so manches abtreten zu müssen, das alles mögen sich selten die Söhne von Beamten gefallen lassen. Solange die deutsche Kirche noch reich und äußeren Glanz zu geben imstande war, drängten sich zu ihren Ämtern und Würden

immer sehr viele aus dem Adel hin. Seitdem sie aber beraubt, arm und aller irdischen Herrlichkeit ledig ist, werden höchst selten Edelleute gesehen, die ihr zu dienen wünschen. Aus all dem hätte man schon längst die Bemerkung ableiten können, daß es keineswegs der Zölibat ist, der die gebildeten Stände vom Zudrang zum Klerus abhält. Die Staatsbeamten sind im Besitz von Gewalt und Macht, sie stehen an der Spitze der Verwaltung und der Rechtspflege, sie üben demnach den größten Einfluß auf jene Verhältnisse aus, die dem sinnlichen Menschen am teuersten sind und genießen eben deswegen ein Ansehen und erfreuen sich einer Autorität, die blendet und jugendliche Gemüter fesselt. Hingegen ist das Wirken der Geistlichen still und geräuschlos, es bezieht sich bloß auf das Verborgene und Innere des Menschen, weswegen ihm denn auch jenes äußere glanzvolle Ansehen nicht zuteil wird (auch gar nicht nötig ist), das die Söhne der Beamten anzieht.

Sodann wäre zu bedenken, daß jetzt in manchen Ländern die meisten Beamtenfamilien allzu ungeistig, äußerlich und dem Scheine hingegeben leben, und obschon man sie unter die Gebildeten zählt, doch eigentlich die wahrhaft Ungebildeten sind. Es sei denn, daß man unter Bildung bloß jene konventionelle Politur versteht, die an der Oberfläche haftet und nach innen die rohesten Stoffe verbergen kann. Auch jenes dürftige Allerlei von Kenntnissen, das zwar von allem möglichen zu rasonieren erlaubt, aber nirgends auf den Grund geht, verstehe ich nicht darunter. Einbildung ist keine Bildung. Was wäre nun an den Jünglingen, die aus einer solchen Umgebung kommen, für die Kirche gewonnen? Wenn mehr Innerlichkeit und Pietät, tieferer Ernst des gesamten Lebens und wahre Gründlichkeit im Wissen und Erkennen einmal in der Mehrzahl der Beamtenfamilien wird gefunden werden, dann wird es gewiß auch mehr fromme Mütter und kirchlich gesinnte Väter geben, die durch Wort und Tat den priesterlichen Keim in dem einen und dem anderen ihrer Söhne wecken und pflegen und zur Reife gedeihen lassen. Sie werden nicht den künftigen Glanz ihrer Söhne, sondern die Not und die Bedürfnisse der Kirche im Auge haben. Jedenfalls gilt aber das: Wer einen wahren, nicht von Menschen, sondern von Gott stammenden Beruf zum geistlichen Stande hat, wird nicht durch das,

was dieser verweigert, abgestoßen, sondern durch den Wirkungskreis, den er gewährt, angezogen. Man täuscht sich in seinem Urteil über die Tüchtigkeit zum geistlichen Stande nur allzu oft. Und wenn man die Rede vernimmt, der N. N. wäre so recht geeignet, wenn nur der priesterliche Beruf nicht diese oder jene Obliegenheit hätte, so verhält es sich nur zu häufig damit, wie wenn jemand sagte: "Ein tüchtiger Soldat würde N. gewiß werden, wenn nur die Waffenführer nicht gerade tapfer sein müßten." Meistenteils stellt sich in der Abwesenheit *einer* zu einem gewissen Beruf erforderlichen Eigenschaft der allseitige und durchgreifende Mangel an innerem Berufe nur recht auffallend dar. Der Feige besitzt auch keine Geistesgegenwart, keine Ausdauer in großen Mühen und dergleichen.

b) Der Sieg über die Natur

Den Vorwurf der Gefühllosigkeit, die den Zölibat begleiten soll, erinnere ich mich nicht in der zweiten Abteilung gelesen zu haben. Da indes die Übersetzung einer griechischen Stelle, die in der ersten Abteilung vorkommt, und anderweitige Andeutungen schließen lassen, daß dieser Vorwurf nicht außerhalb der Denkweise **unserer neuen Gegner des Zölibates** liegt, so werde ich ihn wohl nicht unberücksichtigt lassen dürfen, um so weniger, als er in der neueren Zeit gar vielfach wiederholt wurde. Wir fühlen uns jedoch in der Tat durch Vorwürfe dieser Art nicht im mindesten überrascht. Vielmehr würde es unser Erstaunen in hohem Grade erregt haben, wenn sie nicht ausgesprochen worden wären.

Wenn die Ehelosen in unserer Kirche einst Deutschlands Wälder und Sümpfe durchwanderten, um die Wilden aus ihren nassen und schneebedeckten Höhlen ans milde, freundliche Sonnenlicht hervorzuziehen, und, was in den Augen der Christen noch bedeutender ist, wenn sie diese aus ihren sittlichen Finsternissen zur Sonne der Geister führten, um Licht und Wärme der unsterblichen Seele mitzuteilen; wenn sie rohen Jägern Garten-, Feld- und Weinbau lehrten, und, was den Gläubigen noch teurer ist, den Samen des göttlichen Wortes in die Herzen ausstreuten, seine schrecklichen Wildnisse ausreuteten und Blüten und Früch-

te für den Himmel erzogen; wenn sie demnach, wie es denn wegen der innigen Verbindung zwischen Seele und Leib nicht anders geschehen konnte, Überirdisches und Irdisches zugleich bauten und pflegten und den in Adam über die Erde ergangenen Fluch zugleich vernichteten, daß sie für sich nur Disteln und Dornen tragen werde, mit dem die Geister betreffenden, daß auch sie für sich nur mit Sünde Beflecktes sollten erzeugen können und in der Tat, wie Petrus sagt, einen neuen Himmel und eine neue Erde schufen; so wurde das alles nicht mehr aus tiefen religiösen Gefühlen, aus einem Herzen voll von Mitleid mit dem Elende der Menschen abgeleitet, sondern - *aus Ruhmbegierde*. Wenn die Ehelosen unserer Kirche Meere durchschifften, in Indien, China, Tibet, Amerika und Afrika unter tausend Gefahren, endlosen Mühseligkeiten und alle Augenblicke mit dem Tode bedroht, der ihnen meistens auch im Dienste Christi wurde, dessen Evangelium sie verkündeten; so gingen nach dem Urtheile der Weisen dieser Zeit alle Anstrengungen nicht aus einer liebevollen Brust hervor, die Gott wunderbar umgeschaffen, sondern aus der Herrschsucht der Kirche, wie namentlich derselbe Henke mit vielen anderen erzählt.

Wenn man in ein von ehelosen Schwestern geleitetes und bedientes Spital tritt und bis zu Tränen gerührt wird, weil man Frauen in der Blüte der Jugend, von wohlhabenden und angesehnen Familien stammend, schön und fein gebildet, im Dienste von Kranken erblickt, die durch kein irdisches Band mit ihnen verknüpft sind, im Dienste von alten, erstarrten, bewegungslosen und verlassenen Männern, deren Schuhe sie freundlich binden, Westen zuknöpfen, Halstücher umlegen, denen sie heiteren Sinnes Speisen bereiten und zutragen, wie einem geliebten Vater oder Gatten, dessen Liebe und Treue man vergelten will; so sollen unsere Gefühle, die in Tränen sich ergießen, nicht von gefühlvollen, in ihren Handlungen sichtbar gewordenen Seelen erregt werden. Schwärmerei sei es im Grunde, sagt man, was wir sehen, und hier ist eine Ausnahme von der Regel, daß nur Herz zum Herzen spricht, und nur Gaukelei ist es, was uns rührt.

Liebe Freunde! Woher diese Erscheinung? Kommt sie nicht daher, daß jene höheren Gefühle, die vom Himmel herab auf die Erde sich ergießen, die der Vater der Liebe in der Brust des Men-

schen aufblühen läßt, uns ganz fremd geworden sind? Daher, daß wir selbst nur irdisch fühlen und lieben und darum ohne Organ, ohne Empfänglichkeit für jene höheren, geistigeren und reineren Gefühle sind, von welchen jene Männer und Frauen belebt und bewegt wurden und noch werden? Daher, daß wir überall Gefühllosigkeit erblicken, wo wir nicht Gefühlen begegnen, niederen Kreisen entschwungen, in denen wir uns selbst bewegen? Wahr ist, was der Dichter sagt: *Du gleichst dem Geist, den du begreifst*. Wahr ist darum auch: Ewig mißverstehst du den Geist, dem du selbst nicht gleichst.

Es hätte inzwischen dem Einwurf, dem wir hier begegnen, eine sehr scheinbare Begründung gegeben werden können, und ich hätte gewünscht, daß sie mit aller Schärfe vorgetragen worden wäre. Denn nur wenn der Gegensatz scharf und wohlgerüstet auftritt, kann der Satz in all seinem Glanze erscheinen. Ich würde mich sehr gefreut haben, wenn allenthalben die Denkschrift mehr Gedanken, Scharfsinn und Freiheit in Entwicklung ihrer Ansichten zu Tage gefördert hätte. Ich hätte gewiß mit desto größerem, mit ganz auffallendem Erfolg den Zölibat verteidigt. Wohlan, geben wir selbst der vorliegenden Einwendung die tüchtigste Begründung, die sie sich vom Standpunkt des endlichen Denkens aus dürfte erwerben können, um unsere heilige Sache mit desto reinerem Licht zu umgeben. Man könnte sagen: Nur mit der größten Gefahr wird der Stufengang, den die Natur vorzeichnet, umgangen. **Denn keinen Sprung gibt es in ihr**, wie die Alten schon weislich bemerkt haben.

Die Macht der Selbstsucht, die tief mit unserem ganzen Wesen verwebt ist, wird nur allmählich gebrochen, und nur nach und nach setzt sich die Liebe immer reiner an ihre Stelle. Wenn der Mann sich verehelicht, gibt er sich ganz einem *anderen* Wesen hin. In dieser Handlung zuerst geht er aus sich selbst hinaus und versetzt damit dem Egoismus die erste tödliche Wunde. Mit jedem Kinde, womit die Ehe gesegnet wird, wiederholt die Natur denselben Angriff auf die Selbstsucht. Der Mann lebt immer weniger für sich, vielmehr, ohne daß er sich dessen recht bewußt wird, nur für andere. In demselben Grade, als die Familie zunimmt, nimmt die Selbstsucht ab und erweitert sich die Brust aus der früheren Enge heraus. Welche Angst bei dem Erkranken der

Gattin. Welche Betrübniß, wenn Gefahren dem Kinde drohen! Durch all das werden die Gefühle reiner und lauterer. Und wie sein Erwerb unter viele großmütig sich teilt, teilt sich sein ganzes inneres Leben für sie. Dieses Familienleben wird nun die feste Basis, von welcher aus das Leben des Individuums immer allgemeiner, das heißt seine Liebe immer größer und vollkommener wird. Wie viele neue Verhältnisse und Verbindungen sind nicht theils durch die Ehe unmittelbar, theils in ihrer Folge gegeben. In der Liebe zur Gattin sind all ihre Verwandten mitgeliebt. Auch die Söhne und Töchter knüpfen neue Bande und in eben dem Maße dehnt sich zugleich das Herz des Vaters aus. Sehr wohlthätig hat das kanonische Recht in rohen Zeiten die Heirat zwischen Verwandten verboten, die es auch in sehr entfernten Graden waren, um die Kreise der Verbindungen zu erweitern, was ungebildeten, rohen Naturen, die sich nur in sich selbst zurückzuziehen das Bedürfnis haben, sehr schwer wird. Nun sind die gehörigen Vorbereitungen getroffen, die sittliche Kraft ist stark genug, das gesamte Vaterland zu lieben, und hierauf - die Menschheit. Der Ehelose aber, welcher sogleich zum Höchsten sich erschwingen will, ohne den von der Natur vorgezeichneten Stufengang zu beobachten, kommt im Grunde gar nicht aus der Selbstsucht heraus. **Er wagt einen ikarischen Flug**, der nur mißlingen kann. Wie der, welcher von der ersten Stufe einer Leiter durch *einen* Sprung zur fünfzigsten sich erheben will, nicht einmal auf der ersten bleibt, sondern kraftlos ganz zu Boden sinkt und vielleicht nie mehr den Mut gewinnt, sich aufs neue anzustrengen, so ist der Ehelose. Daher zeigt die Betrachtung unwidersprechlich, was eine zweifelhafte Erfahrung ungewiß läßt, daß Gefühllosigkeit und Selbstsucht notwendig an das ehelose Leben sich knüpfen.

Wie alles endliche, außerhalb christlicher Ideen sich bewegendes Denken nichtig ist, so auch die eben entwickelte Betrachtung. Notwendig verfällt man in Antinomien und ebenso gut läßt sich so sprechen: Die Liebe des Gatten zur Gattin ist nur Selbstliebe! Die beste Ehe wird nämlich dann gesehen, wenn sie auf dem Grunde gleichen Fühlens, Denkens und Wollens eingegangen wird. Der Gatte liebt also die Gattin, weil er in ihr sich selbst wieder begegnet und in ihr liebt er also nur sich. Und weit entfernt in der Verhehlung den Egoismus zu brechen, legt er nur

den Beweis ab, daß er auf der ganzen weiten Welt nur sich im Auge hat. Noch schlimmer wird die Sache, wenn der Gatte, seine äußeren Verhältnisse überschauend, gewisse Leerheiten bemerkt, zu deren Ausfüllung eben auch das Zubehör der Gattin am geeignetsten erfunden wird. In den Kindern verjüngen und wiedergebären sich die Eltern. Sie selbst also sind es wieder, denen die Liebe gewidmet wird. Wie der natürliche Mensch sich am liebsten selbst nährt, so begreiflich auch seine Gattin und Kinder. Denn er selbst ist es, den er in allen diesen Wesen anschaut. Darum leidet er auch, wenn sie erkranken. Wer weiß ferner nicht, wie häufig die Familienverbindungen nur Werkzeuge zur Erreichung von sehr selbstsüchtigen Zwecken sind, so daß zum Beispiel in manchen Städten, ja Staaten niemand so leicht befördert wird, der nicht mit den herrschenden Familien entweder verwandt ist oder sich verschwägert. Und niemand ist es verborgen, bis zu welcher traurigen Höhe der gegenseitige Haß sich entwickeln kann, wenn zwei dergleichen Familien in Verfolgung ihrer Selbstsucht sich in den Weg treten. Man erinnere sich an die Geschichte der italienischen Städte im Mittelalter, der **Abencerragen in Granada**. So dehnt der Verheiratete auf andere sich nur aus, um verstärkt auf sich selbst zurückzukehren, wie Cicero sagt: *Am besten aber gedeiht die Gesellschaft der Menschen und ihr Zusammenhalt, wenn auf einen jeden um so mehr Wohlergehen gehäuft wird, je mehr er ihr verbunden ist*. Ebenso verhält es sich mit der Vaterlandsliebe, die aus dem Nationalstolz, in welchem jeder Einzelne sich selbst verherrlicht und seine eigene Vortrefflichkeit anbetet, und aus dem Verlangen nach Sicherheit für sich und diejenigen, die man um seinetwillen noch liebt, zusammengesetzt ist. Wenigstens ist das letzte der Grund, um welchen der angeführte Römer die Vaterlandsliebe als die höchste darstellt: *Lieb sind einem die Eltern, lieb die Kinder, die Nachbarn, die Bekannten; aber die Liebe aller zu allen umschließt das eine Vaterland*. So zieht sich mithin die Selbstsucht durch alle diese gesellschaftlichen Verhältnisse nur in stets neuen Gestalten hindurch und es ist nicht abzusehen, wie sie durch diese gebrochen werden möchte. - Welche der beiden Argumentationen entspricht der Erfahrung am meisten?

Wir betrachten nun die Sache vom christlichen Standpunkt aus, welcher einzig eine Entscheidung möglich macht. Wenn die

Selbstsucht mit unserer gefallenen Natur innigst verwebt ist, bedarf es gar keines besonderen Scharfsinnes, um einzusehen, daß wir eben auf natürlichem Wege durch was immer für Entwicklungen der Natur von ihr nicht befreit werden. Sie mag sich verfeinern, sie mag durch ihre Verwandlungen den Menschen um das Bewußtsein bringen, daß er mit ihr behaftet sei, verschwinden und in *ihr Gegenteil* übergehen kann sie nicht in dieser Weise. Von der Selbstsucht gibt es so wenig **einen allmählichen, stufenweisen Übergang zur christlichen Liebe**, als irgendeine Zahl den Übergang von einer endlichen Größe zum Unendlichen vermitteln könnte. Aber eben weil es keinen gibt, gelangt man durch sie aus ihr nicht hinaus, was doch geschehen muß. Denn ist die Selbstsucht uns natürlich, so ist die *christliche Liebe* notwendig übernatürlich. So gewiß es aber innerhalb des Natürlichen keinen Sprung gibt, eben so gewiß gelangt man zum Übernatürlichen *nur* durch einen Sprung, - einen Sprung, den der Verehelichte gleich dem Ehelosen machen muß, wenn er aus der ewigen Kreisbewegung der Natur hinaus versetzt werden will. Auch derjenige, der auf der dreißigsten Stufe einer Leiter steht, ist dem Ende des sinnlichen Himmels, des (unendlichen) Raums auch nicht um das mindeste näher gekommen, als wer auf der ersten sich befindet, - aus dem einfachen Grunde, weil die erste Stufe auch nicht der Anfang des Raumes ist.

Wenn in der besprochenen Weise die *christliche Liebe* entstehen könnte, so hätte sich an die Bildung der Staaten die der Kirche auf ganz natürlichem Wege anschließen müssen. Aber dazu wurde die Ankunft des Sohnes Gottes erfordert, dessen Geist es ist, durch welchen, wie der heilige Paulus sagt, die Liebe in unsere Herzen ausgegossen wird. (Röm 5, 5; Gal 4, 6) Von dem christlichen Prinzip muß daher selbst die Ehe geheiligt und verklärt werden, wenn sie eine gottgefällige sein und Gottgefälliges sich aus ihr entwickeln soll. So weit ist das Evangelium entfernt von dem Irrtum, als bilde sich allmählich die christliche Liebe aus der Ehe und den durch sie eingeleiteten Verbindungen heraus. Kommt aber dieses höhere christliche Prinzip, kommt die christliche Liebe erst zur natürlichen Ehe durch Gottes besondere Gnade hinzu, so trägt die Ehe *als solche* auch zur Erzeugung christlicher Liebe und christlichen Gefühls nichts bei, und jene

und dieses kann ganz unabhängig von der Ehe die Gemüter durchdringen und beleben. Vor dem Christentum durfte die Ehe nicht umgangen werden, weil sie die natürlichen Tugenden bedingt, d. h. solche, wie sie ohne das christliche Prinzip sein können, und das ist das Wahre in obiger erster Argumentation. Da nun aber im Christentum ohne die Ehe, wie es doch Christus und Paulus sagten und beide in ihrem Leben darstellen, das Höchste erreicht werden *kann*, so war mit der Möglichkeit des Zölibates auch die Notwendigkeit gegeben. Alle durch das christliche Prinzip *möglichen* Erscheinungen *müssen* zur Wirklichkeit werden. Es nützt darum alles Gerede gegen den Zölibat nichts, weil er notwendig ist. Dieses ist der tiefste Grund der Tatsache, daß es mit dem Anbeginn der christlichen Kirche Asketen und später Mönche gab. Und der Zölibat fixierte sich nur im Priesterstande, abgesehen davon, daß dieser an sich dahin neigt, weil es stets in der Kirche Priester geben wird, wogegen die Mönche, wie im größten Teil Deutschlands, verschwinden können. So wird jene Möglichkeit, die eine Notwendigkeit ist, im Priesterstande stets zur Wirklichkeit.

Wir haben hiermit nebst der Aufklärung über die fragliche Gefühllosigkeit der - aus höheren Motiven - Ehelosen, auch die Antwort darauf erteilt, daß die Denkschrift meint, der Zölibat müsse aufgehoben werden, wenn seine Notwendigkeit **nicht streng bewiesen werden könne**. Allerdings wird die Kirche von einer höheren Notwendigkeit, die eben die Möglichkeit der Virginität ist, getrieben, von einer Notwendigkeit, die in den meisten bewußtlos zu freier Festhaltung wirkt, bei anderen sich in der Form von allerlei kirchlichen Zwecken ankündigt, deren Erreichung sie nur durch den Zölibat für möglich halten und die freilich oft kleinlich genug sind.

c) Der Sieg über den Zeitgeist

Der würdige Verfasser bemerkt weiter, der Geist der Zeit, das heißt die gegenwärtigen Sitten und Meinungen, fordere einmal die Priesterehe, und ihn nicht beachten, für ein leeres Wort nehmen zu wollen, sei sehr verderblich. Wir verkennen die Macht des Geistes der Zeit nicht. Doch glauben wir, höher als er zu stehen, ihn

wahrhaft zu würdigen, und nur das, was auch er Gutes besitzt, als nicht absolut böse aufzunehmen, das übrige aber bekämpfen zu müssen. Was müßten wir nicht alles als nach seinem Dafürhalten abgenützt wegwerfen! Nicht einmal Katholiken, nicht einmal Christen dürften wir sein! Dieser Grund ist also wohl viel zu allgemein, als daß er Großes zu bedeuten hätte.

Eine andere Wendung erhält indes diese Betrachtung durch eine anderwärts niedergelegte Bemerkung, die zwar kein Unheil verkünden, noch den Anschein einer Drohung haben soll, welcher zufolge jedoch die Stimmung gegen den Zölibat bis zu dem Grade von Wichtigkeit sich entwickeln könnte, daß in ihrem Gefolge bei dem sehr verbreiteten Mangel an kirchlichem Sinne, bei der großen Gleichgültigkeit so mancher gegen die Interessen des Katholizismus eine wirkliche Entgegensetzung gegen die Kirche sich bilden möchte. **Hierauf vermag ich** nur folgendes zu erwidern: Da der Zölibat keine anderen Ansprüche macht, als unter die Disziplinargesetze unserer Kirche gezählt zu werden, so möchte derselbe an sich lieber mit noch hundert anderen dergleichen Ordnungen wegfallen, als zum Seelenverderben auch nur weniger Veranlassung geben. Man könnte an sich irgendwo die Priesterehe ebenso gut aufnehmen lassen, um eine Trennung zu vermeiden, als man sie bei den unierten Griechen bestehen ließ, um die Vereinigung zu erleichtern. Es entgeht jedoch niemandem der große Unterschied, der zwischen diesen beiden eben berührten Fällen waltet. Die unierten Griechen wurden durch das innere Wesen der katholischen Kirche angezogen. Hier durfte wohl eine Disziplin kein Hindernis werden, das gegenseitige Anziehen bis zu einer völligen Vereinigung sich fortbilden zu lassen. Wo man aber wegen einer Disziplin sich trennen wollte, da wäre gewiß schon das innere Wesen der Kirche nicht gekannt oder verkannt, und deswegen eigentlich, keineswegs wegen der Disziplin, würde die Entgegensetzung erfolgen. Wer wegen einer Disziplin aus der Kirche tritt, ist nicht des Dogmas wegen in der Kirche gewesen. Es findet gar keine innere lebendige Verbindung zwischen solchen Individuen und der Kirche statt. Sie sind gewiß keine Glieder der Kirche. Wie möchte aber wohl die Kirche gedrängt werden können, um solcher willen, die ihr nicht angehören, ein Institut aufzugeben, das ihr teuer geworden ist, das jene aber gar

nicht zu würdigen und in seinen Grundlagen aufzufassen imstande sind, noch je dazu sich befähigen werden, da sie außerhalb der Kirche stehen und solange nicht verstehen, wie sie außerhalb der Kirche sein werden.

Hat es indes mit der von uns durch Anwendung der Regeln der höheren Kritik versuchten Lösung der mannigfaltigen auffallenden Widersprüche, die wir in der vorliegenden Schrift entdeckt haben, seine Richtigkeit, ist sie nämlich aus den Arbeiten und momentanen Einfällen mehrerer Verfasser zusammengesetzt, so haben wir hier nur ein ungebärdiges Einschießel anzuerkennen, welches nicht im Geist des Ganzen gehalten ist. Denn im Eingang dieser Denkschrift wird von den Teilnehmern der Petition als von solchen gesprochen, die **im Ernste der katholischen Kirche ergeben** sind, und sie setzten sich ausdrücklich jenen entgegen, die, obwohl äußerlich in der Kirche, doch in der Tat außerhalb derselben sich befänden, sei es durch ihre Immoralität oder durch ihre Ansicht von der Entbehrlichkeit oder gar Lächerlichkeit einer jeden positiven Religion. Solchen ehrwürdigen Männern gegenüber haben wir ein Wort weiter zu sprechen. Sie können es sich gewiß nicht verhehlen, daß sie im Verhältnis zu denen, welche die Beibehaltung des Zölibates wünschen, nicht wie Eins zu Tausend stehen. Insbesondere ist es ihnen keineswegs entgangen, daß das Volk der Aufhebung des Zölibates entgegen sei. Freilich setzen sie sich darüber als über eine Kleinigkeit hinweg. Denn, so sagen sie, das Volk folge eben *der Gewohnheit, dem Herkommen, dem väterlichen Glauben und Beruf, ohne das Bedürfnis, sowie ohne die Fähigkeit sich von dem, was es tue, Rechenschaft zu geben. Ja, sei es auch je in Zeiten von großen Aufregungen und Umwälzungen selbsttätig aufgetreten, so sei es auch da nur als Werkzeug erschienen.* Man sollte beinahe meinen, das sei eine Stimme aus den innersten Tiefen der absolutesten Monarchie Asiens hervor tönend. Und wenn man nicht sonst wüßte, daß in Baden eine konstitutionelle Regierung eingeführt sei, die eine Mündigkeit des Volks, wie man sagt, voraussetzt, aus diesen Stellen könnte es gewiß auch der scharfsinnigste Beobachter nicht entnehmen. Nun denke man noch dazu, einer der Petitionäre, Herr Duttlinger, selbst ein Volksrepräsentant, das heißt einer von denen, *die das Organ des Volkes sein sollen*, dringt vor der Kammer der Repräsen-

tanten des Volkes auf Abschaffung des Zölibates, obschon er wußte, daß das Volk ein Freund dessen sei, was seine Vertreter vernichten sollten! Oder wenn das Volk für unfähig erklärt wird, ein selbständiges Urteil zu fällen, wie kann der, der nichts als Organ des Volkes zu sein den Beruf hat, das heißt den Volkswillen der Regierung zu verkünden, wie kann der, sage ich, sich für *fähig* halten? Den Willen eines Unfähigen aussprechen, besagt ja nichts mehr und nichts weniger, als sich selbst auch für unfähig erklären, inwiefern man nämlich die Person des Unfähigen vertritt.

Nebstdem fiel mir auch der Umstand auf, daß im dritten Teil der Denkschrift die allerälteste Kirchenverfassung aufgesucht wird, um dadurch zu zeigen, daß mit dem Bischof und dem Presbyterium auch **das Volk Anteil an der Kirchenverwaltung** gehabt habe. Was soll wohl damit bewiesen werden? Daß das jetzige Volk also auch seine Stimme zu geben habe, die, wie zugestanden wird, für den Zölibat ist? Oder daß jetzt die Frage nach der Stimmung des uralten christlichen Volkes entschieden werden müsse, das den Zölibat eingeführt hat? Aus diesem Labyrinth weiß ich nicht zu finden, und da ich mich, um diese schwierigen Fälle zu lösen, gemäß der mir eigenen Beschränktheit nach demselben Mittel wieder umsehen muß, das ich, wenn ich mir nicht mehr zu helfen wußte, schon einige Male ergriffen habe, nämlich eine Art von Gedankenlosigkeit in der Schrift zu vermuten oder wenn man lieber will, Widersprüche oder mehrere Verfasser, so breche ich hier ab, um noch einen Punkt zur Sprache zu bringen, der nicht übergangen werden darf.

Es wird nämlich nicht vergessen, ins Gedächtnis zurückzurufen, daß die Priester durch Familien mehr an den Staat gefesselt würden. Die Antwort ist: Wer nicht aus Furcht vor Gott dem Fürsten treu ist, wird es um seiner Familie willen nicht werden. Ja, die Sorge für diese kann ihn in zweifelhaften Umständen weit eher der Pflicht untreu werden lassen als den bloß für sich besorgten ehelosen Priester. Dann wird auch gemeint, die Anhänglichkeit an den Papst werde von den verehelichten Priestern nicht leicht übertrieben und die Furcht vor einem neuen Gregor VII. gewiß beseitigt werden! Es kommt mir gerade hierbei vor, wie wenn jemand, der im Begriff ist, zu verhungern, nicht das be-

fürchtete, sondern er möchte einstens verdursten! Oder wenn jemand, der im dritten Stadium der Schwindsucht läuft, in Angst und Furcht vor einem Schlagflusse wegen künftiger allzu großer Kraftfülle schwebte!

Der Zölibat enthält allerdings ein unverkennbares Zeugnis von der Nicht-Einerleiheit der Kirche und des Staates. Ein jeder, dem helle und klare Augen des Geistes nicht versagt sind, erkennt gewiß im Zölibat eine Ordnung, die aus den Wurzeln, welchen der Staat entkeimte, nicht hervorsprossen konnte. Ein Institut, welches um die Vermehrung irdischer Staatsbürger ganz unbekümmert in diesem Leben nur der geistigen Zeugung für ein höheres und jenseitiges Leben gewidmet, nur mit der Einbürgerung in eine unsichtbare Weltordnung beschäftigt ist und nur insofern den Bürger irdischer Reiche ins Auge faßt, als die Zeit, wie sie aus der Ewigkeit hervorgegangen ist, wieder in sie zurückströmt, ein solches Institut kann aus dem Boden irdischer Staaten nimmermehr hervorgewachsen sein und wird eben darum, so lange es in der Kirche blüht, eine lebendige Protestation gegen alle Versuche bilden, **die Kirche im Staate sich verlieren zu lassen**. Aber eben darum, weil der Zölibat den Gegensatz von Kirche und Staat ewig festhalten und den Untergang jener in diesen ewig verhindern wird, wird er auch die Verweltlichung der Kirche hemmen und das etwaige verkehrte Beginnen einzelner kirchlicher Machthaber, den Staat der Kirche zu unterwerfen, ununterbrochen vereiteln. Denn wenn sein bloßes Dasein schon anzeigt, daß wir in der Kirche etwas ganz anderes zu verehren haben, als daß sich der Staat die Kirche als etwas Weltliches und zu seinem Bereich Gehöriges unterwerfen dürfte und als einen Teil von sich zu betrachten berechtigt wäre, so ruft er ja auch ewig aus, daß auch der Staat etwas anderes sei als sie, daß er nicht zu ihrem Bereiche gehöre und daß ihre Diener durch nichts hätten auffallender beweisen können, daß irdisches Herrschen ihre Sache nicht sei, als durch Ehelosigkeit, durch welche sie sich in einen ganz anderen Kreis von Verwaltungen gestellt und eine höhere Ordnung der Dinge zu leiten angedeutet hätten. Es hat mit dem Zölibate das umgekehrte Verhältnis wie mit der biblischen Stelle: *Mein Reich ist nicht von dieser Welt*. (Joh 18, 36) Man hat diese in der neueren Zeit oft genug angewendet, um zu zeigen, daß der Kir-

che keine Gewalt in bürgerlichen Angelegenheiten zukomme. Es ist aber in dieser Stelle ebensogut ausgesprochen, daß auch den bürgerlichen Regierungen keine Kirchengewalt von Christus anvertraut sei. Desgleichen befördert der Zölibat des Klerus nicht nur die Freiheit der Kirche dem Staate, sondern auch die Freiheit des Staates der Kirche gegenüber.

Daß wir jedoch unseren Gegnern keine bloße Gedanken und leeren Reflexionen entgegenstellen, zeigt die Geschichte klar und verständlich genug. Gregor VII. verschaffte den uralten Zölibatsgesetzen den Sieg, um der Kirche die Freiheit wieder zu erwerben. Als aber die Kirchengewalt ein Übergewicht über die Staatsgewalt behauptete und zu verweltlichen drohte, traten eben aus dem ehelosen Klerus selbst die kraftvollsten Gegner gegen eine solche Säkularisation auf. Der Zölibat teilte seiner Natur nach etwas Spirituelles, Ideales, über das Irdische Erhabenes seinen Verehrern mit, die eben darum großen Anstoß an der Einmischung der Geistlichen in Weltliches finden mußten. Der Zölibat enthielt in sich selbst das Gegenmittel gegen seine Übertreibung. *Und dennoch glaube ich, daß keiner der so redet, dir ein Beispiel nennen könnte, wo je einer der Apostel über Menschen gerichtet, Grenzen gezogen oder Besitztümer verteilt hätte. Ich lese nur, daß die Apostel vor Gericht standen, nicht aber, daß sie auf dem Richterstuhl saßen. Das gehört der Zukunft an, nicht der Vergangenheit. ... Wie sollten es diejenigen nicht ablehnen, über die irdischen Habseligkeiten der Menschen zu urteilen, die im Himmel sogar über die Engel richten werden? Eure Gewalt erstreckt sich also auf die Verfehlungen, nicht auf die Besitztümer. ... Welche Würde und Vollmacht scheint dir erhabener, die Vergebung der Sünden oder die Verteilung von Pfründen? Das läßt sich doch gar nicht vergleichen! Für diese geringen irdischen Dinge gibt es ja Richter: die Könige und Fürsten der Erde. Was brecht ihr in fremdes Gehege ein? Warum setzt ihr eure Sichel an die Ernte eines anderen? Nicht daß ihr unwürdig seid, nein, eurer ist es unwürdig, sich ständig mit dergleichen zu befassen.* Ich nenne hier nur den heiligen Bernhard, die Minoriten unter Ludwig dem Bayer, Petrarca, Gerson, Pierre D'Ailly, Nicole de Clemange. Sollten indes diese Namen zu fremd und die Tätigkeit derer, die sie trugen, zu unbekannt sein, so werde ich auf eine Tatsache aufmerksam machen, die besonders unsere Gegner nicht ohne Wirkung dürften betrachten können. Wer sind denn wohl die

Sachwalter der gallikanischen Freiheiten? Wer hat die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche am glänzendsten verteidigt? Offenbar werden Edmund Richter, der Erzbischof Petrus de Marca, Launoy, Dupin, Bossuet, Natalis Alexander, Fleury und andere genannt werden müssen, von denen jedermann weiß, daß sie ehelos waren, und ebensowohl, daß sie es sogar an mannigfachen Übertreibungen nicht ermangeln ließen. Wir bemerken hierbei nur noch, daß Riegger, Pehem, Sauter, Rechberger, verhelichte Kanonisten, die häufig in der Denkschrift angeführt werden, kaum einen Gedanken in ihre Werke niedergelegt habe, der den genannten ehelosen Theologen nicht entlehnt wäre.

Wir könnten den Faden unserer Betrachtungen hierüber noch weit ausspinnen, begnügen uns indes mit der Bemerkung, daß die angeführten ehelosen Theologen, während sie selbst die beiden angeführten Wirkungen des Zölibates, deren eine der Kirche die Selbständigkeit dem Staate gegenüber behauptet, die andere aber auch den Staat vom Eingreifen der Kirchenbeamten in seine Rechte befreit, in ungetrübter Einheit darstellten, ihre Karikaturen zur Seite hatten, die nicht minder in und von ehelosen Priestern zu Tage gefördert wurden. Die Hinneigung zum Spiritualismus, die im Zölibat liegt, wurde von diesen bis zum Extrem fortgebildet. So fand der heilige Bernhard in Arnold von Brescia, Gerson in Hus, Erasmus in Luther sein Zerrbild, welcher letztere in seiner einsamen ehelosen Zelle die Geistigkeit der Kirche so weit trieb, daß er sie ganz unsichtbar machte und gar *aller* Gewalt beraubte, und da sie nun gar nicht mehr hätte existieren können, sie ganz dem Staate unterwarf. So nichtig ist die Behauptung, daß der Zölibat ein feindliches Verhältnis der Kirche gegen den Staat notwendig unterhalte. Ich wende mich zu einem anderen, jedoch verwandten Punkt.

Keine gesellschaftliche Verbindung, die diesen Namen verdient, vermag sich zu halten ohne Selbstgefühl, ohne das klar gewordene Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Würde als ganzes. Wo dieses Bewußtsein sich nicht findet, fehlt es nicht so sehr an dem Vermögen zu wissen, sondern am eigenen Wert und eigener Würde, um die man wissen könnte. Dieses Bewußtsein schließt sich aber nur im Gegensatz mit anderen Verbindungen recht auf und stellt sich dann zugleich als Gemeingeist dar. Seit geraumer

Zeit geschah jedoch alles, um dies zur würdigen und ehrenvollen Existenz so notwendige Selbst- und Gemeingefühl in unserer Kirche zu ersticken und in seinen Mängeln zu ertöten. Viele, in mancher Beziehung ehrenwerte Männer boten alle Kräfte auf, um die Selbständigkeit der Kirche und die Freiheit in ihrer eigenen inneren Verwaltung als einen bloßen Namen hinzustellen, in alle Zweige ihrer Administration die Hände der Staatsbeamten einzuführen, gar nichts mehr ihrer eigenen Erkenntnis-, Willens- und Tatkraft zu überlassen, mit einem Wort, das Verhältnis der Regierungen zu den Kirchenbehörden wie das eines Vormundes zu einem Mündel zu betrachten und diese Betrachtungsweise im Leben geltend zu machen. Man beachtete nicht, daß dadurch eine für die Kirche lebensgefährliche Ansicht sich verbreiten und in den Gemütern allmählich befestigen mußte, die Ansicht, daß die Kirche kraftlos und geistesschwach geworden, daß sie wie eine abgelebte, stumpfe und blödsinnige, ihrer selbst ohnmächtige, mit ihrem eigenen Wohle und wahren Bedürfnisse unbekannte Frau unter Administration gesetzt werden müsse. Wie sehr eine solche Ansicht alles Selbstvertrauen in der Kirche schwächen, alles freudige, heitere, zu tüchtiger Tätigkeit ermunternde Lebensgefühl untergraben, den kühnen Mut zu tüchtigen, wissenschaftlichen Unternehmungen, der nur aus dem Bewußtsein der einwohnenden Kraft hervorströmt, lähmen und nach und nach alles in eine dumpfe, lahme, erstarrte Untätigkeit versetzen mußte, bedarf wohl keiner anderen Erörterung.

Mit der katholischen Kirche verhält es sich ganz anders als mit der protestantischen. Da in jener als einer wahrhaften Gemeinschaft alles Selbstgefühl, alle Kraft, aller Tätigkeitstrieb, alles Bewußtsein von Wert und Würde der Einzelnen, von der Blüte und Schönheit, von der inneren Lebensfülle, Majestät und Herrlichkeit des Ganzen abhängt, so entwickeln sie, wenn die Kirche als Ganzes nach der beschriebenen Weise sich verhält, einen bewundernswerten Reichtum von Ideen. Die Wissenschaften und Künste blühen, und die großartigsten Erscheinungen im Leben und Handeln treten aus dem inneren Heiligtum an das Licht des Tages. In solchen Zeiten wurden Augustin, Chrysostomus, Thomas von Aquin, Erwin von Steinbach, Dante, Michelangelo, Raphael, Bossuet, Fénelon, Bourdaloue, Massillon, Descar-

tes, Malebranche, Racine und eine glänzende Menge anderer Heroen in allem Vortrefflichen erzeugt. Wenn aber das Ganze als solches trauert, dann versiegt alle Kraft im einzelnen, alle Glieder erstarren, alle Freudigkeit verschwindet, aller Aufschwung und alle Begeisterung erlischt.

Anders wirkt der Protestantismus. So lange Luthers und Calvins Lehre treu geglaubt wurde, gab es in der protestantischen Kirche keine Poesie, keine Historie, keine Philosophie usw. Ja, gewiß ist es, solange die protestantische Gemeinde noch lutherisch war, hatte sie keine Philosophie, und als sie eine Philosophie erhielt, war sie nicht mehr lutherisch. So flieht ihr Glaube die Philosophie und ihre Philosophie den Glauben. Sobald der alle verbindende Glaube beseitigt war und nichts gemeinsames mehr alle Glieder vereinigte, dann blühte Kant, der alle positive Religion aus seiner Kirche vollends vertilgte, Fichte, der wegen Gottesleugnung vor einem ordentlichen Gerichtshof zur Rede stand, Schelling, der Gott nicht leugnete, aber alles für Gott hielt. Dann stand Goethe auf, der mit unnachahmlicher Schönheit das Leben malt, **wie es ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe ist**. Goethe, ganz Hellene, konnte die Iphigenie in Aulis, mit Sophokles und Euripides wetteifernd, schreiben und zugleich als Christ die Bekenntnisse einer schönen Seele ablegen; Goethe, in dem sich die protestantische Kirche seiner Zeit so recht abspiegelt, in ihrer vielseitigen Bildung, in ihrer hohen, äußeren Kultur, in seinem Geschmack und Streben nach Schönheit der Formen, mit ihrer Unentschiedenheit, ob und was sie glauben oder nicht glauben sollte, in ihrem Schweben zwischen Christianismus und Hellenismus, zwischen Himmel und Erde, mit völlig vorwaltender Neigung zum letzteren. Das ist die Blütezeit der protestantischen Literatur, und sie mußte in ihrer vollen Entwicklung gesehen werden, um das Wesen des Protestantismus ganz zu erkennen. Dieses Wesen ist nun nach allen Seiten in die Erscheinungswelt herausgetreten und kann nun niemandem mehr verborgen bleiben.

Die protestantische Literatur ist eine große Erscheinung in der Geschichte der Menschen, aber ein höchst dunkler Fleck in der Geschichte des Christentums. In der katholischen Kirche war stets Wissenschaft und Kunst christlich, und wenn sie diesen

Charakter nicht geltend machen konnte, verstummte sie lieber ganz. Und mit unerschütterlicher Gewißheit steht der Satz fest: Je mehr das Prinzip der Vereinzelung im Protestantismus durchgeführt wird, desto glänzendere Erscheinungen bringt er nach seiner Weise hervor. Und umgekehrt: Je einiger und lebendiger die Gemeinschaft im Katholizismus, desto mehr blühen in seinem Schoße die Künste und die Wissenschaften. Die Protestanten sind alles, was sie sein können, wenn sie allen gemeinsamen Glauben vernichten und alles Kirchentum zerstören, wir, wenn mit aller Kraft der gemeinsame Glaube uns ergreift und in uns wirkt. Je schwächer der kirchliche Sinn im Protestant, je stärker im Katholiken, desto mehr ist jener, desto mehr dieser in seinem Elemente.

Von dieser Betrachtung werde ich nun die geeignete Anwendung machen. Wenn die protestantischen Kirchen ganz mit den Staaten zusammenfallen, in welchen sie herrschend geworden sind, so ist dies nicht nur dem menschlichen Ursprung der ersten ganz angemessen und notwendig, sondern auch eine unerläßliche Bedingung ihres Daseins. Denn da sie in sich selbst kein zusammenhaltendes Prinzip zu erzeugen fähig sind, so erhalten sie dies von außen, durch den Staat, welcher ihrer durch nichts geregelten, durchaus exzentrischen Beweglichkeit wohlthätige Bande anlegt. Diese Bande hemmen indes den einzelnen dadurch, daß das Ganze, die Kirche, in den Staat übergegangen ist, sehr wenig. Denn, wie wir bemerkt haben, der Einzelne ist nur durch höchst schwache Fäden in das Ganze eingewebt, und die Eigentümlichkeit des Protestanten verliert darum auch sehr wenig. Wenn zum Beispiel auch der Staat an die protestantischen Geistlichen die Forderung eines Eides macht, sich nach den symbolischen Büchern, die die Bibellehre enthalten sollen, zu richten, so wissen die Pastöre so viele innere Vorbehalte geltend zu machen, daß der Eid sich ganz in eine Posse auflöst. Der eine bemerkt, er habe sich keineswegs nach den symbolischen Büchern zu lehren verpflichtet, *weil* sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmen, sondern *insofern sie übereinstimmen*, der andere, diese Angelobung verlange nur, nicht *gegen* dieselben zu lehren. Noch andere unterscheiden sich in eine öffentliche und in eine Privat-Person; jene lehrt, was verlangt wird, diese denkt und

schreibt, was beliebt. Noch andere machen auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen Volksglauben und der Wissenschaft stattfindet. Viele predigen demnach dem freien protestantischen Volke von einer Erbsünde, von der Gottheit Christi und dergleichen. Um aber die Wissenschaft zu fördern, machen sie jene lächerlich und leugnen diese und schmähen dabei doch auf die Jesuiten, welche den verdammlichen geistigen Vorbehalt eingeführt und eine giftige Kasuistik gelehrt hätten. Wir sehen, daß die Auflösung der protestantischen Kirchen in den Staat die Eigentümlichkeit des Protestanten nicht verletzt. Es ist daher auch ganz in Ordnung, daß die Pastöre verheiratet sind und noch durch ein anderes Band an den Staat geknüpft werden. Sie wären zum Beispiel zuverlässig nicht haufenweise **der preußischen Agende beigetreten**, die ihnen zu christlich ist, wenn sie nicht auf ihre Stellen und auf weitere Beförderungen, die die Sorge für Weib und Kind notwendig macht, Bedacht genommen hätten. Auf der anderen Seite hindern auch diese Bande die weitere Evolution des protestantischen Charakters nicht besonders. Denn wenn sie auch die *Agende aufführen*, wie sie zu sagen pflegen, obgleich sie an ihren Inhalt nicht glauben, so wissen sie, daß auch das seine Analogie hat. Sie erinnern sich, daß ein Schauspieler auf der Bühne den König Thoas in Goethes Iphigenie vorstellt, während jedermann weiß, daß er ein sehr gehorsamer Untertan ist und, wenn es gewünscht würde, sich ebenso vortrefflich auch in die Rolle des Weislingen im Götz von Berlichingen werfen würde. Der Protestant bewahrt mithin seine Eigentümlichkeit ganz und gar, obschon seine Kirche alle Selbständigkeit verloren und ohne alles Bewußtsein von Würde ist.

Ganz umgekehrt verhält es sich mit dem Katholiken. Da er, wie gezeigt wurde, einzeln für sich nichts ist und nichts sein kann, sondern vom Ganzen gehoben werden muß, dem er nicht äußerlich, sondern innerlich, dem er nicht dem Schein, sondern dem Wesen nach, nicht halb, sondern ganz angehört, dessen Schicksal er also in jeder Beziehung teilt. Nun mag von selbst beurteilt werden, welchen Eingang die Denkschrift bei vernünftigen Lesern gewinnen werde, wenn sie die katholischen Priester ver ehelicht wünscht, *um die Kirche noch abhängiger vom Staate zu machen und dem Papst noch weniger Einfluß auf sie zu gestatten!* Gehen wir noch

einen Schritt in unserem Verhältnis zum Staat weiter, so sind wir ganz verloren. Wir müßten vollends aufhören, uns kirchlich zu fühlen, eine vollendete Ohnmacht, eine durchgeführte Kraftlosigkeit, eine Lähmung aller Sehnen und Nerven des Ganzen *wie der Einzelnen* müßte erfolgen. Wenn es keinem wohlgesinnten und zugleich denkenden und unterrichteten Beobachter entgehen kann, daß es der deutschen Katholiken Aufgabe sei, alle Momente sorgfältig aufzufassen, die das kirchliche Selbstgefühl und den Gemeinschaftsgeist zu erhöhen und zu kräftigen vermögen, wie könnten wir der Aufhebung des Zölibates beistimmen, dessen Gegner mit seiner Entfernung ganz offen Zwecke zu erreichen streben, die wir mit aller Anstrengung vereiteln müssen, die unsere kirchliche Existenz bedrohen und alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft vernichten? Umsonst werden die Wissenschaften gepriesen, umsonst literarische Anstalten wieder erneuert, die eine traurige Zeit den Katholiken in Frankreich, Deutschland und anderwärts geraubt hat, wenn die sittliche Kraft und die edle Begeisterung fehlen, die uns Katholiken als solchen nur aus der als ganzes blühenden Kirche zuströmen können. Wir können nicht für den Staat sein, was wir sein sollen, wenn wir nicht zuvor in dem rechten Verhältnis zur Kirche stehen.

Der Papst soll noch mehr in den Hintergrund treten! Etwa weil wir Katholiken in ihm noch kräftig sind? Weil er uns erst kürzlich ehrenvolle Konkordate erworben hat? Versucht es, und laßt die Bischöfe mit den Regierungen in Unterhandlungen treten, ein Domkapitel, Seminarien und dergleichen zu dotieren, und seht den Erfolg! Mit den Bischöfen wird wie mit Untertanen verfahren, der Papst aber geachtet als eine anerkannte, von allen Staaten unabhängige Macht. In ihm sind wir selbst noch frei. Nichts tut uns mehr not, wie gesagt, als den Gemeinschaftsgeist zu nähren und zu befördern, da ohne diesen unter uns nichts gedeiht. Der Papst ist der Mittelpunkt unserer Gemeinschaft. Wer darum ihn zurückdrängen will, vernichtet auch diese. Die Gemeinschaft der Gläubigen besteht nicht bloß in der Vorstellung von einem Verband von glaubenden Menschen, auch nicht allein im Gefühl. Vielmehr, wenn das Gemeinschaftsgefühl selbst gesund und die Vorstellung davon kräftig und eingreifend ins Leben sein soll, spricht es sich in einer gemeinsamen Verfassung aus und

knüpft sich in seiner Vollendung an eine *Person* an. Es kann niemand die christliche Religion verstehen und lieben ohne die Person Christi selbst. Und als es in der neueren Zeit bedauert wurde, daß wir die christlichen Ideen nicht ohne Christus erhalten hätten, war das Christentum auch mißkannt und jene Personen ohne Kenntnis seines Wesens, die **das genannte Bedauern aussprachen**. In unsern Fürsten lieben wir das Vaterland, und Vaterlandsliebe ohne Liebe, Treue und Gehorsam gegen den Regenten ist ohne Wahrheit und Kraft, ist eine Lüge unserer Zeit, ist unrein in ihrem Ursprung und todesgefährlich in ihren Bestrebungen für das Vaterland selbst. Vielmehr erhält sie im Fürsten erst ihr sicheres, festes Objekt, eine bestimmte und edle Richtung. So auch mit dem kirchlichen Gemeingeist. Er vollendet sich erst, erhält Ausdruck, Wahrheit und Bestimmtheit in der Person des Bischofes und Papstes. Die innige Verbindung zwischen der Verehrung des Papstes und dem kirchlichen Gemeingeiste an sich zeigt sich höchst sprechend in der Tatsache, daß in der neueren Zeit mit der Abnahme des letzteren auch jene gefährdet wurde. Verlangt demnach die Denkschrift die Aufhebung des Zölibates, um die Bande, die uns mit dem Papste verknüpfen, lockerer zu machen, so werden wir gerade den Zölibat verteidigen, um die Verbindung mit ihm zu erhalten und zu befestigen.

Es ist mühelohnend, auf den Grund der Erscheinung hinzuweisen, daß die Gegner des Zölibates immer auch gegen den Papst gestimmt zu sein pflegen und umgekehrt. Es ist schon wiederholt erörtert worden, daß der Zölibat ein lebendiges Zeugnis vom Glauben an einen steten Erguß höherer Kräfte in diese Welt, von einem alles vermögenden Walten wahrhaft unendlicher Kräfte im Endlichen sei und darum für den Ursprung der Kirche aus einer höheren Ordnung der Dinge spreche. Desgleichen ist auch der Papst als der kirchliche, sichtbare Mittelpunkt aller in allen irdischen Reichen zerstreuten Katholiken schon dadurch, daß er dieses ist, ein lebendiges Symbol vom Dasein eines über alles Endliche und Irdische erhabenen Lebens. Wenn daher unsere Zeit alles nur endlich zu begreifen und gegen den Glauben an ein Einwirken des Unendlichen ins Endliche, ja von einem Dasein des Unendlichen im Endlichen recht eigentlich feindselig gesinnt war, so mußte notwendig der kirchliche Mittelpunkt von

derselben Seite her angegriffen werden, die den Zölibat anfeindete. Beide zeugen von einem höheren Ursprung und von höheren Zwecken der Kirche, als daß sie vom Staat aus begriffen werden könnten. Je mehr man daher alles durch Zurückführung auf diesen zu verendlichen suchte, desto mehr mußten der Primat und der Zölibat gemeinsam ein Gegenstand des Hasses werden. Umgekehrt bildete auch der berührte innere Zusammenhang instinktmäßig die Verteidiger des Zölibates zu Apologeten des Primates und die Freunde des Primates zu Sachwaltern des Zölibates.

Dabei will ich mich jedoch ausdrücklich gegen die Ansicht verwalten, als bestrebte ich mich, Kirche und Staat völlig zu trennen und beide in ein gleichgültiges oder gar feindliches Verhalten gegeneinander zu versetzen. Nichts kann weiter vom Kreise unserer Wünsche entfernt sein, als solch ein unvernünftiges Beginnen. Ebenso wenig möchte ich auch nur das Geringste dazu beitragen, daß der Klerus über seinen geistlichen und rein kirchlichen Wirkungskreis hinausstrebt. Aber das verlange ich, daß er eben diesen Wirkungskreis ausfüllt und nicht die Staatsgewalt sich eindringt. Wahrhaftig, in Deutschland ist nicht der *Übermut*, sondern die *Mutlosigkeit* des Klerus zu befürchten. Von beiden gleich weit entfernt steht der *Mut*, und dieser soll ihm gegeben oder erhalten, nicht geraubt werden. Keineswegs die *Übermacht*, sondern die *Ohnmacht* unseres Klerus muß Besorgnis erregen. Zwischen beiden in der Mitte steht das *Mächtigkeitsein seiner selbst*, und es ist doch wohl das geringste, was gewünscht werden kann, daß er seiner selbst mächtig sei. Die Kirche besitzt keine Reichtümer, durch welche sie Einfluß ausüben oder nur den übermächtigen Einfluß von außen auf ihre Diener abwehren könnte. Ebenso wenig verleiht sie in der oberrheinischen Kirchenprovinz Ehrenstellen und Würden. Denn daß der Wahrheit nach die Regierungen diese vergeben, weiß jedermann. Geld und Ansehen verleihen zu können gewährt aber in den Verhältnissen dieser Welt den meisten Einfluß und die größte Macht. Nachdem nun in dieser Weise die Kirche kaum mehr ihrer selbst mächtig ist, soll auch noch der Zölibat entfernt werden! Und warum? Um ein Band zu erlangen, das den Klerus enger an den Staat anknüpft und das Übermaß (!) von päpstlicher und geistlicher Gewalt beschränkt! Also das beinahe einzige Mittel, Freimütigkeit in unserem Klerus

aufkeimen zu lassen, auch noch entfernen! Und zwar ein Mittel, welches rein ethisch ist, rein christlich, rein katholisch! Nur die freie, ethische Begeisterung soll wirken für die Freiheit der Kirche, eine Kraft, die einzig auf dem religiösen Glauben an Gottes allmächtige Wirkungskraft in des Menschen Brust beruht, und - diese rein kirchliche Kraft wollen sie uns auch noch nehmen. Irdischer Glanz und Reichtum ist der Kirche geraubt worden, weil man verlangte, daß sie in solcher Weise nicht wirken solle. **Sie haben Recht.** Nun will man ihr aber auch noch rein religiöse Kräfte rauben? Fürchtet ihr etwa eine ethische Begeisterung, vielleicht mehr als die Macht, Reichtum und Ansehen zu verschenken? Auch darin habt ihr Recht. Aber eben darum soll es nicht gelingen, diese der Kirche eigentümliche Kraft zu rauben.

Über die dritte Abteilung der Denkschrift haben wir hier nichts zu sagen; bloß die Unbeholfenheit und den Mangel an praktischem Takte, der den Professoren eigen zu sein pflegt, müssen wir noch bewundern. Zuerst nämlich wollen sie die jetzige Kirchenverfassung durch Zeugnisse aus Cyprian und dergleichen in die des dritten Jahrhunderts geschwind zurückversetzen, und dann mittelst der neuen den Zölibat aufheben, und alles das innerhalb vierzehn Tagen!

Nachwort

von Dieter Hatstrup

1. Die Situation damals und heute

Der edle Möhler! So wurde der Tübinger und spätere Münchener Theologe Johann Adam Möhler (1796 - 1838) schon zu Lebzeiten gerufen. Noch über einen Abstand von mehr als 1½ Jahrhunderten können wir diese Stimme nachempfinden. Was edel heißt, sieht man nicht nur seinem Bildnis von damals an, seinem Außenbild, obwohl auch dieses bereits die geisterfüllte Triebkraft seiner Natur ahnen läßt. Ein Studienfreund hat die Erscheinung zwanzig Jahre später in Worten nachgemalt. *Schon die äußere seelenvolle Erscheinung, das edle Angesicht, das ernst und doch freundlich blickende Auge, die ganze würdige Haltung des Mannes hatte etwas Anziehendes und zugleich Imponierendes.* Doch wahrhaftig und wirklich tritt der innere Mensch auch nur vor das innere Auge, und das erschaut ihn besser noch als in Gemälden und Kupferstichen in seinen Schriften, besonders in seiner leidenschaftlichen Rede gegen den flachen Geist der Aufklärung und für den Geist des Zölibates. Denn in diesem Institut, um ein Wort Möhlers für die Ehelosigkeit des Priesters in der Nachfolge Christi zu gebrauchen, treffen Leben und Lehre, Inneres und Äußeres, Sein und Bewußtsein, Göttliches und Menschliches in einer Weise zusammen, daß die Welt die Augen schließen muß, die Glaubenden aber sehend werden.

Die zunächst 1828 als Rezension und ohne Nennung seines Namens im Katholiken erschienene Schrift, die ich hier abkürzend *Beleuchtung* **nennen will**, wuchs immer mehr über den Anlaß einer bloßen Begutachtung hinaus und entwickelte sich zu einer Bekenntnisschrift Möhlers, deren Einsichten er selbst erst kurze Zeit vorher durch das Studium der Kirchenväter und per-

sönliche Umkehr gewonnen hatte. Bald war sie unter dem Namen Möhlers in weiten Kreisen bekannt, und noch im selben Jahr erschien sie als Sonderdruck. Heute ist sie kaum zugänglich. Am leichtesten ist sie noch in einer von Döllinger veranstalteten Sammlung Möhlerscher Schriften zu erreichen, deren Text ich hier hauptsächlich zugrunde lege. Sie ist nicht nur, wie ihr Name anzeigt, eine *Beleuchtung*, weil sie Licht auf die gut gemeinte, aber gequälte Freiburger Denkschrift aus dem Jahre 1828 wirft, die sich die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Zölibates zum Ziel gesetzt hatte, sondern stammt selbst aus einer Erleuchtung, die Möhler nicht immer besessen hatte.

Einige Jahre zuvor hätte er das Programm einiger südwestdeutscher Professoren weniger anstößig und ungeistlich, weniger erfahrungslos und frostig kalt empfunden, als es ihm jetzt widerfährt, da er selbst damals wie die *Denkschrift* gedacht hatte, die ihre Leitlinie nicht der Bibel und der Offenbarungsgeschichte, sondern dem *Bezug auf unsre Zeit und unser Vaterland* entnimmt. Und heraus kommt, so die Begutachtung der Freiburger Gelehrten, daß der Zölibat nicht in die Zeit paßt; also muß er weg. Der Maßstab in Bezug auf unsere Zeit ist allezeit geeignet, einen Winter in der Kirche anbrechen zu lassen. Nicht mehr soll die Zeit vor dem ankommenden Reich Gottes vergehen, sondern die geistigen Bewegungen und Trends der Epoche sagen, was das Reich Gottes sein kann und was nicht. Sollte aber die weise professorale Vorsicht nicht geachtet werden, die *in solchen Fällen nicht bloß auf die nächste Gegenwart, sondern auch auf die Erfahrungen der Vergangenheit so wie auf die Möglichkeit der Zukunft zu blicken anrät*, (D 144) sollte also der Zölibat nicht aufgehoben werden, dann ist **die Zukunftsfähigkeit der Kirche** gefährdet, womit ich zugleich eine Angst von damals mit einem Wort von heute ausdrücke. Dies also das Fazit des Nachdenkens von 1828. Man sieht, die Sorge um die Zukunft hat auch in der Vergangenheit die Kirche heftig geschüttelt, jedenfalls einige gelehrte Herren, die sich der Kirche zurechneten. Zugleich fühlten sie die Notwendigkeit, vor der geäußerten Besorgnis zuerst sorgfältig ihre Teilnahme an der Kirche in einer eigenen Klasse zu betonen. (D 3) Auch Möhler ist geneigt, das Prophetische in diesen Männern anzuerkennen, wenn sie, während vielleicht die Priester schlummern und die Kirche in

Deutschland in Gefahr gerät, im Schlaf getötet zu werden, wie die Propheten im alten Bunde aufstehen, fromm begeistert das Volk wach rütteln und die Gesetze und Werke Gottes den Menschen verkünden. (S. 7) *Aber an der Erfüllung des prophetischen Wortes erkennt man den Propheten, den der Herr wirklich gesandt hat* (Jer 28, 9), und da ist ein Rückblick auf den prophetischen Versuch von damals, das Heil der Gläubigen durch die Abschaffung des Zölibates zu sichern, hilfreich zur Unterscheidung der Geister. Oder wie es im Buch Deuteronomium heißt: *Wenn ein Prophet im Namen des Herrn spricht und sein Wort sich nicht erfüllt und nicht eintrifft, dann ist es ein Wort, das nicht der Herr gesprochen hat.* (Dtn 18, 22)

Im Kreis der Frommen kann man leicht fromm sein und unter edlen Menschen auch edel. Aber diese waren damals in der badischen katholischen Kirche so selten anzutreffen wie heutzutage in der katholischen Kirche der vergrößerten Bundesrepublik, in der manche Theologen die Massenmedien zur Kanzel ihrer Verkündigung machen und diskutierend die Zukunft des Glaubens erwirken wollen. Gegen diesen unkirchlichen und ungläubigen Meinungsdruck stand Möhler damals auf, und er tut es im Wiederlesen seiner Schriften bis heute. Nicht allein kann man am Mut seines Büchleins den eigenen Mut erproben, sondern der Inhalt selbst durchleuchtet die vorgebrachten Argumente, so daß von ihrer Substanz nicht viel übrigbleibt. Die heutigen Einwände gegen den Zölibat sind die gleichen wie gestern: Er paßt nicht in den Geist der Zeit, und es gibt nicht genügend Priester. Der erste äußert sich als Sorge um den Geist der Bibel, da Jesus keine Vorschriften zur Ehelosigkeit seiner Jünger erlassen habe, der zweite kleidet sich in das Gewand der Sorge um die kirchliche Zukunft.

Mehr Argumente gibt es nicht und kann es auch im Grunde nicht geben, denn einmal soll die religiöse Virginität nicht in den Ursprung passen und einmal nicht in die Gegenwart. Möhler ist Kirchengeschichtler, und er betreibt die Auflösung der *Denkschrift* auf diesem Feld. Dazu demonstriert er, wie Ursprung und Gegenwart einen immerwährenden Kampf in der Geschichte ausfechten, wie eine unkirchliche und ungeistliche Sinnesart zu allen Zeiten den Zölibat nicht verstand und nicht verstehen wollte, wobei diese Gesinnung zugleich versuchte, Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam Jesu für zufällige Beigaben seiner Reich-Gottes-

Botschaft zu erklären. Das einzige Hindernis, das die *Denkschrift* zu Recht aufstellt, ist der Hinweis, daß Mut zur Sache Christi gehört. Ganz recht so! Darin kann ihr niemand widersprechen, damals nicht und heute nicht. Es erfordert mehr Mut, das Versprechen der Ehelosigkeit und Keuschheit vor dem Bischof abzulegen, als einen Achttausender im Himalaya zu besteigen. Allerdings, vergeblich warnt man den Mutigen mit dem Hinweis, daß Bergsteigen nichts für Hasenfüße sei. Und schwindelfrei muß man auch sein! Möhler als der neue Stephanus, dem, wie es in der Apostelgeschichte heißt, die Libertiner und Zyniker an Weisheit und Geist nicht widerstehen konnten! (Apg 6) Und wirklich, bald nach dem allzufrühen Tode Möhlers war der Streit um den Zölibat für 100 Jahre beendet, und der katholische Klerus blühte auf, wie er vorausgesagt hatte. Denn ungehemmt, durch keine seichte Umgebung mehr betrogen - so schaut nun er in die Zukunft, und er sieht ganz anderes als die Futurologen von damals -, werden die ausgezeichnetsten Jünglinge dem Drängen ihrer von Gottes Geist geläuterten Natur folgen. Und dem Drang Folge geleistet zu haben, werden sie höchste Freiheit nennen. (S. 75) Wir sind mit der Möhlerschen Vision nicht mehr weit entfernt von der eines Pierre Teilhard de Chardin (1881 - 1955), der die Verwandlung der begehrlichen menschlichen Natur kommen sieht, wenn die Welt Bestand haben soll: Entweder Anbetung oder Untergang! In seinem *Hymnus an das Ewig Weibliche* zeigt er, daß die Keuschheit die höchste Form christlichen wie evolutiven Lebens ist.

In der *Beleuchtung der Denkschrift* kann man das Wesen Möhlers als Priester, Theologe und Historiker im Innenbild anschauen und erhält doch mehr als ein persönliches Lebensbild, mehr als eine Heiligenvita, mehr als eine Biographie, mehr als einen Klassiker oder Wegbereiter heutiger Theologie. Möhler gestikuliert nicht mit seiner Existenz. Aber er bringt auch nicht distanziert, analytisch, historisch, kühl, objektiv, wissenschaftlich Argumente vor, sondern bewegt sich auf der Grenzlinie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, wo sich das Geistliche im Menschen von außen abkehrt, nach innen wendet und ins Gespräch mit Gott eintritt. Nur allein ein geistlicher Ratgeber und Beichtvater kann an diesem inneren Gespräch ein wenig teilnehmen. Doch läßt sich

Möhler von außen fordern, auch wenn Zerstreuung und Mißverständnisse zu befürchten stehen, weil in der vorläufigen Welt der innere und äußere Bereich noch nicht übereinstimmen, Geist und Natur, Person und Geschichte noch konkurrieren. Auf dieser Grenzlinie bewegt sich die geistliche Existenz eines Menschen in der Welt, und so nimmt der im Zorn erregte Kenner der Kirchengeschichte den ungeistlichen und unkirchlichen Ort wahr, von dem aus der Kampf gegen den *Festungsgraben* und die *Bastion* des Zölibates geführt wird. Zur Stärkung seiner eigenen Existenz als Priester und zur Stärkung der Gläubigen in der Kirche läßt er sich auf den Plan rufen. Er will nicht, daß die Kirche sich dieser Welt angleicht, er will sie nicht als Staatskirche dem Staat oder der gesellschaftlichen Seichtigkeit inkorporiert sehen.

Er sagt, was öffentlich gesagt werden kann. Er läßt den Kenner der Herzen die Tiefe ahnen und gibt dem Anfänger, der mit unbestimmten Ahnungen ein geisterfülltes Leben sucht, Mut und Argumente. Längst schon hat er begriffen, daß keine Schrift die Aufhebung des Zölibates bewirkt, wie auch keine seinen Fortbestand in der Kirche sichert, denn nicht durch Schriften ist er eingeführt worden, und nicht durch Schriften, **Gegenschriften und Sonderhefte** läßt er sich vertreiben. Nicht menschlicher Wille ist bei diesem Werk in Tätigkeit gesetzt, sondern der Geist Jesu Christi, der selbst arm, ehelos und gehorsam gelebt hat. Möhler möchte sich und allen Mitstreitern ein ewiges Schweigen auferlegen und dem Papier in dieser Sache kein Wort mehr anvertrauen, wenn ihm nicht die nachteiligsten Folgen der Denk- und Gegenschriften so lebhaft vor Augen stünden. (S. 17) In der Tat, wer eine Lebensgestalt bezweifelt, kann keine Entscheidungen für sie erwarten, er verhindert sie und beläßt den Menschen in seiner Einsamkeit, ohne daß dieser in Freiheit über sich verfügen kann. Auf der Grenzlinie zwischen Innerlichkeit und Öffentlichkeit, zwischen der geistlichen Erfahrung und dem belegbaren Argument, zwischen Gott und Welt bewegt sich hier Möhler, und da ist das Wort vom Edelmut angebracht.

Der edle Mut durchzieht das Schrifttum des jungen Tübinger Gelehrten, der nicht nur Wissenschaftler, sondern zuerst Geistlicher und Priester war, der etwas vom Leben der Pfarrgemeinden, von der äußerlich oft so bitteren Existenz des Priesters vor Ort

wußte, von der Großmut, die unter einem kleinen Dache wohnen kann und die noch im hintersten Provinznest Zeichen des einwohnenden göttlichen Geistes ist. Man lese, was er von Qual und Wonne des Priesterlebens in einer äußerlich so glanzlosen und gedemütigten Kirche wie der von 1828 zu sagen weiß, in der kein Adel mehr seine Söhne in eine kirchliche Laufbahn zu bringen sucht, weil diese Kirche nach der Säkularisierung von 1803 keine Stellen von Ehre, Rang und Ansehen mehr zu vergeben hatte. (S. 75) Möhlers Mitstudenten waren meist minderbemittelte Kandidaten, denen die Versorgung des Priesters ein weiteres Motiv zu ihrer Berufung war. Sie staunen Möhler an, als sie **von der Wohlhabenheit seines Elternhauses** erfahren. Wie ein erlöster Hochmut, wie eine persönliche Bekehrung, wie eine unendliche Kraft, auf die er niemals pochen muß, ist diese Schrift für den geisterfüllten Zölibat von einem hochgemuten Ton durchzogen. Und dennoch fehlt nicht der nüchterne und klare Blick, der schmerzlich auf die geistlosen Zustände der Kirche vor Jahrhunderten und im eigenen Jahrhundert schaut. Und weil er den Anblick erträgt, spürt er in diesen Zuständen den leisen Windhauch des Heiligen Geistes gegen den gellenden Sturm der Welt, und er verspürt ihn gerade in der Kirche, da er ihr und niemandem außer ihr oder ohne sie verheißen ist. Wie ein Dornbusch, der brennt und nicht verbrennt! Also resigniert Möhler nicht wie die Professoren der *Denkschrift* damals oder wie einige und sogar theologische Professoren heute, denen die Differenz zur Welt zu mühsam wird, die lieber die Unterscheidung der Geister aufgeben und nach allezeit ähnlichem Muster die Säkularisierung *in Bezug auf unsre Zeit und unser Vaterland* betreiben.

Stolz und Hochmut finden sich in der *Beleuchtung* nicht, kein scharfes Scheinwerferlicht, das seinen Gegenstand grell ausleuchtet und sonst nur Dunkelheit verbreitet. Was hier leuchtet, ist das heitere Licht der Sonne im badischen oder württembergischen Frühling, ein wärmender Strahl vom blauen Himmel, weshalb fast auf jeder Seite köstliche Stellen zu finden sind, ein erlöster Humor, der wenigstens ein Lächeln auslöst, der sich aber zuweilen bis zum Lachen steigern kann, bei dem man sich die Seiten halten muß. Ich gestehe, im letzten Jahr nicht irgendwo so gelacht zu haben wie bei der Lektüre dieser Schrift. Und ich lese nicht nur

theologische Literatur, die voll beschwerten Mutes die Welt verbessern will! Stolz also findet hier nicht statt, der stets gepaart ist mit der Angst, die kleine Kraft der Seele zu verlieren, die der Mensch für einen Augenblick in sich gefühlt hat. Hier scheint einer erfahren zu haben, was Geist und Leben ist, wie die Gnade dem Menschen vorausseilt, ihn begleitet und vollendet. So hat Möhler es nicht gern, wenn die Gnade im Gefolge der Aufklärung verspottet und als scholastischer Unsinn verworfen wird. (S. 17) Die Natur vermag die Werke nicht zu tun, die den Zölibat und die Kirche verständlich machen, ja mehr noch, die beide erst zum Leben bringen. Immer wieder spricht er von der edlen Begeisterung, von der edlen Freude, vom edlen Volk und eben vom Priester mit dieser Gesinnung und Gestimmtheit. Der Geist der Großmut, den Thomas von Aquin *Magnanimitas* oder **Hochgemutheit der Seele** nennt, die hin zum Höchsten strebt, durchzieht diese ganze Schrift über den Zölibat von der ersten bis zur letzten Seite. Kann sich nicht, so fragt er, jeder edle katholische Priester seiner Freiheit bedienen, ein Opfer der Großmut bringen und sich dadurch seinen Anteil am Evangelium erwerben? (S. 33)

Auf solchen Geist haben wir in diesem Essay gefaßt zu sein, ein Geist zum Aufschwung, bis hin zum Genuß am gelungenen Wort, ein Geist, der den Bogen zu spannen versteht von der biblischen Botschaft vom Ende der Zeiten und den ernüchternden Tatsachen der Geschichte oder dem oft nur mäßig erfreulichen Anblick des kirchlichen Klerus. Ein Zeichen dafür ist, daß Möhler sich der Situation seiner Zeit stellt und bei seiner *Beleuchtung* eine Gegenschrift im Auge hat, deren verschiedene Verfasser er zwar ohne Umschweife als Gegner, manchmal aber auch den einen oder anderen als *Mein Lieber!* anredet, ja dem Verfasser des zweiten Teils sogar seine Achtung ausspricht, eine größere jedenfalls als er sie dem Verfertiger des ersten Teils zubilligen will. (S. 66) Aber an die Zufälligkeit der historischen Situation ist die Schrift keineswegs gebunden. Ebenfalls ist sie unabhängig vom *Fortschritt* in der Exegese oder in der Kirchengeschichte, denn äußerer Fortschritt kann dort nur Entfremdung von der Botschaft Christi sein, wo die Nähe des Reiches Gottes verkündet wird.

Paradoxerweise hat gerade die moderne Exegese die durch und durch eschatologische Botschaft Jesu wieder entdeckt, freilich nicht in jedem Fall in der Weise eines vertieften Glaubens, sondern meist im Sinne eines neugierigen Interesses ohne eigentliches Ziel. Die Exegeten, als erster der Orientalist Reimarus im 18. Jahrhundert, entdeckten die eschatologische Botschaft, daß Jesus allen Ernstes gemeint habe, die Zeit dieser Welt gehe schnellstens zu Ende und das Reich Gottes stehe unmittelbar bevor. Darüber konnte der Deist Reimarus nur den Kopf schütteln, und gemischt mit persönlichen Motiven geriet ihm **die Erkenntnis zum lodernden Haß**. Andere hielten sich an die Natur und glaubten der natürlichen Beständigkeit mehr als dem von Jesus verkündeten Ende. Die Wahrheit Jesu, sein Leben und seine Lehre, werden vor diesem Hintergrund zum Mythos, zum schönen Schein, auf den keiner sein Leben setzen mag. Für solche Exegese, die ihre Abhängigkeit vom wissenschaftlichen Geist der Zeit nicht durchschaut, steht David Friedrich Strauß, der dem 19. Jahrhundert das **Schauspiel des ungläubig gewordenen Theologen** geboten hat.

Über alle historischen Abstände, über alle gelehrten Distanzierungen hinweg springt Möhler, und welch ein besseres Mittel gibt es, die Haltung der Verweigerung und des bloßen Beobachtens aufzugeben, das Ende der Zeit anzuzeigen und die letzte Erfüllung zu bezeugen, daß alles, alles wieder gut sei? Welches geeignetere Mittel, frage ich, ist dem geistlichen Menschen dafür gegeben als der Zölibat! Er ist das in Freiheit gewählte Real-symbol, daß die Zeit der immer strebenden oder begehrliehen Natur zu Ende gegangen ist, weil sie in Christus vollendet ist. Christus hat mich gerettet, ruft Teilhard in nüchterner Trunkenheit des Geistes aus, in einen Nimbus von Glorie hat sich die sonst vergebliche geschlechtliche Kraft verwandelt. (Anm. ?) Die ungläubigen Gelehrten entdeckten die eschatologische Botschaft Jesu, waren stolz auf ihre Klugheit, nahmen Abstand vom nahen Reich Gottes und drehten sich weiter im endlosen Kreislauf der Natur. Die Kirche lebt seit der Zeit Jesu das Ende der Zeiten, deshalb wächst der Geist der evangelischen Räte und der Geist des Zölibat beständig. Beständig und nicht unerwartet wächst auch die Verstocktheit der Welt; sie will das Ende der Zeiten

nicht glauben und sucht es mit aller Anstrengung hinauszuschieben. Das macht den Unterschied zwischen Lehre und Leben aus!

Diese Freiheit von der bloßen Natur, in die der endliche Mensch wie in ein Gefängnis eingesperrt ist, bewegt und beflügelt mich, den abgelegenen, kaum bekannten, in Fraktur gedruckten und eher versteckten als veröffentlichten Text von 1828 der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen und seine Frische zu demonstrieren. Er ist wenig oder gar nicht bekannt. Selbst Autoren, die dem Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn verbunden sind, **wissen mit der *Beleuchtung* wenig anzufangen**, reihen sie unter die sonstigen Schriften ein oder bringen in einer Auswahl seines Schrifttums gerade von dieser nichts. Seine Hauptwerke sind gewiß die *Einheit in der Kirche* (1825), der *Athanasius* (1827) und die *Symbolik* (1832). Aber dann schon kommt die *Beleuchtung* von 1828, deren Kraft, Tiefe und heiterer Sinn den Zölibat so viel besser verstehen hilft. Wie sollte sie solche Wirkung nicht auch haben, da sich in dieser persönlichen Entscheidung die doppelte Existenz Möhlers als Gelehrter und als Geistlicher zur Existenz aus dem Ursprung verdichtet. Für einen ersten Blick auf ihn sind das Lebensbild und die Werkauswahl, auf die ich gerade verwiesen habe, jedoch geeignet.

Die Schrift ist auch ein Politikum, ein Kirchenpolitikum damals und heute im Kampf um die Gestalt der Kirche und des geistlichen Amtes. Die Befreiung vom historisierenden Denken, das sich unter das Diktat einer irgendwie gearteten Fortschrittsidee des Zeitgeistes stellt, ist das Ziel Möhlers. Man kann die Schrift weder aktuell noch bloß historisch nennen, obwohl sie beides zugleich ist. Ihr Hauptzweck: Sie entlastet vom Druck der Zeit. Deshalb habe ich sie mit Vergnügen gelesen und gebe sie mit dem gleichen Vergnügen an den Tag. Man meint, die Tinte der Möhlerschen Schreibfeder könne noch nicht ganz wieder trocken sein, es könne bloß ein paar Wochen oder Monate her sein, daß er diese *Beleuchtung* geschrieben hat. Man muß sich wahrlich die Augen reiben, aber außer der romantischen Ausdrucksweise, die ich zwecks flüssiger Lektüre dem heutigen Sprachrhythmus leicht angeglichen habe, ohne jedoch den Abstand von 170 Jahren aufzuheben, sind alle Argumente gegen und alle Gründe für den Zölibat gleich geblieben. Doch es war im Jahr

1828, als es um den Zölibat und die geistliche Lebensform so schlecht stand, daß kein Mönch und keine Nonne in Deutschland offiziell gefunden werden konnte, (S. [83](#)) als alle Tendenzen der Zeit, welche die Freiburger Professoren diagnostizierten, einer amtspflichtigen geistlichen Ehelosigkeit entgegen standen. Die Klöster waren staatlicherseits geschlossen, der Geist der Zeit suchte nach protestantischem Muster und im Namen des Fortschritts alle Kräfte in den Dienst der Gesellschaft zu stellen und wollte darein auch die katholische Kirche und ihren Klerus ziehen. Die Kirche sollte weniger geistlich auf ein Reich Gottes warten, sondern als Staatskirche auf den irdischen Nutzen von Fürst und Volk bedacht sein. Oder besser, der Nutzen sollte das Reich Gottes sein, dieses Reich als wirtschaftlicher, politischer, sozialer, technischer, wissenschaftlicher, kultureller Fortschritt verstanden. In Berlin verkündete der Theologe seiner Zeit, daß **das Reich Gottes mit dem Fortschritt der Kultur** schlechterdings und identisch zusammen falle. Was haben in solcher Zeit Mönche und Nonnen zu suchen, die zwar, wenn sie sind, was sie sind, auf das Reich Gottes warten, aber es in der Meinung der Zeit gerade dadurch verhindern? Was soll ein Zölibat um des Himmelreiches willen? Es war die Epoche, in der die Seminareleitungen, die Professoren, die Domherren und selbst die Bischöfe verzagten und geneigt waren zu meinen, das hohe Experiment der geistlichen Virginität müsse wegen allzu dürftiger Ergebnisse abgebrochen werden. Sich gegen den Druck der negativen Aufklärung zur Wehr gesetzt zu haben, dazu war vielleicht von Möhler ein höherer Mut gefordert als bei dem Versuch, erstmals die Lehrgegensätze der Katholiken und Protestanten zur Darstellung zu bringen, worauf sich **sein Ruhm bis heute gründet**. Denn durch die Zölibatsschrift verschaffte er sich Gegner im eigenen Hause und gleichzeitig in einem persönlich sehr empfindlichen Bereich. Und so kann sich sein erster Biograph und Studiengenosse Wörner noch erinnern, welche persönliche Wirkung von der *Beleuchtung* ausging. Die unangenehm davon Berührten machten ihrem Unwillen durch verschiedene persönliche Insinuationen **gegen den Verfasser Luft**. Solche Zuträgerei und Gerüchtemacherei machen deutlich, wie unkontrolliert sich die Triebe in diesem Bereich oft bewegen. Die Zunge zeigt es an.

Biblisch ist das gut bekannt und bezeugt. Aber wie schwer dringt die Erkenntnis in das Herz der Christen! *Wer sich in seinen Worten nicht verfehlt, ist ein vollkommener Mensch und kann auch seinen Körper völlig im Zaum halten.* (Jak 3, 2)

Immer ist es ein gewisser Naturwahn, der sich gegen den Zölibat stellt. Man kennt nur noch die Natur, nicht mehr die Gnade, so klagt Möhler über den flachen Geist der Aufklärung. (S. 14) Damals war es der unbedingte Fortschrittswille der Aufklärung, zwischendurch in Deutschland ein rassistisch-völkischer Naturwahn, heute ein schleicher Wahn der Psychologisierung, der den Menschen an seine unterpersonalen Triebe binden will. Stets wendet sich solcher Geist gegen den Zölibat, mit sicherem Instinkt wählt er sich darin das Objekt seines Grimmes aus. Der allzeit gleiche Naturalismus macht die *Beleuchtung* heute so aktuell wie damals und wie auch zwischendurch in der Epoche der Blut- und Boden-Ideologie. Tatsächlich gab es 1938 ohne Benennung eines Herausgebers eine auszugsweise Wiederauflage der Möhlerschen Zölibatsschrift unter dem Titel *Der ungeteilte Dienst*. Mit einer Einführung und mit Zwischenbemerkungen bringt sie etwa ein Drittel bis die Hälfte des Textes. Damals war die Schrift gut gegen den völkischen Blut- und Boden-Naturalismus, der im Zölibat nichts Teutsches erkennen wollte und die Zeugungskraft des Volkes herabgesetzt wähnte. Der ungenannte Herausgeber und Kommentator rühmt an der *Beleuchtung*, daß Möhler *im Umkreis seiner zahlreichen Schriften die wohl feinsinnigste neuzeitliche Studie über die Ehelosigkeit des Priesters verfaßt* habe.

Was verbindet die nicht-theologischen Freiburger Professoren von 1828, die Blut- und Boden-Ideologen von 1938 und etwa die Tübinger Professoren von 1992, die ich als Beispiel für die heutigen Gegner des Zölibates nehme? Ich will den Vergleich nicht zu weit treiben und nur einen Punkt nennen: Es ist das Denken in den Kategorien von Natur, Wissenschaft und Macht. Es ist das Denken in Erfolg, Mißerfolg und Pastoralplänen. Es ist das Denken dieser Welt! Hier tut sich freilich ein großer Unterschied der Professoren zu den Ideologen hervor. Diese waren von der Idee der Macht besessen, während jene an die Macht der Idee glauben, weil sie durch die Schule der Ideologiekritik gegangen sind, vor jedem Mißbrauch der Institutionen gerne warnen, nicht beden-

kend allerdings, daß die gefährlichste Institution derzeit noch in keine Idee gefaßt ist, nämlich der Massenwille demokratisierter Bevölkerungen auf der nördlichen Halbkugel, der Wohlstand will, der ihn um jeden Preis will und der **jede Idee eines Opfers** weit von sich weist. Das ist der Glaubensmangel der westlichen Zivilisation, der selbstverständlich auf den Service der Kirche nicht verzichten mag und deshalb einen statistischen Priester-mangel erzeugt. Lange kann das nicht mehr gutgehen, ich meine nicht das geistliche Leben und den Zölibat, sondern die konsum-tive Weltkultur und ihre Plünderung des Planeten. Die Idee der Neuzeit hatte darin bestanden, das Unendliche durch das Endliche erreichen zu wollen, durch Wissenschaft, Vernunft, Aufklärung, Politik, Wirtschaft, Pädagogik, Marxismus, Konsum. All das sind gute Dinge, nur sind sie nicht dazu geeignet, zum Unendlichen zu gelangen, obwohl der Mensch auch wieder nicht aufhören kann, zum Unendlichen zu streben. Zu Gott gelangt man nur, indem man ihn bei sich ankommen läßt: Christus, der angekommene Gott. Das ist also das Ende der Neuzeit, die Erkenntnis, daß das Unendliche nicht durch das Endliche erreicht werden kann. Soll man da dem kurzlebigen Zeitgeist noch Reverenzen erweisen, weil ein paar ungeistliche Priester oder Gemeinden sich mißgestimmt fühlen?

Immer waren die Kleriker auf die eine oder andere Weise ein Problem: 1828 waren sie nur Schattengestalten geistlicher Menschen, 1938 waren sie so zahlreich und innerlich gekräftigt, daß das deutsche Blut durch ihre Zeugungsunwilligkeit Schaden erlitt, ja, und wer leidet 1992? Jetzt sind die Kleriker zwar gut ausgebildet, angesichts der Überbevölkerung der Erde verhalten sie sich auch in dieser Hinsicht zeitgemäß, aber die Gemeinden leiden, denn sie sind zu wenige, sagen die heutigen katholischen Gelehrten. Die Unterschiede der drei Stationen sind gewiß groß, aber es ist bloß der Unterschied der vier Himmelsrichtungen, die Gesinnung ist allemal irdisch. Die Kategorien der Natur, des Einflusses, der Macht oder - um das neuere Kunstwort zu gebrauchen - der Zukunftsfähigkeit sind sich gleich geblieben: Wir müssen die Zügel in der Hand behalten, denn wir wollen das Gute für die Menschen, die Armen, die Unterdrückten, die unversorgten Gemein-demitglieder. So hat die authentische Kirche nie gedacht. Sie hat

auf den Herrn geschaut, wie sie ihn treuer in der Verkündigung und im Leiden nachahmen könne.

Der Text Möhlers liest sich - wie gesagt - seitenweise, als ob er in unseren Tagen geschrieben wäre. Die gleiche Grundkonstellation bietet sich dem theologischen Blick heute, damals und zwischendurch. Auf dem Hintergrund des neuzeitlichen Versuchs, der Natur eine Autonomie ohne Gott und ohne Gnade zuzusprechen, verläuft der Streit. Bloß vordergründig geht es um ein tieferes Bibelverständnis, um Menschenrechte in der Kirche oder um eine ausreichende pastorale Grundversorgung, was wiederum ein Wort heutiger Pastoraltheologie ist, die durch die Nützlichkeitsidee zur Zeit der Aufklärung installiert worden ist. Die Lektüre dieser Schrift bringt einen anderen und dreifachen Nutzen: Sie ist eine geistliche Stärkung, sie fördert das theologische Wissen und nicht zuletzt bietet sie einen literarischen Hochgenuß, der das Gefühl für den Wert des Wortes weckt. Über all dem wölbt sich der Himmel eines österlichen Lachens, eine himmlische Heiterkeit, ein Humor, der manchmal wohl ironisch wird, aber niemals zynisch. Denn wie sollte einer die Hoffnung verlieren, der die Gegenwart des nahe gekommenen Reiches in seiner eigenen Existenz feiert!

2. Fortlaufender Kommentar

(I.) Zunächst beginnt Möhler in Teil I zunächst mit einer Inventur. (S. 7 - 16) Wie steht es um das Jahr 1828 mit der katholischen Kirche in Baden und Württemberg? Welchen Anblick bietet sie? Wir haben auch zu fragen, was sich den Augen der Freiburger Laienprofessoren darbietet, die sich in der *Denkschrift* geäußert hatten und die in Fragen des geistlichen Lebens wegen ihres erhöhten *Maßes von Bildung und Kenntnissen* besondere Kompetenz beanspruchten. Sie zählen sich zu einer besonderen Klasse von Katholiken, die befähigt ist, über kirchliche Dinge nachzudenken und sie nach den Ideen der Sittlichkeit und Religion zu beurteilen. (Teil V, Anm. S. ?) Und weiter haben wir danach zu fragen, in welcher Lage sich die Kirche in Deutschland im Jahr 1992 befindet.

Gewiß, sie ist in der Krise, aber auch damals stand es nicht gut um sie, besonders im Klerus zeigten sich betrübliche Mängel. Darin ist sich Möhler mit seinen Gegnern einig, und er lobt sie ganz ohne Ironie, weil sie öffentlich ihre Stimme gegen nichts-würdige, oberflächliche Pfaffen erheben, die auch ihm ein Dorn im Auge sind. Wo ist der tüchtige Klerus geblieben? Sind die Kleriker in Scharen zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgekehrt? (Ex 16, 3) Jedenfalls muß im Klerus damals eine sehr materielle, fleischliche Richtung geherrscht haben, so daß er keinen erfreulichen Anblick bot. Zu retuschieren versucht Möhler erst gar nicht, er kennt die Lage aus vielfachem Augenschein in Pfarreien und Priesterseminaren. Noch als Professor in Tübingen weiß er von einem **Vikar in Ehingen** zu berichten, der wegen seines *Herumschwänzels und seines Mangels an Eifer und Fleiß* nicht gefällt. In schlechter Verfassung scheint sich der Klerus damals befunden zu haben, sein Auftreten ließ sehr den geistlichen Ausdruck vermissen. Trotz einiger Kenntnisse, die vorhanden waren, fehlte das geistige Band, so daß er von allem höheren Leben wie entblößt dastand. Die Sage von der beherrschenden materiellen Richtung im Klerus erhält auch in den Augen Möhlers einigen Anschein von Wahrheit.

Auch 165 Jahre später steht es nicht gut um die Kirche in Deutschland und in Europa. So sehr muß man den Blick schon ausweiten, um Vergleiche anstellen zu können. Denn wegen der geistigen, politischen und ökonomischen Verflechtungen wächst der Raum gleicher Erfahrungen beständig. Die Kirche bangt trotz eines römischen Programms zur **Neu-Evangelisierung** um ihre Zukunftsfähigkeit. Zwar hat sie, ohne selbst viel zu kämpfen, wie vormals Gideon, der seine Krieger bis auf 300 reduzierte und den Herrn für Israel kämpfen ließ (Ri 7, 8), seit der Zeit Möhlers alle ihre Gegner überlebt. Sie war mehrmals entschieden bedrückt und unterdrückt, vom Nationalismus Bismarcks, vom Nazismus Hitlers und dann vom totalitären Marxismus, die alle das Christentum im allgemeinen und die römische Kirche insbesondere auf den Tod bekämpfen wollten; selbst die Säkularisierungsthese, nach der die Religion langsam absterben sollte, hat sich **in der umgekehrten Richtung bewahrheitet**. Trotzdem steht es nicht gut um die Kirche, jedenfalls nicht gut um die Stimmung in der

Kirche und da wiederum nicht gut unter den Trägern des geistlichen Amtes. Es herrscht *verbreitete Mißstimmung im Klerus*, lautet die Diagnose heutiger Tübinger Professoren, deshalb schreiten sie zur Schleifung der Bastionen und entwerfen - um der schlechten Stimmung Herr zu werden - Strategien zur Beseitigung des *Festungsgrabens* und der *Bastion des Pflichtzölibats*.

Darüber ist wie damals so auch heute nicht zu diskutieren. Wenn einer sagt, er habe schlechte Stimmung, dann hat er sie. Sie ist selbsterzeugend und nährt sich an sich selber. Über diesen Punkt besteht Einigkeit. Der heute verbreiteten Mißstimmung entspricht die fleischliche Richtung des Klerus von damals. Allerdings gibt es Unterschiede. So scheint die sehr materielle Richtung, also gewissermaßen die Heuchelei des Klerus, der sich dem Geist geweiht hat und nach dem Gegenteil lebt, heute nur ein Nebenargument zu sein. Jedenfalls sähen es viele Katholiken gerne, wenn die Priester dem allgemeinen Lebensstil noch mehr angepaßt wären und noch fleischlicher lebten, dann könnten auch sie im Gewissen ungestörter und angepaßter der vorwiegend hedonistischen Richtung der Zeit nachleben. Nach außen aber macht sich dieses Motiv ganz anders kund: der Priestermangel! So viele Gemeinden warten auf einen Pfarrer, so viele Menschen in ihrer seelischen Not harren auf persönliche Betreuung, so viel Arbeit gibt es im Weinberg des Herrn zu verrichten, aber es gibt zu wenig Arbeiter! Wer die Neu-Evangelisierung Europas will, so läßt sich argumentieren, muß der nicht Leute dafür bereitstellen? Wo sind sie? Die schlechte Stimmung ist also nicht aus der Luft gegriffen, sondern kann mit Zahlen belegt werden. Wir werden weniger, seit 30 Jahren schrumpfen wir, immer, immer weniger, der Besuch des Gottesdienstes, die Beichte, die Eheschließungen, immer aufs neue halbiert, gedrittelt oder geviertelt! Wir haben keine Leute, den Gemeinden wird die Eucharistie verweigert, denn bis zur Nachbargemeinde sind es drei Kilometer usw. Und haben schlechte Zahlen nicht das Recht, schlechte Stimmung zu erzeugen?

Neuevangelisierung war auch vor 165 Jahren in der durch Napoleon verödeten und glanzlos gewordenen katholischen Kirche vonnöten, genauer muß man sagen, in der durch Napoleon sichtbar gewordenen geistlichen Öde der Kirche. Und so nimmt die

Denkschrift der Professoren Rücksicht auf den Geist der Zeit, der eine öffentliche Ehelosigkeit nicht will, jedenfalls will ihn die durch Bildung ausgewiesene intellektuelle Schicht nicht. Aber auch die ganz persönliche Not des Fleisches ist es, die damals die humane Gesinnung der Freiburger Gelehrten aufweckte. Und Möhler? Was schlägt der junge, geniale Tübinger Professor der Theologie Johann Adam Möhler vor? Soll man den Zölibat abschaffen? Soll man den Festungsgraben, um den militärtechnischen Ausdruck der Tübinger Professoren von 1992 zu verwenden, zuerst mit den *Viri probati*, mit den in reiferem Alter geweihten Ehemännern anfüllen und dann von den jungen ganz zuschütten lassen? Sieht auch er die Not? Ja, sehr gut sogar, und er weiß ihr einen trefflichen Ausdruck zu geben. Denn er hatte im Wilhelmsstift zu Tübingen die ungeistliche Atmosphäre am eigenen Leib kennen gelernt, dann auch im Rottenburger Priesterseminar. Als 1819 wieder einmal eine Initiative mit einem Antrag an die badische Deputiertenkammer zur Aufhebung des Zölibates in Gang gesetzt war, wurde das Eintreffen der Nachricht im Priesterseminar von den Diakonen, zu denen Möhler gehörte, **mit laute m Jubel begrüßt**. Die Umkehr zum *wütenden Verfechter des Zölibates*, so ein später gegen ihn erhobener Vorwurf, war ihm durch das Studium der Kirchenväter gekommen, in deren Geist er die äußerliche Disziplinarregel in eine innere, geistliche Einsicht verwandelt hatte, die dann auch nicht mehr von Pastoralplänen und Tagesereignissen abhängig war.

So weiß er, wie der geistlichen Not zu begegnen ist, welche Mittel einzusetzen sind, um Lebensfreude, Mut und Erfolg für die Kirche im Dienst am Menschen zu stiften. *Wer wird uns Frauen geben!* Dieser Ruf klingt ganz echt aus seinem Munde, nur ist es die Stimme des Diakons von 1819, die sich im Jahr 1828 in ein Zitat aus einer überwundenen Epoche verwandelt hat, in ein Zitat seiner Jugend und seiner unverwandten Zeitgenossen. Sie ist eine abgelegte, eine zum Frieden gebrachte Forderung, deshalb klingt sie so ironisch bei ihm, so über alles humorvoll, und ist doch zugleich voll galliger Bitterkeit bei denen, die im Ernst noch meinen, auf diesem Weg der Kirche und den Gläubigen zu mehr Leben verhelfen zu können. Das Eifernde ist weg, ein Zeichen der Reife! Möhler geht der Ursache nach, warum er selbst eine

Zeitlang unter dem Druck des liberalen Zeitgeistes gestanden hatte. Die Antwort ist einfach: Es gab von den Lehrstühlen nichts anderes zu hören als Schmähung auf alles Geistliche und Kirchliche, auf Päpste, Bischöfe, Konzilien, Mönche; sogar oder in erster Linie kamen diese Invektiven von theologischen Lehrstühlen. Jetzt, 10 Jahre später, sind ihm die Augen aufgegangen: Die Professoren gehören selbst zu den Erzeugern der Ungeistigkeit und des Mangels, den sie beklagen. In solch aufklärerischer, seichter Atmosphäre entstand eine Zeitung wie die *Freimütigen*, die sich vor allem mit giftigen Angriffen gegen den Zölibat hervortat. Da widerstand auch der junge Möhler nicht. In seinem Vikariatsjahr 1820 sah sich der ehrwürdige Pfarrer Haas genötigt, dem lieben Jungpriester die Gewinnung einer strengeren kirchlichen Richtung zu wünschen. Und siehe da, acht Jahre später war der Wunsch in Erfüllung gegangen!

Möhler hatte aus nächster Anschauung in Tübingen erlebt, welcher Bildungsgrad die dritte Klasse von Katholiken befähigte, über geistliches Leben nachzudenken und den Zölibat als rein disziplinarische Maßnahme einzustufen, der nichts, aber auch gar nichts mit der Erfahrung des Geistes Christi zu tun hat und die deshalb als erstes Gut zur Disposition steht, wenn die Kirche sich nicht so bewegt, wie die Professoren wollen.

Aber schneller noch als mancher andere aus der Tübinger Frühzeit, etwa Johann Baptist Hirscher, bekehrte sich Möhler zur geistlichen Sicht praktischer Probleme - ihm war ja denn auch weniger Lebenszeit beschert, und so wurde er ein geistvoller und überlegener Fürsprecher des Zölibates, der den katholischen Geistlichen nicht vorgeschrieben ist, und dann womöglich noch aus Rom, sondern ins Herz geschrieben wurde durch ihre Berufung von oben. Lassen sich mit pastoraltheologischen Plänen die Herzen der Menschen bewegen? Eben nicht. Wenn die Kirche nicht vom Heiligen Geist lebt, wird sie zum Humanistenverein, der die seelischen Bedürfnisse im staatlichen Auftrag psychologisch und, wenn auch das nichts mehr nutzt, polizeilich regelt. Wenn zu Möhlers Zeiten auf einen Priester im Südwesten Deutschlands 549 Katholiken kamen und jetzt über 3000, so sagt das über das Recht der Gemeinden auf Eucharistie nicht viel aus, außer daß in noch viel größerem Maße als die Zahl der Priester

die Teilnahme an der Eucharistiefeier zurück gegangen ist. Sollte in den 3000 Katholiken von heute fünf bis sechs mal mehr Heiliger Geist stecken als in den 549 von damals? Auf einen Priester heute kommen höchstens halb so viele Meßbesucher wie vor etwa 30 Jahren. Wir haben heute also im Vergleich zu 1965 keinen Priestermangel, sondern einen Priesterüberschuß in Deutschland. Es gibt einen statistischen, aber keinen realen Priestermangel.

Und das sieht Möhler überdeutlich: Der Geist fehlt, bei den Freiburger Professoren damals, bei den Tübingern heute, bei der Kirche in Deutschland und Europa. Aber nur an Symptomen kurieren und nicht an den Ursachen, ist das nicht Kurpfuscherei? Um die Stimmung im Klerus und in der Kirche zu heben, denkt er deshalb nicht an natürliche Hilfsmittel und Stimulantien, sondern er blickt in die Apostelgeschichte, auf Barnabas, und möchte einen Hymnus oder eine Sequenz zum Heiligen Geist angestimmt wissen. Statt Anpassung an schleichenden Naturalismus bittet er um Segen von oben, um Ströme göttlicher Gnade. Das heißt, er empfiehlt den Freiburgern, mit vollem, frommem Gemüte betend ihre Stimme zu Gott zu erheben, und ich stehe nicht an zu meinen, daß auch mehr zölibatäre Geistliche der Tübinger Lehranstalt entwachsen würden, wenn sich der Lehrkörper die Empfehlung seines früheren berühmten Korporationsmitgliedes zum intensiveren spirituellen Leben, inklusive gemeinsamen Hymnengesanges, zu Herzen nehmen würde, da sonst ein weiteres Abgleiten der Fakultät zu den ausschließlich räsonierenden Religionswissenschaften zu befürchten steht. Dort ist Gnade ein bloßer Terminus Technicus; Gesang und geistliches Leben sind Privatsache und folglich werden dort keine Priester ausgebildet.

Es ist schade, daß uns von der Stimme Möhlers nur schriftliche Aufzeichnungen zurückgeblieben sind. Sie war eher leise als laut, aber sie müßte himmlisch geklungen haben, besonders wenn er die Pfingstsequenz angestimmt hätte: *Ohne dein lebendig Wehn kann im Menschen nichts bestehn*. Wir können jedenfalls lesen, wie diese Stimme 1836 geklungen hat: *Nie ist der Ausdruck der durchgängigen Virginität mir an einem Manne so entschieden im ersten Anschauen entgegengetreten. Von Natur groß, war er doch schwächig und zart gebaut. Seine äußere Haltung offenbarte Adel, Würde und Anstand. Überaus fein*

und regelmäßig war seine Gesichtsbildung. Dieses Antlitz hatte etwas zauberisch Einnehmendes. Ein sanftes Feuer strahlte aus seinen großen dunklen Augen. Über die ganze Person war eine im Gesicht sich konzentrierende Anmut ausgegossen. Öffnete er zum Sprechen den Mund, so ließ er eine wohlklingende Stimme, einen reinen Akzent hören. Seine Rede war schön geordnet und fließend. In anscheinend einfachen Worten entwickelte er tief-sinnige Gedanken in seltener gediegener Klarheit. Seine Beredsamkeit hatte etwas still Hinreißendes. Das mädchenhafte, aber keineswegs entmannende Wesen, das über seine ganze Persönlichkeit ausgebreitet lag, ließ Möhler weit jünger erscheinen als er war. Er hatte vor einigen Wochen zwar sein vierzigstes Jahr vollendet, erschien mir aber kaum älter als dreißig Jahre. Wir können hier wirklich nur die Gnade in Anschlag bringen, denn nach offiziellem Zeugnis des Seminars von 1819 war er *ohne musikalisches Gehör*, zwar vorzüglich gebildet in Liturgik, aber abzüglich und *mit Ausnahme des Gesanges*. Um diese Zeit kann der Blick eines Bischofs, es ist Johann Michael Sailer, den ohnehin schüchternen Vikar in noch größere Verlegenheit setzen. Nur muß sich der blasse Ausdruck später in durchdringende Strahlung verwandelt haben. Zwischen 1820 und 1836 gab es einen entschiedenen Wandel in der Seele Möhlers, der durch die Schrift von 1828 genau markiert ist. Durch das Bekenntnis zum Zölibat war er zum geistlichen Menschen geworden. Nun erst konnte er sein, was er immer schon gewesen war und woran ihn eine flache Zeit fast gehindert hätte. Wo vorher nur kühler Intellekt geherrscht hatte, konnte jetzt der Geist durch die geistliche Virginität einen Leib finden. Sollte sich eine solche Individuation, eine solche wahre Selbstverwirklichung nicht auch auf die Stimme auswirken?

Die Lektion, die von Möhler zu lernen ist, kann nicht veralten, weil sie auf einer Wahrnehmung beruht, die nur bedingt objektiv genannt werden kann und die deshalb auch vielen *wissenschaftlichen* Lehrern des Glaubens nicht zu eigen ist. Zum Glück haben nicht diese Lehrer das Lehramt der Kirche inne, sondern die Bischöfe, die sich - Gott gebe es - in einem geistlichen Leben bewährt haben. Denn um die Selbsterzeugung von Problemen wahrzunehmen, bedarf es einer geistlichen Lebensführung, die erst in zweiter Linie auf Statistiken schaut und sich deshalb von ihnen nicht blenden läßt, in erster Linie aber dem Vorbild Christi

und der Heiligen folgt. Wer ohne spirituelle Askese lebt, weiß nicht, was Wahrnehmung seiner selbst und was Selbsterzeugung von Problemen heißt. Ein solcher redet immer nur von Fortschritt und drängender Zeit und bewegt damit die Geschichte im Kreis herum. Wer wie damals eine unkirchliche und einseitig rational ausgerichtete Theologie betreibt, wer die Kirchengeschichte einzig als Skandalgeschichte ansieht, wer heute das Ziel der Kirche bloß in der Dienstleistung für verwöhnte Wohlstandsbürger und nicht zuerst im Dienst für den Weg zu Gott sieht, wer einzig vom allgemeinen Priestertum zu sprechen wagt, weil Unterscheidungen diskriminierend seien, wie es in soziologischer Sprache heißt, der darf sich nicht wundern, das heißt er wundert sich auch nicht, sondern freut sich insgeheim und weint Krokodilstränen, daß der Priesternachwuchs knapper wird, nicht bedenkend, weil aus Mangel an geistlichem Spürsinn nicht wahrnehmend, daß für nichts Besonderes ein junger Mensch auch nicht seine besondere Existenz hergibt. Auch die Welt verliert an einer Kirche, die höchstens sozial oder psychologisch orientiert ist, das Interesse. Denn nicht Priestermangel, sondern Glaubensmangel herrscht in Deutschland und Europa! Kann man aber durch Nachahmung geistloser Zustände inneres Leben erzeugen? Kann man durch Verheiratung und weitere Verbeamtung der Kirchendiener den Heiligen Geist herbeirufen, durch den die Kirche einzig lebt?

Das ist der Gedanke der *Selbsterzeugung* der Probleme, der Möhlers Sicht so tief dringen läßt. Ich weiß nicht, ob damals der eine Priester für die 549 statistischen Katholiken ausreichte. Aber wie beurteilt man das Ausreichen? Ich meine, daß heute ein Priester für 3000 in ihren geistlichen Ansprüchen so enthaltsame Katholiken vollkommen ausreicht und daß auch die doppelte Zahl noch keine Probleme des Priestermangels aufwirft. In einem Aufsatz von 1826 untersucht Möhler diese Frage und kommt zu dem Ergebnis, daß die *Menge* der Geistlichen als solche das Übel für die Kirche ist. Die Behauptung meint er historisch begründen zu können. Darum will er jene Katastrophe von 1803 gesegnet wissen, in der die Kirche ihres äußeren Glanzes und so vieler Kirchendiener beraubt wurde. In ihr erkennt er die Hand Gottes. *Der Natur der Sache nach kann es nur wenige Geistliche geben. Sind doch*

wohl nur diejenigen Priester Gottes, die das Weben des göttlichen Geistes verspüren, die den heiligen Kuß erhalten, welche die Weihe des Geistes, die Salbung des Herzens empfangen haben.

Wenn aber so viele Christen nominell, ohne viel innere Beteiligung in der Kirche sind, so daß sie zu nicht viel mehr taugen als zur statistischen Argumentation gegen den Zölibat, dann wird ein weit gravierenderes Problem aufgeworfen, nämlich die Frage, wie sich der so selten gewordene Christ unter tragen und bedürfnislosen Mitchristen verhalten soll. Soll er sich anpassen? Soll der Christ auf diese Weise allen alles werden? Die ungeistliche Atmosphäre, der Mangel an Glaube und Geist, im Staat, in der Gesellschaft, in der Kirche, an den theologischen Fakultäten, in den Konvikten und Seminarien, das ist das Problem bei Möhler! Hören wir ihn: *So wird eben damit ein großes Zeugnis gegen manche bisher in Baden, sowohl auf der Universität Freiburg, als im Seminar zu Meersburg und in der bischöflichen Verwaltung herrschend gewesene Grundsätze abgelegt, das Zeugnis: daß nichts Gedeibliches durch dieselben erreicht worden sei und erreicht werden könne. Unter diese Grundsätze gehört aber auch der, daß der Zölibat aufgehoben werden solle.* Die Reform an Haupt und Gliedern, die der Kirche in Europa damals und heute dringend zu wünschen ist, kann immer nur durch eine geistliche Vertiefung erreicht werden, nicht durch Herabsetzen der Anforderungen. Reduzierte Leitsätze wären nur von neuem ungeistliche oder im günstigsten Falle neutrale Mittel, wodurch nicht nur die Symptome nicht kuriert werden, sondern die Krankheit, die sich in solchen Anzeichen kundtut, erst recht zum Ausbruch kommt und den ganzen Körper verschlingt. Denn die Bekehrung und Hinwendung zu Gott ist immer nur sein Werk, und so wie die Mauern von Jericho durch die liturgischen Trompeten gefallen sind und der marxistische Osten nicht zuletzt durch das beharrliche Vertrauen und Beten **eines Papstes aus dem Osten**, so wird es eine neue Evangelisierung Europas nicht zu billigen Preisen und mit einer Aufhebung des Zölibates geben. Was das Mehr bedeutet und wie sich die geistliche Ehelosigkeit zu den Evangelischen Räten insgesamt hinbewegt, will ich **weiter unten darlegen**.

Daher kann Möhler, dem die Augen aufgegangen sind, auch nur ein olympisches Gelächter über die Vermutung anstimmen, daß sich der geistliche Zustand des Klerus und der Kirche durch

eine irgendwie geartete Förderung ehelicher und sexueller Liebe bessern lasse. Nicht den hohen Wert dieses Schöpfungsgutes, das durch Christus noch einmal erneuert worden ist, will er bezweifeln, aber wie kann ein geschaffenes, endliches Gut den Weg zu Gott hin weisen, da diesem doch erst selbst noch der Weg gewiesen werden muß? Unter *diesen* Umständen der geistlich geschwächten Kirche von Baden, Deutschland und Europa *zuerst* und *einzig* auf solche Hilfsmittel verfallen, sträuben sich beim Nachdenken die Nackenhaare. Auch ich gestehe, noch nie gehört zu haben, daß man zur Belebung der erstarrten Glieder am Leibe Christi und um begeisterte Priester zu gewinnen, vor allem für *Frauen* sorgen müsse. In ägyptischer Finsternis, die keine Unterscheidung zwischen Freund und Feind, zwischen Gut und Böse mehr erlaubt, können einem solche Vorschläge in den Kopf kommen. Aber wer etwas um das Licht der geistlichen Diskretion weiß, wird solche Mittel nicht in Erwägung ziehen. Kein natürliches Mittel als solches kann den Glauben fördern; der Geist ist es, und zwar als ungeschaffener, der uns in rechter Weise lehrt, um was wir bitten sollen. Der Geist hat noch nie die Priesterehe empfohlen, sondern hat sie zu früheren Zeiten einschränkend hingenommen und sich in dieser Richtung nicht wohl gefühlt. (S. 36)

Kein natürliches Mittel als solches kann den Glauben fördern; kein Verlangen, das sich auf ein natürliches und endliches Ziel richtet, kann näher zu Gott bringen. Nach den Natur- und Gesetzesreligionen kam die Religion des Leidens, kam die Torheit des Kreuzes, die weiß, daß es keine Identität in der Welt geben kann, daß es keinen natürlichen Rutsch von der Erde in den Himmel gibt, daß die Gnade nur dann die Natur vollendet, wenn diese erbsündlich verletzte Natur zuerst ans Kreuz geheftet wird. Wer die natürliche Anpassung fördert, zerstört die Gnade, das heißt er läßt sie nicht ankommen. So zerstört er, da Gott selbst die letzte, die ungeschaffene Gnade ist, den Weg zu Gott. Möhler hat zu sehr die Auf- und Abstiegsgeschichte des geistlichen Lebens studiert, um das nicht zu wissen; er hat zu sehr die immer herben, asketischen, geisterfüllten Anfänge und zugleich die schlemmerhaften, verweichlichten Abstiege gesehen, um noch einer theologischen Richtung zu trauen, die in größerer *Leibfreund-*

lichkeit ihr Heil sucht. Geist bringt Zucht, aber auch Reichtum, und Reichtum zerstört Zucht und darum den Geist. Das ist nicht nur das Gesetz der Mönchsgeschichte, sondern auch das der Neuzeitgeschichte, deren Geist des Kapitalismus sich aus einer mehrfach säkularisierten Mönchsethik entwickelt hat, also selbst schon ein Verfall ist, weil damit die Mittel von einem unendlichen **auf ein endliches Ziel hingelenkt** werden. Nicht einmal eine ökologische Krise läßt sich durch natürliche Mittel meistern, wieviel weniger dann sollten die Theologen meinen, den Himmel, in den alle irdischen Ziele eingeschlossen sind, durch mehr Natur erreichen zu wollen.

Es ist gleichgültig, welches Ziel man in der Welt hat, selbst wenn der Religion eine Funktion dabei zugestanden wird. Wenn es sich um endliche Ziele handelt, als da sind billige Energie, bessere Medizin, soziale Gerechtigkeit, technischer Fortschritt kommt zugleich auch und oft in größerer Wirkung das Gegenteil heraus und verschlingt die ursprüngliche Intention. Es gibt eine Dialektik der Vernunft, der Medizin, der Atomtechnik, der Nationalstaaten, der Freiheit, des Begriffs, ja eine Dialektik der Natur, die nur die Dialektik der Vernunft wiederholt, da sie an der Natur ihre schwankende Identität probiert hat. Aber da es keine endliche Identität in der Zeit gibt, schlägt jeder Versuch, eine solche zu erhalten, ins Gegenteil um, in den Widerspruch, in die Zerstörung. Was also nicht in Gott gesucht wird, das heißt in einem Gott, der nicht zu begreifen ist, sondern der sich von selbst zeigt, und was sich nicht in größerer Askese des Leibes ausdrückt, das heißt in dem Verzicht auf die schmeichelnde Vorstellung, das eigene Leben in der Hand zu haben, schlägt ins Gegenteil um, ist Sünde, weil es eine größere Katastrophe in der Welt vorbereitet. Sünde ist das Mißlingen der Selbsterhaltung, deshalb verzeiht Gott sie sofort, wenn sie vor ihm eingestanden wird.

Das ist der Geist der Offenbarung gegen den Geist der Aufklärung. Das Fehlen des biblischen und konkret-kirchlichen Geistes ist es, was Möhler im Klerus und zugleich in der «Denkschrift» konstatiert. Beides sind nicht unabhängige Phänomene, sondern das eine ist auf Grund des anderen da. Und wie es im Bereich von Schuld und Sünde geht, klagt man seinen eigenen Fehler beim anderen an, eine Erscheinung des seelischen Lebens,

die der Apostel Paulus in tiefer Weisheit erfaßt hat: *Worin du den anderen richtest, darin verurteilst du dich selber, weil du, der Richtende, dasselbe tust.* (Röm 2, 1) Diese Erkenntnis ist Licht ohne Schatten. Indem Möhler dieses Licht auf die fragliche Schrift lenkt, sieht er, daß sie aus einer Quelle schöpft, deren trübes Wasser sie selber anekelt, nur daß sie der Herkunft ihres Ekels nicht ansichtig wird. In seinem durch das Studium der Kirchengeschichte geschärften prophetischen Beruf fühlt Möhler die Notwendigkeit, der *Denkschrift* nachzuweisen, daß sie aus einem Kreis von Ansichten hervorgeht, die den badischen Klerus zugrunde richten, während sie sich zugleich unzufrieden mit ihm erklärt und sogar die Intensivierung der so schlecht angeschlagenen Kur im aufklärerischen und naturalistischen Geist verlangt.

Möhlers Hauptthese lautet also, daß die in der neueren Zeit aufgekommenen Widerstände gegen den Zölibat die biblische Denkweise und den Nutzen für die Gemeinden nur zum Vorwand nehmen, daß sie in Wirklichkeit *der ganzen unevangelischen und unkirchlichen Denkweise der jüngsten Zeit innigst verbunden sind* und in dieser ihren Ursprung haben. Tatsächlich läßt sich bis heute bei allen Gegnern des Zölibates die Beobachtung machen, daß sie bei oft gutem Willen die Kirche, Christus, Gott für nur endliche Zwecke einsetzen wollen, für den Fortschritt der Völker, für die Hungernden in der Welt, für die Frauen, für die Umwelt usw., und tatsächlich findet sich eine gewisse Berechtigung für solches Engagement auch im Evangelium. Denn das Evangelium ist die Botschaft vom umfassenden Heil des Menschen, und dazu gehört, daß der Mensch auf Erden die Hoffnung behält, die ihm sowohl in Not und Elend wie im konsumtiven Reichtum verloren gehen kann. Es scheint aber, daß man einen endlichen Zweck zuverlässig nur dann erreicht, wenn man den unendlichen Zweck nicht aus dem Auge läßt, da Gott sonst zur Funktion, zur Projektion, zum Gefühl, zum Mythos wird. Ich darf Gott nicht zum Motivverstärker oder zum Opium fürs Volk machen, selbst wenn ich mir einreden wollte, ich gehörte selbst zum Volk. Und das vorzüglichste Mittel zur Ehrlichkeit ist der Zölibat. Er ist über alle Maßen dazu geeignet, die Geister zu unterscheiden, ob sie nun Gott suchen oder nicht, ob sie Diener Gottes sein oder Gott in Dienst stellen wollen. Denn je mehr ich einen ursprünglichen

Antrieb der Natur aufgeben und verwandeln lasse, um so weniger kann ich Gott mit einer partikulären Erscheinung verwechseln. Diese Wirkung tritt selbst dann ein, wenn ich den Zölibat oder die evangelischen Räte nur anerkenne, ohne sie selbst unmittelbar zu leben.

Auf ganz niedrigem Niveau, das ich nicht allen Gegnern des Zölibates unterstellen will, das aber in Gemeinden häufig anzutreffen ist, findet sich das Funktionalisieren und In-Dienst-Stellen Gottes in der Verwechslung der Kirche mit einer Service-Anstalt wieder. Es gibt die großen Kontingenzerscheinungen wie Geburt und Tod mit ein paar mittleren Anlässen wie Kommunion, Hochzeit, Weihnachten. Das weckt ein wenig die Stimmung und verlangt nach erhöhendem Ausdruck in Wort, Lied und Kult. Aber keinesfalls ist eine größere Zahl nomineller Christen bereit, das Leben selbst nach den Maßstäben Christi einzurichten. Das drückt sich symbolisch manifest in der Vernachlässigung, ja in der Zerstörung der Sonntagskultur durch zahlreiche Christen aus. Die Kirchendiener - welche es sind, ist recht gleichgültig - dürfen bei einigen noch immer etwas rätselhaften Randerscheinungen des Lebens eine Kerze anstecken und ein paar Worte murmeln, aber ansonsten hat die Kirche den Gang der Natur und der Gesellschaft möglichst nicht zu stören. Daß alles eher Gnade als Natur sei, solche Rede muß diesem Geiste töricht erscheinen; umgekehrt, die Gnade ist ihm höchstens eine Randerscheinung bei seltenen Ereignissen. Das ist die Verwechslung von Zweck und Mittel auf niedrigem Niveau. Aber aus diesem konsumtiven Geist kommt in unseren europäischen Breiten die Opposition gegen den Zölibat. Oder meint einer, er käme aus vertiefter Christlichkeit? Mit dem Ende der Konsumkultur wird die Opposition ein Ende haben. Gar zu lange dürfte hier nicht zu warten sein.

Die Verwechslung von Gott mit einer endlichen Erscheinung möchte ich *Naturalismus* nennen. Dieser ist es eigentlich, gegen den Möhler zu Felde zieht, weil dieser Ismus unersättlich ist und immer neue Opfer fordert, ohne allerdings aus solchen Opfern Geist und Leben zu spenden. Mythen und Legenden halten für unerkannte und schmerzliche, aber selbsterzeugte Probleme ihre Geschichten bereit. Denn ebenso wie ich meine verborgene Wahrheit dazu benutzen kann, den anderen anzuklagen, so kann

ich in einer Geschichte, einer Legende, einem Mythos der tieferen Stimme in mir beipflichten, deren bewußte Anwendung mir noch zu wehe täte. Von St. Georg, dem Ritter, erzählt die Legende, daß er eine Stadt von einem großen Lindwurm befreit habe, dem täglich zwei Schafe und später, wegen mangelnden Weideviehs oder auch wegen gesteigerten Appetites auf seiten des Wurmes, Menschen geopfert werden mußten. Man darf sich die Dynamik der Geschichte weiter ausmalen. Weil man einmal angefangen hatte, den Jungdrachen zu füttern, weil man sich zu Anfang schon vor der Kraft des Tieres meinte fürchten zu müssen, wuchsen Furcht und Ursache der Furcht in gleichem Maße. Die Einwohner von Silena in Lybia - nach der *Legenda Aurea* war das der Name der Stadt - hatten sich ihr Problem langsam großgezogen. Aus sich selbst heraus waren sie schließlich nicht mehr in der Lage, sich zu retten. Von außen mußte die Hilfe kommen, um den Teufelskreis aufzuheben. Es ist bekannt, wie der mutige Ritter St. Georg der Stadt aus der dringend gefühlten Verlegenheit half und so in die Legende und ins Meßbuch Eingang fand (23. April).

Ich meine, daß diese Legende heilkräftige Gedanken auf das Problem des Naturalismus lenken kann. Die Krise des geistlichen Amtes gibt es seit dem Vaticanum II, weil manche Interpreten des Konzils meinten, die Weltoffenheit der Kirche im Sinne des Naturalismus verstehen zu müssen, so daß die Christen zum Weltdienst, aber auch die Geistlichen zur Heiligung durch die Welt und in ihr gerufen wurden. Die Differenz als solche zwischen Gott und Welt, zwischen den Symbolen auf der einen und den Realitäten auf der anderen Seite wurde reduziert. Ich will nicht sagen, daß die Differenz aufgegeben wurde, auch mag sie vorkonziliar zu kraß gewesen sein, weil dort der Laienchrist nur als Nicht-Kleriker verstanden wurde, so daß Kirche und Klerus im wesentlichen in eins gesetzt waren. Aber was vormalis zu viel war, ist jetzt zu wenig. In den letzten 30 Jahren hat es nur Minderungen in der Unterscheidung zwischen allgemeinem und besonderem Priestertum gegeben, ohne Bewußtsein eines Unterschiedes. Wenn das Wort *Amt* oder *Priester* in der Kirche so unaussprechlich geworden ist, dann weil vielen Christen der Unterschied zwischen Natur und Gnade zum diabolischen

Schrecken geworden ist. Natur, Wissenschaft, Planung ist noch nicht alles im Leben. Es ist nicht einmal das Entscheidende! Und der zölibatäre Priester, der durch die Straßen des Dorfes oder der Stadt geht, zeigt es an. Deshalb muß er weg in den Augen der Welt, der verheiratete Priester würde es nicht anzeigen, da haben wir Ruhe.

Ich zähle einige Beispiel auf, in denen - oft besinnungslos - die Differenz zwischen Natur und Gnade verwischt wurde: die Einführung des ständigen Diakonates; viele neue, am Prinzip des Sozialarbeiters orientierte pastorale Berufe; das Ende der lateinischen Kultsprache; Verflachung des Stundengebetes; unkenntliche Kleidung. Mit der Einführung der Priesterehe wäre die Unterscheidung von allgemeinem und besonderem Priestertum nur noch in abgelegenen Handbüchern der Dogmatik und bald nur noch in der Dogmengeschichte zu finden. Das, meine ich, ist der Naturalismus. Und er kann an kein Ende kommen. Eine Kirche mit menschlichem Antlitz ist nicht menschlich, weil das sogenannte Menschliche und Natürliche nur auf einen Augenblick schmeichelt, aber dem Ernst des Lebens, das auf ein unendliches Ziel angelegt ist, nicht standhalten kann.

Der Naturalismus ist nicht nur innerhalb der Kirche wirksam, sondern auch im Verhältnis der Kirche, besonders der katholischen, zur umgebenden Welt. Es ist zwar nicht sehr opportun, vielleicht nicht einmal sehr edel, weil kein Vergleich das ist, aber möglicherweise hilft in Fragen des Naturalismus der Blick auf den Protestantismus weiter. In ihm sind all die aufgeklärten rationalen Forderungen erfüllt, deren Erfüllung mit Grimm von den Massenmedien gefordert wird, angefangen bei der nicht vorhandenen geistlichen Ehelosigkeit bis hin zur Frau als Bischof in Hamburg. Lebt die evangelische Kirche deshalb intensiver? Ist mehr Geist, ich meine Heiliger Geist in ihr zu finden? Ich bleibe zurückhaltend und sage: Nein, nicht unbedingt mehr, vielleicht sogar umgekehrt. Spricht die Kraft zum Widerstand gegen die Totalitarismen der Welt in den letzten 150 Jahren für ihn? Sie war nicht gerade auffallend. Sprechen wenigstens die Zahlen für die naturale Modernisierung? Auch die nicht. Selbst der moderne Mensch glaubt der modernen Version des Christentums nicht.

Zuletzt empfiehlt, ja fordert Möhler das Ende der Initiativen zur Abschaffung des Zölibates. Denn sie sind vergeblich. Die endlose und vor 165 Jahren noch heftigere Diskussion um den Zölibat zermürbt und nagt an der geistlichen Entscheidung. Man muß in solcher Situation nicht allein das Charisma der Ehelosigkeit besitzen, sondern auch das Charisma gegen den Zeitgeist. Nur edelste Geister wie etwa Möhler halten das Dauerfeuer aus, unter dem viele Priester ein karges, unplausibles Leben führen müssen. Auch wer heute zum Priestertum berufen ist, muß gleich eine doppelte Berufung besitzen. Er muß auf einen speziellen persönlichen Ruf hören, und er muß die Berufung besitzen, zu glauben, daß es überhaupt eine Berufung geben kann. Anders gewendet, er muß zugleich das Ideal hochhalten und darüber springen. Das ist es, was in den Augen Möhlers vielen Klerikern die frühere heitere Unbefangenheit geraubt hat, die zu einem kräftigen Leben und geistlichen Wirken so unentbehrlich ist. Man kann nicht auf Probe leben, man kann nicht auf Probe lieben, man kann nicht auf Probe die Welt lassen. Durch die stets wiederholten Angriffe, Zweifel, Klagen wird damals wie heute ein Zwiespalt in das gesammelte Gemüt gesetzt, der alle geistige Kraft verzehrt. Die frech versicherte unendliche Schwierigkeit, sagt Möhler, läßt die Geistlichen ohne die zweifache Berufung zum ehelosen Priestertum und zur Verteidigung dieses Priestertums schwach erscheinen, so daß sie sich in kleinen Nischen verbergen, wo sie von etwas Zustimmung leben. Wer aber die doppelte Kraft nicht hat und wer auch keine Plausibilitätsecke findet, kippt um oder wird zur Schattengestalt. Der früher so kräftige Mann steht bald wie eine *verwelkte Blume* da, der alle Lebensfreude geschwunden ist. Die oben benannte *verbreitete Mißstimmung im Klerus* nimmt ihren Anfang.

(II.) Obwohl von Haus aus kein Exeget, gibt Möhler sich viel Mühe mit der Auslegung des Neuen Testamentes, um die Schatten aufzuhellen, die von der *Denkschrift* auf die Virginität geworfen werden, unter deren Händen die Bibel zu einer ideologischen Waffe zu verkommen droht: Teil II. *Der biblische Ratschlag* (17 - 31). Ideologie ist der Gebrauch einer Idee zur Verschleierung einer anderen. Diese ist von persönlichem Nutzen, jene öffentlich

anerkannt. Die Differenz erzeugt die Möglichkeit des ideologischen Mißbrauchs. Auch die Professoren von 1828 machen eine Unterscheidung, zunächst zwischen dem, was zeitbedingt und was authentisch ist. Und siehe da, die Rede Jesu vom Jahre 30 und seines Apostels Paulus etwas später ist genau das, was dem Jahre 1828 angemessen ist, während die alte zeitbedingte Einkleidung, das vormalige Weltbild und die antiquierte Anthropologie von der offiziellen Kirche in überholten Lehren festgehalten wird. Ohne Stutzen und Staunen der gelehrten Herren aus Freiburg meint Jesus von Nazareth genau das, was für das badische Volk und Vaterland leicht einsehbar ist.

Hier erstaunt nun wiederum Möhler, daß die zur Bequemlichkeit neigende menschliche Natur durch Jesus schmeichelnde Rechtfertigung erhalten und nicht vielmehr den Weg des Heiles mit Zittern und Zagen vernommen haben soll. Den knappen historisierenden Andeutungen der Denkschrift (S. 7 - 11) setzt Möhler eine ausführliche, einfühlsame Abhandlung über die Lehre Jesu und des hl. Paulus von der Ehelosigkeit um des nahen Reiches Gottes willen entgegen. Die historisierende Distanz, die für zeitbedingt hält, was unverständlich und unbequem ist, hebt er auf und zeigt, wiederum mit köstlichem Humor, warum Jesus so radikal ist, warum er die Ehescheidung verbietet, warum er selber ehelos, arm und heimatlos lebt und dies für den hundertfachen besseren Weg, für das Nadelöhr in das Reich Gottes erklärt. Denn da dieses Reich mit ihm gekommen ist, kann man in seiner Nachfolge die natürlichen Ängste ablegen und nach den besseren Intuitionen leben, nach all den Inspirationen, mit denen der Schöpfer am Anfang die Menschen geschaffen und jetzt in Christus neu geschaffen hat. Deshalb verweist Jesus im Wort von der überflüssigen Ehescheidung auf diesen ungetrübten Anfang (Mt 19), der zwar nach außen streng scheint, aber im Inneren ein Quell der Seligkeit ist. Nicht die Natur macht solches Leben aus dem Ursprung möglich, sondern die Gnade. Auf diesem Punkt steht Möhler, auf jenem Standpunkt der Natur die Laienprofessoren, und zwischen beiden liegt ein Abgrund, über den nur abgerissene Zurufe ohne Verständigung möglich sind.

Es ist eigenartig, daß alle Modernisierungen und Verheutigungen des Glaubens meinen, sich so unbesorgt auf die größere Bi-

bel- und Jesusnähe berufen zu können. Der Jesus der Geschichte, ist er so viel leichter akzeptabel als der Christus des Glaubens? Oder die inzwischen wieder versunkene Alternative von *Jesus, ja - Kirche, nein?* Ist die Kirche nicht eher die Abmilderung der radikalen Forderungen des unbegreiflichen Jesus? Die Dreingabe der anderen Wange auf die schon geschlagene rechte, das Ausreißen von Auge, Hand und Fuß, das Verlassen der Familie, die Bereitschaft zu Leid und Tod, und zwischendurch der so unerhörte Ruf zur unbedingten Ehe oder Ehelosigkeit: Wer es fassen kann, der fasse es. Wer möchte das in Wirklichkeit nachleben oder vor einer konsumfreudigen Öffentlichkeit zur Nachahmung empfehlen? Und doch sind das die ureigenen Worte und Taten Jesu. Schon mehr als hundert Jahre lang empören sich die Tiefenpsychologen über die Originalworte Jesu von der uneingeschränkten Feindes- und Nächstenliebe. Möhler arbeitet instinktsicher den Unterschied von Natur und Gnade heraus, der in Fragen der Ehe und Ehelosigkeit die Pharisäer zur Empörung und zugleich die Jünger zum Staunen treibt, so daß sie mit seinen Worten ausrufen: *Wenn es so mit der Ehe sich verhalte, sei es nicht ratsam zu heiraten.* (Vgl. S. 21) Wer sich nicht zur Anerkennung der Gnade bewegen läßt, ist mit den Worten Jesu in der Natur, also in der Welt verloren. Die größere biblische Nähe dient dann nur als ideologische Waffe für den Zeitgeist, um sich mit dem Hinweis auf den historischen Jesus noch weiter von ihm zu entfernen, weiter jedenfalls als es die Kirche, im Wissen um die Schwäche und Sünde der Gläubigen, tut. Der ideologische Gebrauch der Bibel verweist auf die Differenz zwischen Kirchenlehre und Jesuslehre oder dem Leben Christi und dem Leben der Christen, um beides zugleich abzutun.

Auf meisterhafte Art hat Romano Guardini die ideologischen Voraussetzungen eines rein historischen Jesusbildes wahrgenommen und in ihm den Naturalismus des stets zweifels- und empörungsbereiten Menschen gesehen, der lieber an sich selbst glaubt, als sich durch das Bekenntnis seiner Schwäche heilen zu lassen. *Mit dem naturalistischen Dogma, wonach es in der Geschichte nichts anderes als den Menschen und das Menschliche gibt, verbindet sich die romantische Sehnsucht des intellektuell hochentwickelten neuzeitlichen Menschen nach dem Natürlichen und Ursprünglichen. So wird aus dem Bilde des synopti-*

schen Christus alles hinausgedeutet, was dem widerspricht, und es entsteht der 'einfache, reine, ganz religiöse Jesus'. ... In Wahrheit hängt das Verständnis der Synoptiker geradezu davon ab, ob diese Sehweise mit ihren Vorurteilen überwunden wird. ... Die Synoptiker sind nicht 'einfach', weil Jesus selbst es nicht ist. Und noch weniger als der synoptische Jesus ist der historische Jesus einfach, das heißt verstehbar, annehmbar, begreifbar für den modernen Menschen, wenn dieser sich nicht bekehren und umwandeln läßt.

Der synoptische Jesus ist unendlich weit vom Lebensgefühl des heutigen Menschen entfernt, was diesem wenig Grund gibt, sich als Maßstab über jenen zu setzen. Wer den einfachen, reinen, religiösen Jesus nicht aus sich selbst reden läßt, versteht ihn nicht. Und das erste, was dieser sagt, lautet: *Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium.* (Mk 1, 15) Noch Albert Schweitzer konnte zu Anfang des 20. Jahrhunderts das Wort von der Nähe kaum anders als chronologisch verstehen. Doch er wußte, daß der schlichte modernistische Maßstab *in Bezug auf unsere Zeit und unser Vaterland* nur den Historismus erzeugt, nicht aber den historischen Jesus nahe bringt. Merkwürdig war es ihm, daß durch die historische, religionsgeschichtliche, psychologische Forschung zwar wieder Leben in die Gestalt Jesu gekommen war, so daß man hätte meinen können, er trete aus den dogmatischen Formeln heraus und käme durch die Zeiten auf uns zu. *Aber er blieb nicht stehen, sondern ging an unserer Zeit vorüber und kehrte in die seinige zurück.* Der Rückzug bewirkte bei Albert Schweitzer selbst einen **Rückzug aus dem theologischen Geschäft**. Er traute dem Irrtum Jesu mehr als seiner eigenen Uhr, ging in den Urwald und praktizierte das angekommene Reich Gottes. Er wußte nicht, wie er es sagen sollte, aber auf unsagbare Weise war es ihm nahe. So wurde er zum säkularen Heiligen. Er war den Zeitgenossen nützlich, ohne mit Mahnungen zur Umkehr lästig zu fallen.

Die Nähe des Reiches Gottes kann erst in zweiter Linie mit der Uhr gemessen werden, doch sie ursprünglich auszusagen, ist fast unmöglich, da die Gegenstands- und Begriffswelt für solche Nachbarschaft zu Gott keine Worte bereit hält. Auch dieses Problem sieht Guardini deutlich, und ich verweise noch einmal auf ihn. Die Offenbarung, sagt er, zeigt sich nur von sich selber her,

also ist Verzicht darauf zu tun, sie an dem zu messen, was schon gegeben ist, an Philosophie und Wissenschaft, an Logik und Psychologie, an den Werkzeugen, die von der menschlichen Findigkeit zur Herrschaft über Raum und Zeit erfunden wurden. *Glaube bedeutet die Bereitschaft, die offenbarende Gestalt als den absoluten Anfang anzunehmen, auch als den Anfang des Denkens.* Was Jesus über Ehe und Ehelosigkeit sagt, ist nur als solche Erneuerung aus dem Ursprung zu verstehen, als Wiederherstellung der unverstellten Schöpfung, die aus den Erfahrungen mit der gestolperten Natur nicht erkannt und gelebt werden kann.

Beide, die Freiburger *Denkschrift* und Möhlers *Beleuchtung* stellen die außergewöhnliche Erscheinung, das Exzeptionelle der eschatologischen Ehelosigkeit dar. Aber es gerät ihnen zum Gegensatz. Die *Denkschrift* denkt numerisch, mechanisch, statistisch; Möhler denkt gnadenhaft, organisch, wesentlich. Und es ist keine Frage, daß die geistliche Sicht Möhlers der Intention Jesu näher ist als der Naturalismus, der mit kahlen und kalten Worten - mit diesen Ausdrücken fühlt Möhler die richtige Temperatur - die Jungfräulichkeit für *nicht unmöglich hält*. Man kann das Seltene für kostbar ansehen, für das eigentliche, hohe, nur selten erreichte und deshalb angestaunte Ziel, wie es im Sport bei den Wettkämpfern der Fall ist, in dem nur einer den Siegespreis gewinnen kann. Oder man kann das Seltene als kurios, nicht sein-sollend, als abartige Ausnahme, als überholt einschätzen, das mit dem Ganzen, hier mit der Gesamtheit der Offenbarung, in keinem Zusammenhang steht. Und in dieser äußerlich zufälligen Weise versucht die *Denkschrift* die nicht zu bestreitende und von ihr auch nicht bestrittene Ehelosigkeit in der Nachfolge Jesu an den Rand zu drängen, zu marginalisieren. Jesus halte sie zwar nicht für unmöglich, warne aber zugleich vor leichtfertiger Übernahme solchen Lebensstils, weil einer jungfräulichen Keuschheit so viele Hindernisse entgegen treten, daß sie nur selten erwartet werden kann.

Klugerweise antwortet Möhler nicht mit einem isolierten Lob auf die Virginität, sondern mit einem doppelten Nachweis der gnadenhaften Wurzeln von Ehe und Ehelosigkeit. Denn beides ist für die Welt und für das Staatskirchentum unverständlich, heute müßte man sagen, für eine gesellschaftlich engagierte Kir-

che. Weder kann sie in der unauflöslichen Ehe noch im Verzicht auf geschlechtliche Betätigung einen Nutzen sehen. Denn einen natürlichen Vorteil hat solcher Verzicht nicht, sondern in den Augen eines begehrlieh gestimmten Menschen nur ein spirituelles, ewiges Ziel, auf das er im Augenblick meint verzichten zu können, bis ihn dann ein endliches Gericht, die ökonomisch-ökologische Krise, oder das ewige Gericht einholt.

Dennoch läuft in der parallelen Argumentation Möhlers in der *Beleuchtung* etwas schief. Denn die Parallele zwischen christlicher Ehe und Ehelosigkeit reicht tiefer, als sie von Möhler angegeben wird. Das Band zwischen beiden drückt sich nicht nur im doppelt gebrauchten Vers vom wunderbaren Erfassen aus: *Nicht alle fassen dieses Wort, sondern (nur) jene, denen es gegeben ist.* (Mt 19, 11f) Möhler argumentiert *formal*, wie man es vielleicht für die Art von Leuten, von denen die *Denkschrift* verfertigt wurde, tun muß. Die formale Erklärung, die den ersten Gebrauch des Verses auf die unauflösliche Ehe, den zweiten auf die geistliche Virginität bezieht, verläuft dann so: Weil Christus kaum sagen will, daß es nur wenige Ehen ohne Scheidung geben wird, so kündigt er auch keine numerische Seltenheit der christlichen Ehelosigkeit an, wie das die Freiburger Deutung gerne hätte.

In dieser Erklärung stellt Möhler ganz richtig die Gnade gegen den Mosaismus, der nur scheinbar mild ist, wenn er den natürlichen Antrieben nachgibt und die Scheidung wegen Herzenshärte erlaubt. Das mosaische Gesetz weiß eben wenig von der Gnade und kann sich deshalb kaum über die Natur erheben. In diesem einen Punkt der Gnade sind Ehe und Ehelosigkeit tief verbunden, und da bleibt das mosaische Gesetz auf der Stufe der Natur stehen: es erlaubt die Ehescheidung und weiß gleichzeitig nichts vom Wert der Virginität. Denn in der Tat ist Ehescheidung eine Herzenshärte, wie Jesus sagt, nicht nur wegen der praktischen Folgen, sondern wegen der Verhaftung des menschlichen Lebens in die Welt, in eine Natur, die fort- und fortrollt, ohne daß ihre Vollendung näher rückt. Ich habe noch keinen vom Naturalismus geprägten Menschen auf der Erde gesehen, der weiß, welchen Sinn das Leben hat. Naturalismus ist Nihilismus, ist Härte des Herzens. Die Ehe ist Zeichen der Nähe Gottes, aber - und hier gibt es einen Unterschied - noch mehr ist es die Ehe-

losigkeit. Beide sind ein Geschenk des Himmels. Die Ehe ist ein Sakrament, und der Zölibat ist es auch in Verbindung mit dem Sakrament der Priesterweihe, ein Zeichen der Anwesenheit Gottes in der endlichen Welt. Nur muß man von der äußerlich starren Vorstellung einer disziplinarischen Regel, einer bloßen Empfehlung Jesu, die auch übergangen werden kann, zur organischen Verflechtung mit der Reich-Gottes-Botschaft Jesu übergehen. Dann verhalten sich Ehe und Ehelosigkeit wie Zeit und Ewigkeit zueinander. Beide sind der Schöpfung geschenkt, im Modus der Gnade, nicht des eigenen Verdienstes. Nun paßt das andere Wort Jesu in diesen Zusammenhang: Im Himmel wird nicht mehr geheiratet, weil dort die Zeit in der Ewigkeit ihre Vollendung gefunden hat. *Jesus antwortete ihnen: Ihr irrt euch; ihr kennt weder die Schrift noch die Macht Gottes. Denn nach der Auferstehung werden die Menschen nicht mehr heiraten, sondern sein wie die Engel im Himmel.* (Mt 22, 29f)

Auf die gleiche Weise wie gegen das Evangelium argumentiert die Freiburger *Denkschrift* gegen den Apostel Paulus. Dieser wünscht, daß alle ohne Sorgen seien wie er selber, also unverheiratet. Sorgen sollten sich die Christen allein um die Sache des Herrn machen. Nur marginal, äußerst zeitbedingt, so rufen wieder die Herren aus Freiburg, die Empfehlung gehöre nicht in die Mitte der von Paulus verkündeten Gesetzesfreiheit. Deshalb komme ihr für spätere Zeiten keine normative Kraft zu, da wir in ganz anderen Zeiten leben.

Über dies Klügeln und Abschieben geht Möhler schnell hinweg, da in Korinth von besonderen Verfolgungen der Christen zur Zeit des Apostels wohl keine Rede sein kann. Die Absicht solcher Konstruktion ist nur allzu klar. Möhler wendet sich einer breiten Darstellung der Situation von Korinth zu, wie sie Paulus begegnet sein muß und wie sie aus 1 Kor 7 spricht, um damit den Unterschied zwischen Gebot und Rat deutlich zu machen. Verglichen mit der Matthäus-Stelle hat tatsächlich Paulus mit seinem Wunsch zur Sorglosigkeit die Gemüter tiefer zu erregen vermocht als Jesus. Denn wo dieser über Fakten spricht, gegenwärtige und künftige, fügt Paulus eine Wertung und eine Aufforderung hinzu. Jesus redet im Indikativ, Paulus im Optativ oder Imperativ, und eine Unterscheidung oder ein Postulat bietet viel mehr Flächen

zur Empörung. Besser und ein wirklicher Unterschied sei es, nicht zu heiraten als zu heiraten, sagt Paulus. Solchen Vergleich hatte es bei Jesus nicht gegeben, sondern nur die Konstatierung dessen, was es gibt und geben wird, nämlich Ehelese um des Reiches Gottes willen. Paulus dagegen empfiehlt, er legt nahe und gibt den Rat, die Virginität wegen der größeren Sorglosigkeit in der Welt und wegen der größeren Sorge für den Herrn als besser zu erachten, obwohl er auch die Ehe zu loben weiß. Damit löst er die **Meliorisations-Debatten** quer durch alle christlichen Jahrhunderte aus.

Ich verweise hier nur auf das Trienter und auf das 2. Vatikanische Konzil. Trient etwa schließt jeden aus der Kirche aus, der sagt, *es sei nicht besser und seliger, in der Jungfräulichkeit und dem Zölibat zu bleiben, als sich in der Ehe zu verbinden.* (DH 1810) Auch das Vaticanum II räumt den Evangelischen Räten trotz aller Weltfreudigkeit in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* mit einem Komparativ einen kleinen Vorrang vor dem allgemeinen Leben der Heiligkeit ein, **wegen der reicheren Frucht**, wie es sagt, die von einer ungehinderten Glut der Liebe und vollkommenen Gottesverehrung geerntet werden kann. Das ist bis zum Gebrauch des Komparativs die paulinische Empfehlung. Aber jeder Komparativ ist ein Vergleich, und trotz des ausgesucht friedlichen Tones bei Paulus ist der Vergleich eine Diskriminierung, denn er setzt eine Unterscheidung voraus, und diese besonders **mißfällt der Denkschrift**. In der Gnade läßt sich das Andere bejahren, die Natur will das Anderssein aufgehoben sehen; die Gnade erreicht ihr Ziel, indem sie mit dem Anderen in Einheit ist, in der Natur zerfällt die Einheit in den Widerspruch.

Es stimmt, daß Paulus vergleicht. Nur ist der Punkt des Vergleiches nicht die Höher- oder Minderbewertung des einen gegen den anderen Menschen, sondern die Wahl von Gut und Besser bei ein und derselben Person. Wenn Paulus heute zu reden hätte, würde er vermutlich sagen: Wenn mich jemand fragt, was er tun sollte, um Jesus nachzufolgen, dann antworte ich diesem konkreten Menschen da, der vor mir steht: Entscheide dich! Wenn du kannst, bleibe ohne Frau oder Mann, suche ein einfaches Leben ohne Luxus zu führen und verpflichte dich zu einem Dienst in der Kirche. Denn die Kirche ist der Leib des Herrn. Aber wenn

du es nicht tust, sondern dich anders entscheidest, als Christ in Beruf und Ehe lebst, dann ist es auch gut. Ich lobe das Sakrament der Ehe, die Ehe ist ein Weg zu Gott, sie ist ein Ort der Christusbegegnung, und wenn du willst, bin ich bei deiner Hochzeit dabei. Und mein Lob auf den Geist des Zölibates hält mich nicht ab, herzliche Freundschaft mit vielen Eheleuten zu halten. So etwa die Denkweise des Apostels Paulus in den Worten von heute!

Die Freiburger Minimalisierer der paulinischen Ehelosigkeit dagegen meinten, Paulus habe wegen ausgebrochener Verfolgungen den Korinthern in der besagten Richtung Empfehlungen gegeben, später aber und in den badisch-deutschen Landen gäbe es keine Christenverfolgung, deshalb habe auch der paulinische Rat seine Bedeutung verloren. In der Tat, es ist ratsam, in Zeiten von Verfolgung und Not die Begründung des Ehestandes zu verschieben und sich aktuelleren Sorgen zu widmen. Da aber um 1828 in Baden den Christen die Bürgerrechte nicht verwehrt, sie auch sonst nicht mit Not und Tod bedroht waren, entfällt für die Professoren der Grund zur geistlichen Ehelosigkeit und Keuschheit. Es läßt sich wohl verstehen, wie Möhler hier zwischen Zorn und Gelächter hin- und hergerissen sein mußte und die *Denkschrift* als Schutzschrift für die Erhaltung geistloser Zustände unter den Männern apostolischen Berufes bezeichnet. (Vgl. S. 34)

Sagen will Paulus, daß die Zeit immer kurz ist, daß die Erde endlich ist und die Gestalt dieser Welt vergeht, auch wenn sie auf der Uhr 2000 Jahre lang weiter gelaufen ist. Möhler nennt das den moralischen oder ethischen Gesichtspunkt der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen. Wir können heute besser vom eschatologischen Charakter der Botschaft Jesu sprechen, den Paulus auf seine Weise wiederholt: Die Zeit ist kurz! Durch die Neuentdeckung der Eschatologie seit den Zeiten Möhlers wird die ganze Argumentation in Richtung auf die geistliche Virginität verstärkt. Die Grundintuition Möhlers kommt aber auch in seinem moralisch-ethischen Gesichtspunkt heraus: Wer nicht aus Gott wiedergeboren ist, findet es unbegreiflich, daß ein Mensch sich über die Natur zu erheben vermag, denn er sieht darin keinen Sinn. Dieser Geist oder besser Ungeist, der alles religiöse Leben auf Natur, Staat, Gesellschaft, Psychologie, Fortschritt redu-

ziert sehen will, der ist es, der unter der *Beleuchtung* Möhlers aufgeschreckt, ans Licht gebracht und verscheucht wird.

(III.) Das Programm der Marginalisierung betreibt die *Denkschrift* noch auf einem weiteren Feld, in einer bis in unsere Tage sehr beliebten Argumentationsfigur der Glaubens- und Kirchenkritik. Es ist die *Externalität*, der Einfluß oder die Verfälschung des Glaubens von außen: Teil III. *Die äußeren Einflüsse* (37 - 56). Gemeint ist, daß die Kirche alles mögliche Treibgut der Geschichte mit sich herumschleppe, jüdisches, hellenistisches, germanisches, gnostisches, manichäisches, platonisches, aristotelisches Erbe, und je nachdem soll sie sich damit modernisieren, um im Kontext der Zeit verständlich zu sein, oder sie soll in späteren Zeiten das früher Moderne abstoßen. Die Kritiker der Externalität bewegen sich von Zeitgeist zu Zeitgeist, denn der Zeitgeist versteht immer nur den Zeitgeist, wie Möhler richtig sieht. (Vgl. S. 31) Die Vokabeln dieses Geistes sind heute Fortschritt - Rückschritt, modern - veraltet, human - gesetzlich, flexibel - erstarrt.

Die externe Kritik sieht im Laufe der Kirchengeschichte große geschichtliche Erblasten auf den authentischen Jesus niedergehen, so daß er fast erdrückt wird. Also sei es jetzt an der Zeit, die Verfälschungen des Christentums durch 1900 Jahre rückgängig zu machen. Beliebt ist diese Redefigur - ich will sie nicht Denkfigur nennen, denn gedacht wird wenig dabei - in Kreisen moderner und liberaler Theologen, die sich humanen Ideen verpflichtet fühlen, auch nationalen oder ökologischen, den Ideen jedenfalls, an die das Publikum gerade glaubt. Genau die Meinung, die der Öffentlichkeit gefällt und die sich langsam von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wandelt, scheint der authentische und historische Jesus gehabt zu haben. Die externe Kritik findet sich weder bei ungläubigen Kritikern des Glaubens noch bei innerlich und spirituell gefestigten Gläubigen. Denn diese meinen nicht, daß zwischen den Zeiten Jesu und heute der Heilige Geist die Kirche verlassen und zu solchen Irrtümern geführt habe, die wir nun schmerzlich ausmerzen müßten, so daß erst nach 2000 Jahren das Christentum wieder in seiner Wahrheit erscheint, wie es Jesus gewollt hat. Wieso sollte der Heilige Geist gerade heute da

sein? Hat er 2000 Jahre lang die Kirche nur in die falsche Richtung geführt? Und bei jenen gibt es diese Kritik nicht, weil sie als Ungläubige alles schwer Verständliche, geschichtlich Durchlaufene, das glücklich Überwundene noch einmal wieder den Ursprüngen des Glaubens zuschreiben wollen, also Jesus möglichst selbst für unglaubwürdig halten und alle äußeren Erblasten als innere ansehen möchten. Denn auch ein Ungläubiger kann mit einem ruhigen Gewissen besser schlafen.

In Fragen des Zölibates erbringt der Blick in die religiöse Umwelt nicht viel für die Anhänger der Priesterehe. Eher fällt der religionsgeschichtliche Vergleich ungünstig für sie aus. Denn wenn die *Denkschrift* sagt, daß der Zölibat nur die Fortsetzung heidnischer, jüdischer oder sonstiger orientalischer Bräuche sei (Vgl. S. [33](#)) und die von der Kirche untersagte Priesterheirat *schon deswegen* verwerflich sein soll, dann muß noch mehr die Ehe des Priesters durch den Vergleich verwerflich werden, weil diese sich außerhalb des Christentums noch wesentlich häufiger findet als die Ehelosigkeit. Durch einen einfachen Gedanken ist damit der Vergleich niedergeschlagen worden und ließe sich - wenn es darauf ankäme - umgekehrt verwenden. Doch Möhler macht sich in historischer Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit die Mühe, die einzelnen Mosaiksteinchen der erahnten, gewollten und dann doch gescheiterten Priesterehelosigkeit außerhalb des Christentums aufzuzeigen. Man muß nach ihm umgekehrt sagen: Die Priesterehe war das Natürliche, war das Jüdische, war das Normale, mit kleinen Abweichungen zur Virginität überall, die sich nur nicht recht zu Kraft und Höhe erheben konnte, weil sie keinen Grund in der verschleierte Gotteserkenntnis hatte, mit der sie aus den Banden der Natur hätte erlöst werden können. Den Kommentar zu Möhler kann ich kurz halten, denn der heiter-klare Text spricht für sich.

Was eigentlich gezeigt wird, ist wieder einmal dieses: Der natürliche Standpunkt gibt für Fragen des geistlichen Lebens nur ein schwankendes Fundament ab. Wer sein Standbein auf der Erde hat und bloß sein Spielbein im Himmel, der wackelt. In der Religionsgeschichte gibt es zwar die natürliche Sehnsucht nach dem unbedingt Einen und Reinen, aber die Natur selbst kann dem Menschen die Einheit und Ungespaltenheit nicht geben. Nur

kann man die Natur auch nicht einfach verlassen, wie das im Überschwang dann wiederum einige synkretistische Sekten versucht hatten. Möhler führt die Gnostiker als Beispiel der anderen naturalistischen Richtung vor, die in Haß und Ablehnung der Natur ihr Heil suchten, woher ihr generelles Eheverbot stammt. Die Vergötzung und die Verketzerung der Natur entspringen der gleichen Gesinnung, nämlich dem fehlenden Heiligen Geist, der nur denen gegeben ist, die sich unter das leichte Joch Christi beugen. Pantheismus und Dualismus, obwohl entgegen gesetzte und miteinander streitende Letztvorstellungen, kommen doch in dem einen Punkt überein, daß sie einer stolzen Gesinnung des Überblicks entspringen. Die Natur kann sich aber nicht genügen, denn die Natur ist selbst nicht natürlich. Ebenso kann sich die menschliche Vernunft nicht genügen, denn sie findet ihren Ursprung nicht in sich selbst.

Es muß doch allen Kritikern zu denken geben, daß die Kirche insgesamt - Möhler spricht von der *Gesamtkirche* -, zugleich links und rechts die Extreme abgewehrt hat. Sie hat immer stärker die Ehelosigkeit im Mönchtum und Priestertum gefördert, aber zugleich antike und mittelalterliche Sekten der Naturverachtung abgewiesen und die Ehe gefördert, die charakteristischerweise in einer säkularen Welt zusammen bricht. Woher diese pünktliche Mittelstraße und nicht genug zu bewundernde Besonnenheit und Ruhe? Möhler untersucht diese Frage unter dem Thema von Karikatur und einfacher Wahrheit. Jede Sekte oder Kirchenspaltung isoliert gewisse Momente gegen die umfassende katholische Wahrheit und will sie allein, nur und ausschließlich diese in Geltung wissen. Wie die pünktliche Mittelstraße in Fragen der Ehe und der Ehelosigkeit zustande kommt, dazu sagt Möhler nichts; er gibt eben, und das ist viel, historische Beispiele. Der Vorgang ist einer tieferen Überlegung wert. Wieso kann die Gesamtkirche, angesichts der Schwäche und Sünde in ihren einzelnen Gliedern, auf ihrem Weg durch die Zeit sicher sein, in der Intention Christi und seiner Sendung zu bleiben, ohne dem Zeitgeist, dem sie andererseits verständlich sein muß, zu verfallen?

Es ist das Moment der *Freiheit*, in der sie Gott Raum gibt, daß er selbst seine Werke an und in den Menschen tut. Alles, was ist, ist gut, denn es stammt letztlich vom guten Gott. Nicht die Natur

ist gut oder eine Idee ist gut und letztbegründet, sondern was Gott tut, das ist wohlgetan. Deshalb ist die Ehe gut, weil es die Sehnsucht von Mann und Frau zueinander gibt. Nur muß das Verlangen auf den Ursprung hin gereinigt werden, der jedem natürlichen Blick verborgen bleibt. Auch die Ehelosigkeit ist gut, ist sogar noch besser, denn sie ist die Sehnsucht nach Vollendung der Zeit in der Ewigkeit. Auch diese natürliche Sehnsucht muß gereinigt werden, sie darf nicht allein in der Welt herrschen, denn Gott selbst vollendet die Zeit, nicht der Asket. Daher sind weltverneinende Sekten unchristlich und abzulehnen. Aber von Christus, in dem alle Zeit und Endlichkeit vollendet ist, möchte sich die Kirche repräsentiert und geleitet wissen. Das personale Amt, das diesen Christus repräsentiert und damit seine Kirche leitet, kann vom Leben Christi nicht wesentlich verschieden sein. Von daher die große Sicherheit der Gesamtkirche, weil sie alles, was ist, lobt, die Sünde ausgenommen, die aber auch nichts ist - und Gott handeln läßt. Daher die pünktlichste Mittelstraße!

(IV.) Das Programm der Marginalisierung oder Verdrängung des Zölibates führt die Denkschrift fort, indem sie den Zeitpunkt, an dem er in der Kirche eingeführt sein soll, möglichst spät datieren will: Teil IV. *Der Zölibat in der Alten Kirche* (56 - 76) Dagegen setzt Möhler nicht einfach einen chronologischen Gegenbeweis, daß eben da und dort schon und noch wieder ein paar Jahre früher die geistliche Virginität gelobt oder ihre Vernachlässigung beklagt wurde, sondern er untersucht die Bedingungen, unter denen diese spirituelle Lebensform einzig gedeihen kann. Das Ergebnis: Der Zölibat ist niemals eingeführt worden, sondern immer schon vorhanden gewesen, und zwar als Ausdruck eines hohen geistigen, sittlichen und spirituellen Niveaus. Er wurde in der Alten Kirche in mannigfachen Gestalten gelebt und ging dann in den wilden Zeiten der Völkerwanderung und germanischen Rohigkeit für lange Jahre unter. Oder kürzer: Mangelnder Sinn für den Zölibat ist allezeit Geistlosigkeit. Denn der Zölibat ist die erfüllte Prophezeiung Jesu, des Heilands selbst, wie Möhler sagt, er ist das einfache Sosein der auf Gott geöffneten Seele, die so und nicht anders von christgläubigen Menschen anerkannt werden kann. Jesus wies im voraus auf die große Erscheinung

hin, daß es in seiner Nachfolge nicht an einer geistigen Kraft fehlen werde, die bei vielen dazu führe werde, um des Reiches Gottes willen ehelos zu bleiben. Christus mußte nicht fordern, empfehlen oder vergleichen, sondern er erkennt das einfache Sosein als Unmittelbarkeit des Lebens zu Gott, das seinen Sinn nicht mehr auf Irdisches allein richtet.

Von Anfang an wächst die geistliche Virginität in der Kirche, als intensivere Form der Christus-Nachfolge und Gottesverehrung, aber sie wächst organisch als Gabe der Gnade, nicht rigoristisch wie in den nach links und rechts abfallenden Sekten. Sie wächst selbst dann noch, wenn sie für Jahrhunderte fast ganz aussetzt. Denn dadurch ist sie das Signal, daß in einer so gearteten Kirche Christi, die nur wenig geistliche Ehelosigkeit hervorbringt, mit der Nachfolge Christi etwas nicht stimmen kann. Dieses beständige Wachstum, das sich später wieder in positiven Gestalten intensiven geistlichen Lebens mönchischer und priesterlicher Spiritualität niederschlägt, stellt Möhler dar. Schon ganz früh, eben in Christus selbst und in Paulus, zeigt es sich, wächst zaghaft weiter in den apostolischen Urtagen und entfaltet sich in der Alten Kirche. Einen Bruch stellt für Jahrhunderte der Übergang ins Mittelalter dar, weil dort der ungebildete Geist in nordischer Verwilderung den einmal erreichten Standard nicht halten kann. Erst durch Gregor VII. und das kräftig von ihm vertretene Programm der Freiheit der Kirche, der *Libertas Ecclesiae* gegen das kaiserliche Staatskirchentum, beginnt die geistliche Ehelosigkeit wieder zu blühen, ohne allerdings vor neuerlichen Abstürzen gefeit zu sein. Auch in der Reform Gregors VII. ist der Zölibat nicht von disziplinarischen Regeln abhängig, obwohl es vermehrte Regeln dieser Art mit harschen Strafen gegen das Konkubinat gibt. Sie richten sich zugleich gegen die andere Unsitte der Zeit, die Simonie, die Käuflichkeit von geistlichen Ämtern. Regeln und vermehrte Disziplinen gibt es, aber nur wegen des neu erwachten gottseligen Geistes in Hildebrand, dem späteren Gregor VII. und seinen von Cluny inspirierten Reformen. Der Geist des Zölibates lebt nicht in disziplinarischen Regeln, auch wenn diese in dürftigen Zeiten als helfende Stütze hinzukommen können und müssen, damit die Gestalt Christi in der Kirche nicht ganz verloren geht.

Der Blick in die Geschichte zeigt: Wo eine Ortskirche lebendig ist, gibt es genügend geistliche Berufe, und wo das nicht der Fall ist, erzeugt der Glaubensmangel einen Mangel an Sinn für den Zölibat. Die Verwilderung kann in aparten Formen daher kommen, sie kann sich zivilisiert auf hohem Wohlfahrtsniveau geben. Luxus ist nicht die Behebung der Roheit, sondern ihre elegante Verschleierung. Und die Fassaden selbst geistlicher Kultur können trügen, ob wirklich hinter ihnen der Geist nach Gott sucht. Den Zölibat kann, wie Möhler sagt, der ungebildete Mensch nicht verstehen, er muß ihn als bedrückend empfinden, und wo immer er Gelegenheit findet, lehnt er sich dagegen auf. Er ist moralisch zu tief gesunken, als daß er das Ideal in seinem Leben abzubilden vermöchte. Es ist Unsinn zu behaupten, in unserer Zeit, am Ende des 20. Jahrhunderts, sei es schwer, den Zölibat zu leben, schwerer jedenfalls als in früheren Zeiten. Die Geschichte lehrt völlig anderes. Immer und stets waren die Verführungskräfte für Genuß oder Bequemlichkeit groß genug, um den Mangel an Christus-Nachfolge und Inspiration durch fleischliches Leben auszugleichen. Die Moden der carnalischen Lust wechseln, ihr Geist oder ihr Mangel an Heiligem Geist bleibt sich durch die Zeiten gleich. Es ist böse Ideologie, den Lauf der Zeiten dafür verantwortlich zu machen, daß der Zölibat schwer und schwerer werde und ach, heute nicht mehr zu schaffen sei. Wie ist die geistliche Virginität wohl in die Kirche gekommen? Weil alle Welt schon so lebte? Oder war es, weil sich die Christen der Welt nicht angeglichen, sich vielmehr durch ein neues Denken gewandelt haben? Statt sich über die Ungunst der Zeiten zu beklagen, mache man sich lieber den Vorwurf, mehr auf die Natur als auf die Gnade gesetzt zu haben. Für den Widerspruch aus dem Geist sind die Zeiten allemal günstig, je ungünstiger die Zeiten, desto klarer der Widerspruch. Durch solche Betrachtung läßt sich der Trübsinn vertreiben oder doch wenigstens die Ursache erkennen, wie der trübe Eindruck entstehen konnte, das geistliche Leben und zumal der eine Punkt der Evangelischen Räte sei so überaus schwer zu leben.

Die Studie des Teils IV ist geeignet, ein in der Diskussion bisweilen angeführtes Wort von Karl Rahner umzukehren. Rahner hat zwar tiefe Betrachtungen über das Leben des Priesters,

über die Hl. Messe, **den Opfergedanken zu Papier gebracht**, aber zwischen Theologie und Spiritualität tat sich bei ihm, wie bekannt, mit der Zeit ein immer breiterer Graben auf. In individualistischer Überbetonung glaubte er zwar, sich selbst jedes Opfer auferlegen zu können, aber von anderen in der Kirche schien er sehr viel weniger bis gar nichts verlangen zu wollen. Das ist zunächst edel, aber letztlich nicht sehr klug gedacht. Denn ohne äußere Form und Forderung findet der natürliche Mensch keinen Anhaltspunkt, die so fremdartig an sich wahrgenommenen Regungen der Gnade zur Lebensgestalt reifen zu lassen. Jedenfalls hat diese Vernachlässigung den besagten Graben bei Rahner erzeugt. In der nachkonziliaren Euphorie meinte er sogar: *Wenn und insofern die Kirche in einer konkreten Situation eine genügende Anzahl solcher priesterlicher Gemeindeleiter ohne Verzicht auf die Zölibatsverpflichtung nicht finden kann, dann ist es selbstverständlich und gar keiner weiteren theologischen Diskussion unterworfen, daß sie auf die se Zölibatsverpflichtung verzichten muß.* Die organische Sicht Möhlers zeigt das genaue Gegenteil als theologische Wahrheit auf. Es hat Zeiten mit wenig geistlicher Virginität gegeben. Aber das waren Zeiten der Dürre, die anzeigten, wie wenig vom Geist Christi in den Christen vorhanden war. Mit Möhler müßte man gegen Rahner sagen: Da es die Kirche Christi nur dort gibt, wo in den äußeren Formen des Amtes auch der Geist Christi waltet, kann man aus mangelnder geistlicher Virginität auf mangelnde Christlichkeit schließen. Aber dann gibt es auch wenig Christen, für die Priester zu besorgen wären.

Liebe Gegner des Zölibates! Wie kann man auf den Gedanken verfallen, die Gestalten der Gnade noch weiter zu kürzen und abzuschaffen, wenn es sowieso schon daran mangelt? Zwar ist die von Möhler inspirierte Einsicht überaus schmerzlich, aber ist sie nicht notwendig und ehrlich? Deutschland und Europa sind wenig christlich gesinnt, wie schon in manchen früheren Zeiten, vielleicht noch etwas weniger als früher. Ein Symptom dafür ist der geringe Sinn für geistliches Leben überhaupt, wie sich beispielhaft beim Zölibat zeigt. Daher die Schwierigkeiten kirchlichen Lebens! Aber würde es mehr Leben in die Kirche bringen, Leben Christi meine ich und Leben im Heiligen Geiste, wenn man die Symptome der Mangelerscheinung verschwinden ließe,

indem man erklärt, es mangle gar nicht, genügend Amtsträger stünden bereit, nur eben keine zölibatären? Liebe Gegner, haltet ein und atmet durch! Dann schaut noch einmal um oder besser, geht in Euch und laßt Euch den Schmerz, daß mit strukturellen Reformen, mit natürlichen Mitteln also, der Kirche nicht zu helfen ist, nahe gehen. Die Zölibatsaufhebung ist die simpelste aller Strukturreformen in der Kirche; man könnte sie wohl schon geistlos nennen.

(V.) Nachdem er gewisse biblische, historische und praktische Einzelargumente gegen den Zölibat zurückgewiesen hat, kommt Möhler zur Theologie des Zölibates, in der diese christliche Lebensgestalt zum Siegel der Offenbarung aufsteigt: *Teil V. Zur Theologie des Zölibates* (76 - 110). Die Freiheit der Kirche wird bei ihm zur Freiheit Christi, die dieser über Natur und Staat, über alles Endliche hat. Und das Realsymbol der Freiheit ist die Verbindung des geistlichen Amtes mit der Virginität. Nicht mehr und nicht weniger! Christ kann man nur sein, wenn man die Gottheit Christi anerkennt, die Freiheit über Natur, Staat und Gesellschaft. In der geistlichen Ehelosigkeit geschieht diese Anerkennung persönlich oder sie geschieht indirekt über die Anerkennung des Amtes in der Kirche. Damit schlägt Möhler die Kleingeisterei nieder, die sich zur Ruhe niederlassen will in die endlichen Identitäten und Bequemlichkeiten dieser Welt. Alle Argumente gegen den Zölibat haben die Unterordnung der Offenbarung unter die Natur, die Gesellschaft oder den Staat im Sinn, was im Zeitalter der Massenindividualität auch zur Unterordnung unter die psychologische Lebenshilfe führt. Der Geist solcher Argumente will in die Kirche eindringen und sie verzwecklichen, benutzen, in Entwicklungs- und Sozialprogramme einspannen.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt. (Vgl. S. [87](#)) So setzt sich heute die Kirche mit dem Munde Christi gegen die Unterordnung unter die irdischen Mächte zur Wehr, leidend und unverstanden, um im Paradox und gegen massive Vorwürfe dann doch ganz richtig verstanden zu werden, wie auch Pilatus den Herrn nicht verstehen konnte und doch ganz richtig verstand. Die Kirche insgesamt und die Gläubigen nehmen durch die geistliche Ehelosigkeit und die Evangelischen Räte an der Freiheit Christi teil.

Aber sie bedürfen auch dieses *unnatürlichen* Mittels, um ihre Freiheit leben zu können. Denn mitten in der Welt stammen sie nicht von der Welt. Diesen Sieg Christi über die Welt, der in den Augen der Welt so viel Spott und Verleumdung hervorruft, verkündet Möhler in seiner Theologie des Zölibates.

Der letzte Teil der Möhlerschen Schrift läßt sich demgemäß in drei Abschnitte gliedern. Zunächst beleuchtet Möhler die Freiheit des Einzelnen im Verhältnis zur Freiheit der Kirche (a). Dann untersucht er den geistlichen Sieg über die Natur (b), schließlich den Sieg der Kirche über die säkularen Zwänge des Zeitgeistes in Staat, Gesellschaft und Kultur (c), wobei beide Siege in den Augen der Welt auch wie Niederlagen aussehen können.

Wenn es nur die Kirche als einheitliches Subjekt, als den freien Christus gäbe, der durch die Zeiten schreitet, könnte der Abschnitt (a) wegfallen. Aber die Freiheit Christi über Natur und Staat ist zugleich die Freiheit der Christen in der Welt, und sie ist mehr als diese. Denn langsam erst bildet sich die Freiheit Christi auch in der Geschichte heraus, so daß die Kirche in ihren einzelnen Gliedern noch häufig Rückfälle der Unterordnung unter Natur und Gesellschaft erlebt. Ein periodisches Erschlaffen des Geistes durchzieht Epochen und Kontinente, in denen der Christ seinen Christus nicht mehr recht kennen will und sich in die anonymen Mächte des Rausches, die aus Natur und Gesellschaft aufsteigen, versinken läßt. Von diesen verführenden und die Verantwortung der Person erschöpfenden Mächten hat es seit den Zeiten Möhlers wenigstens vier gegeben, von denen drei schon wieder in den Abgrund zurück gekrochen sind, aus dem sie aufgestiegen waren. Ich meine den Nationalismus des 19. Jahrhunderts, vom Kölner Ereignis von 1837, das Möhler noch einmal **die letzten Kräfte entlockt hat**, bis zum Kulturkampf Bismarcks, dann die beiden völkervertilgenden Ungeheuer des Nationalsozialismus und des Kommunismus und gegenwärtig den die Erde in Brand und dann schließlich in Asche versetzenden Konsumismus der demokratischen Gesellschaften, in der alle Knechte den Herrn der Erde spielen wollen.

Der Grundgedanke von Abschnitt (a) ist leicht heraus gestellt: Die Kirche selbst ist frei, nicht nur die einzelnen Gläubigen in ihr.

Deshalb geht die Klage, sie stecke einen ganzen Stand in eine Zwangsjacke, an ihrem Wesen vorbei. Wer den Mund auf tut und die Kirche eine Institution nennt und sie einzig so benennt, nämlich ein menschliches Gemächte zu menschlichen Zwecken, hat mit dem Glauben der Kirche nichts zu tun, denn er kann den auf-erstandenen Christus und seinen Geist in der Kirche nicht erkennen. Wenn die Kirche nur eine Institution wäre, dann müßte sie sich dem Willen ihrer Mitglieder beugen, da diese ihre Gesellschafter und Teilhaber wären. Aber Kirchengliedschaft im Volk Gottes geschieht als Teilnahme am Leib Christi. Ein bloßer Mehrheitswille sinkt zur Natur, zum gesellschaftlichen Zwang, zur Bequemlichkeit der Masse herab und ist unendlich weit vom Geist Christi entfernt, der - um es zu wiederholen - arm, ehelos, gehorsam gelebt hat, der keinen Ort hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Wer in dieser Richtung etwas fördert, ist vom Geist Christi belebt, wer die Gegenrichtung betreibt, nicht.

Einmal hindurch gegangen durch die Enge der Erde, durch das Nadelöhr der natürlichen Ängste, erntet der geistliche Mensch schon in diesem Leben reichliche Früchte des Geistes. Hundertfaches verheißt Jesus im originalen Wort. Es ist an Möhler zu loben, daß er die verborgenen Verbindungslinien des Lebens beim Namen nennt, die ein ängstlicher und nur auf die Natur bauender Sinn nicht erkennt: Lebensentscheidung und Lebensfreude sind eins, sind die zwei Seiten der gleichen Medaille. *Die Entscheidung ist die Freude und umgekehrt.* Die Entscheidung ist die Leiter, die Himmel und Erde verbindet. Eine Entscheidung kann man nur mit Blick auf den letzten Hauch, mit Blick auf das Totenbett treffen. Man kann erst leben, wenn man schon gestorben ist. Das gilt für die Ehe, das gilt noch mehr für den Zölibat.

Im zweiten Abschnitt (b), wo Möhler die Widersprüche einer bloßen Natur darstellt, streift sein Humor bisweilen bedenklich nahe an die Satire. Seitenlang und im schwungvollen Stil lobt und preist er ... die Ehe! Da die *Denkschrift* allenthalben Mangel an Gedanken, Scharfsinn und Freiheit an den Tag legt, so leiht er ihr selbst seine Kräfte und stimmt mit kraftvoller Feder einen Hymnus auf die Ehe als den einzigen Weg zum Heil an, allerdings um danach mit desto größerem und auffallenderem Erfolg den Zölibat zu preisen. Wohlan, ruft er, geben wir selbst dem Standpunkt

des endlichen Denkens die beste Begründung! Zwei Fliegen, zwei Vorwürfe schlägt er mit einer Klappe. Er liefert ein gutes Beispiel, daß der Zölibat ihn jedenfalls nicht gefühllos gemacht hat. Und er erbringt den Beweis, daß ihn die Gnade allezeit zu zügeln, zu mildern und zu verwandeln wußte, auch wo seine reizbare Natur heftig reagieren wollte. Der heitere Himmel, der sich bei Möhler über jede Seite breitet, stammt aus einer empfindlichen Natur, aber er stammt nicht allein und zuerst aus ihr. Also plazierte er Hymnus und Schmähung auf die Ehe unvermittelt hintereinander, daß man meinen könnte, er sei geradewegs einem Satireblatt entsprungen. Doch dann schlägt es um. Die Natur wird gebändigt, es wird ernst und frei zugleich. Denn Schmäh und Lob sind bloß vom gleichen, vom natürlichen Standpunkt aus gewonnen, und darin, daß sie beide möglich sind, kommt ihre Doppeldeutigkeit zum Ausdruck.

Notwendig fällt man mit natürlichen Argumenten in Widersprüche, und Möhler führt mit Blick auf die gleichen Handlungen ganz entgegengesetzte Motive an. Denn das natürliche Leben ist egoistisch und altruistisch zugleich, findet aber in dem einen wie dem anderen sein Ziel nicht. Weder Selbstliebe noch Selbstlosigkeit haben in der natürlichen Welt einen Sinn; sie fördern nur die Verzweiflung. Ein großes Beispiel für den Widerspruch in der bloßen endlichen Natur bietet das Kapitel 7 des Römerbriefes, das Möhler nicht anführt, das aber den äußeren Zwiespalt als inneren beschreibt. Warum ist die Natur doppeldeutig? Die Lösung: Weil es in der Welt die Sünde gibt. Das sagt auch Möhler, ohne das Wort Sünde zu gebrauchen. Keine endliche Identität ist haltbar, es gibt keine Entwicklung zum Ziel, nur ein Sprung verschafft der Natur wirklichen Halt.

Zölibat und Ehe stützen einander. Die Vernichtung des Priesterzölibates ist immer zugleich die Vernichtung der Ehe und anderer Treue im Leben. Mit Einsicht spricht Möhler diesen Zusammenhang aus. Wo beides zugleich geachtet wird, wird auch jede einzelne Lebensform geachtet. Ihre große Gemeinsamkeit ist die Entscheidung, die Liebe zum Leben, das aus Quellen von jenseits der Natur gespeist wird. Man kann nicht auf Probe leben, man kann nicht auf Probe lieben. Alles Irdische ist hypothetisch, nur das Leben, die Liebe und Gott nicht. Jedes einmalige Ereignis

ist wie eine Rakete, das die Mauern der endlichen Natur durchbricht.

Der dritte Abschnitt (c) bildet das Finale furioso der zölibatären Hochgemutheit, und der Ton kommt mit historisch präzisen Beobachtungen auf seinen Höhepunkt. Dabei ist es kein Sieg *in* der Welt, allenfalls ein Sieg *über* die Welt, den Möhler hier feiert. In den Augen der Welt ruft solch ein Erfolg aber bloß Verachtung oder Haß hervor, im ersten Fall mit der Vermutung der Kraftlosigkeit, im zweiten Fall mit dem Zugeständnis einer zu fürchtenden Stärke. Wie er die besondere katholische Freiheit erklärt und sie vom protestantischen Staatskirchentum absetzt, spricht für sich. Das Symbol der Freiheit, Zeichen und Werkzeug, ist dabei der Zölibat. Die Wege, die zu dieser Erkenntnis führen, sind klar dargelegt. Ich will nur noch auf den Zusammenhang hinweisen, den Möhler zwischen der Freiheit der Kirche, der geistlichen Ehelosigkeit und dem Papsttum sieht, um ihn in unsere Tage zu transportieren. Der Spürsinn Möhlers scheint hier durch die dicksten Mauern zu riechen. Denn einen *geistlichen* Zusammenhang von Papsttum und Zölibat hat tatsächlich kaum einer im Sinn, weder Freund noch Feind.

Im Papst sind wir noch frei, ruft er aus. Die äußeren Beispiele damals und heute liegen vor Augen. Damals konnte nur der Papst mit seiner von den Staaten anerkannten Souveränität die Bischöfe und Diözesen vor kleinstaatlicher Umklammerung bewahren, heute hat der Papst einen wesentlichen Anteil an der Befreiung des großstaatlichen Terrors im Osten gehabt. Das ist Schnee von gestern, gewiß, und geistliche Lorbeeren verwelken noch schneller als die weltlichen, denn das menschliche Lob zeigt in diesem Fall die Verwechslung der Sphären. Viel tiefer ist der Zusammenhang zwischen Papsttum und Zölibat. Denn beide repräsentieren auf öffentliche Weise die Begrenztheit und Endlichkeit der Welt, die an sich selbst kein Genügen finden kann. Wenn eine Zeit alles nur endlich begreifen will, *so muß notwendig der kirchliche Mittelpunkt von derselben Seite her angegriffen werden, die den Zölibat anfeindet*. Dies gebe ich den Gegnern des Zölibates zum Schluß zu bedenken auf, ob nicht der Ruf nach den Viri Probati oder gleich die Forderung nach gänzlicher Abschaffung des Zölibates ein Schielen nach Einfluß und Macht ist! Aber nicht beim Papst und bei der

Kurie, sondern bei den ausgesprochenen Gegnern von Macht in der Kirche. Warum eigentlich verweigert sich die römische Kirche und das Lehramt der so überaus populären Liberalisierung in Fragen der Ehe und des Zölibates? So seltsam es klingt und so ungehört es bisher ist: Weil die Professoren und Kritiker des Zölibates Angst um die Macht haben, der Papst und die Bischöfe aber nicht. Denn mit natürlichen Augen betrachtet kann man das lehramtlich-römische Verhalten der letzten Jahrzehnte nur als eine Katastrophe für die Kirche bezeichnen. Wieviel leichter hätten es die Pfarrer und Kapläne vor Ort, wieviel Polemik wäre aus den allgewaltigen Medien hinweg genommen, wieviel mehr geistlicher Nachwuchs wäre zu erwarten, wenn die Borniertheit gegen alles Sexuelle endlich ein Ende hätte! Wie auch soll die Neu-Evangelisierung Europas vor sich gehen, wenn kein Personal vorhanden ist? So der natürliche Sinn. Hat er nicht Recht?

Ja, wenn man Erfolg haben will, muß man so denken. Tatsächlich sollte man aber in den würdigen geistlichen Herren von Rom und anderswo nicht die Manager eines erfolgreichen Marketingkonzerns sehen. Denn die Würdenträger scheinen nach dem Ratschluß zu handeln, daß der Erfolg keiner der Namen Gottes ist. Manche glauben eben nicht an den *Erguß höherer Kräfte*, wie Möhler sagt, vielleicht tun es aber doch der Papst und die Christen, die ihm zustimmen. Das ist die Macht der Machtlosigkeit, das Charisma des Amtes. Eben, wer ehelos und gehorsam in seinem Amte waltet, hat auf Erden nichts mehr zu verlieren.

3. Die Zukunft des Zölibates

Im Oktober 1990 hat sich die Bischofssynode in Rom mit dem Thema *Die Bildung der Priester in der heutigen Zeit* beschäftigt. Sie hat manches gesagt, unter anderem, daß die Ehelosigkeit des Priesters ein prophetisches Zeichen für unsere Zeit ist. Die Synode will die Priester daran erinnern, *daß die vollkommene Keuschheit ein unschätzbares Geschenk Gottes für die Kirche und einen prophetischen Wert für die heutige Welt darstellt*. In der Tat hat sich Jesus als Vollender der Propheten verstanden, zuerst in den Worten, dann aber auch in seinen Taten. Einige seiner Handlungen leuchten nur ein, wenn

sie als Widerstand des angekommenen Reiches Gottes gegen den Geist der Zeit verstanden werden, beispielsweise der Einzug in Jerusalem, die Tempelaustreibung, die Mähler mit den Sündern und anderes. Doch mehr noch, nicht nur seine Worte und Taten, die ganze Existenz Jesu, der keinen Ort hat, wohin er sein Haupt legen kann, ist prophetisch. Prophetentum ist Darstellung einer übersehenen und zugleich unbedingten Wirklichkeit. In der Nachfolge Jesu sollte also verständlich werden, wie der ganze Mensch, mit Haut und Haaren und nicht nur mit einzelnen Worten und Taten, zu einem Symbol werden kann, in dem die Welt auf Gott hin durchscheinend wird.

Wenn heute das prophetische Zeichen darin besteht, den schlummernden Christen, die sich in einer libertinösen Gesellschaft den Trieben des Konsums überlassen haben, die Gesetze und Werke Gottes zu verkünden, (vgl. S. 7) dann kann diese Verkündigung nur wenigen verständlich sein, denn nur wenige können dem Meinungs- und Werbedruck der Massenmedien standhalten. Aber den wenigen sollten der Zölibat und die anderen geistlichen Lebensformen ursprünglich einleuchten, damit sie gegen die Trends der Gesellschaft widerstandsfähig sind. Ich weiß, daß Tun und Verstehen nicht dasselbe ist, aber ebenso weiß ich, daß es ohne Tun kein Verstehen und ohne Verstehen kein Tun gibt. Die geistliche Lebensform braucht deshalb eine doppelte Vertiefung. Sie sollte als Antwort auf die Krise der Kultur und Umwelt verstanden werden, und sie sollte tiefer mit dem Amt in der Kirche verbunden sein, dem sie nicht wie ein äußeres Mäntelchen nur umgelegt sein darf. Auf Dauer kann deshalb der Zölibat nicht einfach nur die Stellung eines disziplinarischen Gesetzes einnehmen, von dem selbst manche Priester aus Unkenntnis meinen, ein einfacher Federstrich in Rom könne ihn beenden. Wenn die Virginität des geistlichen Amtes weder durch Papier noch durch Tinte, sondern durch den Geist Christi in die Kirche eingeführt worden ist, dann erscheint sie solange noch als bloße Disziplin und äußere Regel, bis der Grund erkannt ist, der sie mit der Sendung Christi verbindet. Um eine geistliche Lebensform wirklich zu leben, darf sie nicht nur Manövriermasse der Pastoralplanung sein oder unter dem Schlagwort des Rechtes auf Eucharistie bekämpft werden. Alles hat seine Zeit, auch die Erkenntnis

Christi, und da sind zweitausend Jahre kein zu großer Abstand, um von neuem den Geist zu spüren, den Geist, der *euch in die ganze Wahrheit führen* wird. (Joh 16, 13) Die Nähe des Reiches Gottes wird nicht mit der Uhr und nicht mit Zahlen gemessen. Aber wie dann?

Die Zwecke und Funktionen des geistlichen Lebens können verschieden sein. Heutzutage ist der Zölibat ein prophetisches Zeichen für die Anwesenheit Gottes in einer bis zum Wahnsinn und Überdruß sexualisierten Zeit, die in kapitalistischer Gesinnung auch Leben und Liebe zum Geschäft machen möchte. Kaum ein Gesetz schränkt den Geschäftssinn ein. Aber in der Nazizeit zeigte der Zölibat etwas anderes an. Da war er gut gegen den kollektiven und rassischen Wahnsinn, und zu Zeiten Möhlers noch für etwas anderes. Aber nicht von den irdischen Zwecken empfängt eine geistliche Lebensform ihre Kraft. Solches Leben wird zwar in der Welt, aber nicht von der Welt gelebt. Wer einen Ruf Gottes hört, sollte sich beizeiten in einen seltsamen Lebensweg einüben, der die Widersprüche der Natur offenbart. Aber er sollte auch *wissen*, in was er sich einübt, und dieses Wissen ist Weisheit, um widerstehen zu können. Die Askese kann in demokratischen Zeiten nur mehr demokratisch sein, da das Ideal der Gesellschaft das Leben ohne äußere Autorität ist, das heißt ohne Einsicht eines anderen für mich. Der Abbau der Autoritäten zeigte sich in der Lust, mit der in *modernen* Gesellschaften Tabus gebrochen wurden. Aber der Bruch eines Tabus macht noch nicht frei, sondern führt zur schmerzhaften Erkenntnis, daß an der gebrochenen Regel doch etwas gewesen sein muß. So wird die Einsicht wachsen oder das Leben geht verloren. Was früher Autorität war, wird jetzt zur schmerzhaft gewonnenen Selbsterkenntnis.

In diesem Sinne der schmerzlichen Einsicht für alle wird die Kirche immer demokratischer, weil jeder Christ und nicht nur der Klerus die Verantwortung für die Sendung Christi trägt. Auch die Entscheidung für einen geistlichen Beruf ist in unseren Tagen sehr demokratisch, das heißt zu einem einsamen Ringen gegen zahlreiche Autoritäten geworden: Man muß schon durch viele säkularisierte und ungläubige Meinungsmacher wie Schule, Massenmedien und selbst das Elternhaus gegangen sein, um endlich Gott

mehr gehorchen zu können als den Menschen. Das Vaticanum II konnte stärker als früher die Kirche als Volk Gottes bezeichnen, weil die Gläubigen heute weniger durch Autorität und fremde Erkenntnis getragen sind, sondern durch die Erfahrung Gottes. Der Christ ist heute einer, der etwas erfahren hat, oder es gibt ihn nicht. In einer demokratischen Kirche Christi zu leben heißt für das Volk Gottes wie Christus zu leben, und der hat ehelos, arm und gehorsam gelebt. Die Richtung dieses Lebens wird vom Zölibat und von den Evangelischen Räten geprägt. Sie sind keine bloße Disziplin, sondern halten tiefe Erkenntnisse über das Verhältnis von Unendlichkeit und Endlichkeit, von Himmel und Erde bereit. Eine davon gilt es hier zu heben.

An dieser Stelle trennt sich unser Weg von Möhler ab oder besser, er führt über ihn hinaus. Doch wir können uns einen letzten Anstoß von ihm geben lassen. Möhler erkennt, daß es eine Notwendigkeit in der Kirche für die Virginität gibt, eine Art höherer Notwendigkeit, wie er sagt, eben weil sie möglich und durch Christus angekündigt ist. (Vgl. S. [83](#) u. S. [84](#)) Aber kurze Zeit später bezeichnet er den Zölibat doch wieder als disziplinarisches Gesetz. In seinem organischen Verständnis der Kirche blitzt für den Augenblick eine Erkenntnis auf, die sich dann wieder verschließt. Wenn wir schon über Möhler hinaus gehen müssen, so darf uns auch der Blick auf den Zeitgeist nicht aufhalten, der in Widerspruch zu allem geistlichen Leben steht. Aber selbst der Blick auf die Ostkirchen oder den Protestantismus, auf die übrigens in Fragen der geistlichen Ehelosigkeit Möhler ein erhellendes Licht wirft, (Vgl. S. [63](#) u. S. 36) darf kein Hindernis sein, wenn wir hören wollen, was der Geist den Gemeinden sagt. Er ruft nicht: Anpassung und Bequemlichkeit! Die Natur wird's schon richten! Christus sagt euch nur das, was ihr mit eurer Vernunft auch schon sehen könnt! So geht es nicht.

Es ist nicht ganz unplausibel, vom **Ende der Neuzeit** zu sprechen, auch wenn sich immer neue, letzte Verteidiger finden, die diese Epoche für den **Weg zum Gipfel des Menschseins** halten. Das Ende der Neuzeit ist die Unmöglichkeit, aus der Endlichkeit zur Unendlichkeit zu gelangen. Öffentlich plausibel wird das Ende wegen der Allgegenwart der ökologischen Krise. Mit ihr wird dem Menschen der ersten, zweiten und dritten Welt, also der

einen Welt und jeden Tag ein bißchen mehr die Begrenztheit der Erde vor Augen geführt. Die Endlichkeit ist nicht die letzte Wahrheit für den Menschen, denn er will tiefe, tiefe Unendlichkeit. Aber sie ist *seine* Wahrheit, über die er nicht hinaus kommt. Mehr kann er aus sich nicht freisetzen, denn tausendmal die Endlichkeit ist immer noch die Endlichkeit. So hoch die Zivilisation auf der Leiter des Fortschritts klettern wird, der Himmel bleibt stets unendlich fern.

An dieser Stelle wird der Zölibat als starkes prophetisches Zeichen erkennbar, wenn er in die Sendung Christi integriert wird, der die Brücke zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit ist. Ohne Zusammenhang mit den Evangelischen Räten ist der Zölibat nicht verstehbar und nicht lebbar. Erst geistliche Ehelosigkeit, einfaches Leben und Gehorsam sind eine Gesamtgestalt; erst in dieser Gestalt wird die äußere Regel des Zölibates organisch mit der Sendung Christi und der Kirche verbunden; erst auf diese Weise wird erkennbar, daß die Schöpfung von einem Schöpfer begrenzt ist und in ihm die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach Unendlichkeit findet. Ich will die vertiefte Erfahrung der christlichen Sendung in drei Thesen vortragen. (a) Die ökologische Krise ist die heutige Gestalt der Endlichkeit der Welt. (b) Die Kirche erkennt in den Evangelischen Räten die Endlichkeit der Welt und zugleich anerkennt sie damit die Nähe des Reiches Gottes. (c) Die Anerkennung geschieht in der wesentlichen Verbindung des geistlichen Amtes mit den Evangelischen Räten.

(a) Die ökologische Krise soll also die gegenwärtige Gestalt der Endlichkeit sein. Die Tatsache einer solchen Krise brauche ich kaum zu belegen oder in markante Worte zu kleiden. Der Begriff Ökologie, vor 30 Jahren fast unbekannt, breitet sich beharrlich aus, denn zunehmend drängen die Rückwirkungen einer überlasteten Natur in alle Bereiche des Lebens ein. Nicht mehr Ausfahrt ins Unendliche, wie Nietzsche den Seefahrer Kolumbus als Symbol der Neuzeit beschrieben hat, sondern 500 Jahre später Rückstau von allen Seiten! *Ökologie* meint nach Ernst Ulrich von Weizsäcker schlichtweg Erdpolitik. *Wir treten, ob wir es wollen oder nicht, in ein Jahrhundert der Umwelt ein. In diesem wird jeder, der sich Realist nennen möchte, gezwungen, seine Handlungsweise als Beitrag zum Erhalt der Umwelt zu rechtfertigen. ... Religion und Kultur, Bildung, Recht und*

Wirtschaft ... werden im Jahrhundert der Umwelt vom ökologischen Diktat bestimmt sein. Über die Erde hinaus ist für den Menschen kein Lebensraum absehbar, und dieser Raum ist sehr endlich geworden.

Einen Beweis, daß nicht nur die Erde, sondern die Natur selbst endlich ist, kann es nicht geben. Einen logischen Beweis, daß wir nicht morgen überraschend neue Energien von sauberster Art finden und übermorgen auf Mond oder Mars in Siedlungen ohne Probleme der Entsorgung leben werden, kann es nicht geben. Denn dieser Gegenbeweis wäre selbst endlich. Auch wenn bisher alle Hoffnungen auf ein Atom, ein unteilbares endliches Teilchen, ein letztes Naturgesetz getrogen haben, so ist es logisch nicht unmöglich, daß sich in künftigen Tagen ein endlicher Gegenstand findet, der in der Bewegung der Zeit erhalten bleibt. Ebenso auch mit der Technik: Logisch ist eine abfalllose Technik möglich, aber realistisch ist eine solche Erwartung nicht. Doch man kann umgekehrt fragen: Was passiert eigentlich mit einer Wissenschaft, die auf endliche identische Größen baut, was entwächst einer utopischen Technik, die unbegrenzten Wohlstand verspricht, obwohl es keine endliche Identität und fehlerfreie Technik gibt? Die Antwort: Die Technik wird nur partikular erfolgreich sein und immer neue unerwartete Wirkungen, also Katastrophen produzieren.

Warum der bloß partikulare Erfolg? Nach einer bei vielen Praktikern anzutreffenden Erklärung liegt der Mißbrauch bloß im unklugen oder bösen Gebrauch der an sich guten Technik. Das ökologische Problem wäre also nur moralisch zu verstehen und durch bessere Erziehung zu lösen. Die Kerntechnik kann Bomben bauen oder billige Energie liefern. Die Medizin kann Leben verlängern oder die Überbevölkerung schaffen. Und die Gentechnik kann Hunger lindern oder Monster erzeugen. Ich will die moralische Haltung nicht bezweifeln, wo sie sich kundtut, es scheint aber, daß sie die tieferen und mit dem Willen unherrschbaren Kräfte nicht in den Blick bekommt. Man kann es theoretisch ableiten, daß der moralische Wille nicht in der Lage ist, die Tragik der Phänomene, die ich aufgezählt habe, zu verhindern. Es ist nicht ein *böser* Wille, der die Tragik erzeugt, sondern der *gute* Wille eines endlichen Bewußtseins, das in Sorge um sich

selbst lebt und sein Leben erhalten will. Der natürliche Sinn des Lebens besteht in der Erhaltung des Lebens. Das reicht aus, um die Tragik der Natur zu erzeugen.

(b) Tatsächlich ist die Endlichkeit der Natur und ihre Tragik keine neue Erfahrung des Menschen. Die Kirche erkennt in den Evangelischen Räten nicht erst in unserem Jahrhundert die Endlichkeit der Welt und zugleich die Nähe des Reiches Gottes an. Die Endlichkeit gehört zu den urtümlichsten Formen der Selbstwahrnehmung des Menschen. Er kann zwei Antworten geben: Ich glaube, oder: Ich verzweifle. Die verweigernde Wahrnehmung der Endlichkeit erzeugt die Abfolge der geschichtlichen Katastrophen, die sehr deutlich von der biblischen Urgeschichte vor Augen geführt wird (Gen 1 - 11). Alles ist gut, sagt das 1. Kapitel, aber dann kommen nur Katastrophen. Der Mensch will sich erhalten, und das ist seine erste Sorge in der Welt. Er muß dann leider feststellen, daß ihm sein erster Daseinszweck zunehmend abhanden kommt. Aus dem natürlichen Trieb, der sich gegen die Vergänglichkeit des Lebens zur Wehr setzt, lassen sich die Evangelischen Räte als Lebensgestalt ableiten. Sie sind die Anerkennung der Endlichkeit des Menschen ohne Verzweiflung, während die bloße Erkenntnis in die Absurdität eines Verlangens stürzt, das sein Ziel nicht erreicht.

Wenn es dem Menschen in seinem natürlichen Dasein um sich selbst geht, so daß er seinen Jahren stets noch einige hinzulegen möchte, dann hat er sich gegen die Bedrohungen zur Wehr zu setzen, die ihm auf der Rennbahn des Lebens zustoßen. Das veränderliche Leben zeigt sich in den drei Dimensionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ihnen entwachsen drei Bedrohungen für das natürliche Ich, gegen die es sich auflehnt. Mit der Selbstbestimmung - die ich besser Ichbestimmung nenne, damit die Stelle für das wahre Selbst des Menschen offen bleibt - hält es sich frei von den Bindungen an die vergangene Geschichte, es emanzipiert sich von den Gestalten der Vergangenheit für Zwecke und Ziele, die seine Zukunft nicht einschränken. Gegen die Ungewißheit der Zukunft wehrt es sich mit dem Reichtum, mit der Ansammlung von Mitteln für freigehaltene Zwecke. Das Erste befreit das Ich von der Vergangenheit, das Zweite von der Zukunft, indem es ihm nach vorne und hinten die Möglichkeit

schafft, seinen Willen durchzusetzen, das heißt sich zu erhalten. Das Ich des Menschen will sich zeitunabhängig machen. Und in der Sexualität hebt es die räumliche Differenz zwischen Ich und Nicht-Ich auf, was ihm für einen Augenblick die Befreiung vom besorgten Ich schenkt, eine Befreiung, die ihr Ziel nicht in der Erhaltung, sondern in der momentanen Aufhebung des Ich sucht, in der Lust, wobei aber paradoxerweise die Endlichkeit weiter vermehrt wird. In der Natur gilt: Wenn das Tier sich fortgezeugt hat, ist es überflüssig, ja hinderlich geworden. Der Tod ist der Kunstgriff der Natur, mehr Leben zu haben. Diese Drohung der Natur hält sich in jeder sinnlichen Befriedigung versteckt.

Der Mensch kann mit der Selbsterhaltung an kein Ende kommen. Denn das Leben ist ständig von Gefahr umstellt, mal näher, mal ferner. Die untergründige Gefahr ist allezeit gegenwärtig, unbewußt und indirekt wahrgenommen. Jedem Mangel kann abgeholfen werden, nur der Sorge nicht. Sie schleicht sich noch durchs Schlüsselloch ein und bekommt am Ende ihr Recht: Es hat alles nichts genützt, der Tod klopft dem Mächtigsten und Reichsten auf die Schulter und fordert auch ihn zum Mitkommen auf. Die Natur sagt also Nein zum tiefsten Begehren des Ich und gewährt nur kurzen Aufschub. Wenn es hoch kommt, sind es siebzig oder achtzig Jahre, sagt der Psalmist, und das Beste daran ist nur Mühsal und Beschwer. (Ps 90) Wozu soll man die Zeit nutzen? Die Mehrzahl der Menschen benutzt sie wohl immer noch, um sich gegen das Ende aufzulehnen oder es vergessen zu machen, entweder in der Arbeit oder im Vergnügen. Eine dritte und von Natur aus nicht vorgesehene Möglichkeit sind die Evangelischen Räte. Auch sie sagen Nein zum natürlichen Streben, sind also mit dem Endziel der Natur ganz einverstanden, aber sie tun es höchst bewußt und ohne zeitlichen Aufschub.

Dieses Nein und seinen Umschlag zum Ja sind jetzt zu studieren. Das ist die Erfahrung des neuen Lebens aus dem Geist. Das Nein ist die Erfahrung der Endlichkeit der Welt, die in den Evangelischen Räten zur Erfahrung der Nähe Gottes wird. Die Evangelischen Räte bestätigen die Natur, indem sie ihr Ergebnis zeitlich vorweg nehmen, und entgehen damit dem natürlichen Ausgang der Natur, ihrer Tragik. Es ist nichts Neues, wenn ich sage, daß Macht an sich, Reichtum an sich, Sexualität an sich tragisch

sind, also nicht an das natürliche Ziel gelangen, das sie sich gesteckt haben. Von den Dramen *Shakespeares* bliebe wenig übrig, wenn wir die Tragik dieser drei menschlichen Triebkräfte aus seinen Werken tilgen würden.

Wie aber geschieht die Anerkennung der Endlichkeit? Zuerst hat die Anerkennung unter Beweis zu stellen, keine Flucht, sondern tiefere Realitätssicht zu sein. Die Anerkennung relativiert den Realismus der Natur und der abgeleiteten Größen wie Kultur, Staat, Gesellschaft usw. zu vorletzten Wirklichkeiten, die nicht mehr auf dem ersten Platz sitzen können. Sie stehen aber in einer bestimmten Beziehung zu den Evangelischen Räten. *Die Bedürfnisverzicht, symbolisiert in den Mönchsgelübden der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams, sind Mittel der Bewußtwerdung, der Distanzierung von sich selbst. Die tiefe Verwandlung der menschlichen Natur, die dadurch möglich wird, strahlt dann prägend in die Kultur zurück. ... Diese Selbstzucht dient also ... nicht nur der Erhaltung der bestehenden Gesellschaft, sondern der Verwandlung des Menschen; dem, was die Religion in Heil nennt.* Symbolisch meint, daß die Räte nicht wieder begriffen werden können, sonst würde hier ein neuer Kreislauf von Endlichkeit und Tragik beginnen. Dennoch ist die Wirkung sehr real und in allen Kulturen gegenwärtig, auch wenn die Zahl der freiwillig Entsagenden gegenüber denen, die unfreiwillig von Natur oder Gesellschaft zur Entsagung gezwungen werden, ganz gering ist. Für den Mönch ist die Verwandlung der menschlichen Natur oder der Welt nicht das erste Motiv der Berufung. Dennoch tritt die Erhaltung der Gesellschaft nicht zufällig hinzu, da zur ursprünglichen Erkenntnis Gottes eine Gesamtwahrnehmung gehört, nicht begrifflich, sondern kontemplativ, in der sich zeitliches und ewiges Sein durchdringen. Eine Funktionalisierung etwa zu politischen, gesellschaftlichen oder ökologischen Zwecken würde ein solches Leben unmöglich machen. Niemand kann für endliche Zwecke sein Leben wagen.

Der Realismus der Räte verbietet ihre Historisierung, also ihr Abschieben in die Vergangenheit. Denn ihr Auftreten ist zwar an historische Umstände gebunden, aber nicht an solche, die technisch, wirtschaftlich oder politisch überholbar sind. Im Buddhismus sind sie die Mitte der Religion, als Ende allen Strebens sind sie das einzige Mittel der Erlösung. Und im Evangelium und in

den Briefen des Apostels gibt es eine dringliche Empfehlung zur Lebensform Jesu, der selbst arm, ehelos und gehorsam gelebt hat. (Vgl. S. 19ff.) Die Unterschiede lasse ich für einen Augenblick beiseite. Woher leuchten die Räte ein, was macht sie plausibel, die Ratschläge Jesu oder die ökologische Krise? Die Antwort: Man darf das eine nicht gegen das andere setzen. Die Räte Jesu drücken die Erfahrung des Menschen aus, der die Endlichkeit des Lebens erkannt und anerkannt hat und ganz aus Gott lebt. Zum anderen rückt in der ökologischen Krise die Situation des endlichen Menschen wieder in den Blick, mit der Möglichkeit zur Erkenntnis und Anerkennung der Grenze des natürlichen Ich. Damit ist die Erfahrung des Rätelebens zugleich streng religiös und durch Negation organisch mit der Erfahrung der endlichen Welt verbunden. Ein scholastischer Grundsatz besagt, daß die Gnade die Natur vollendet. Dieses Prinzip erfährt unter dem veränderten Naturbegriff der Neuzeit, der vom Kampf ums Dasein bestimmt ist, eine Veränderung durch die Negation des Endlichen: *Die Natur zerstört die Natur, die Gnade heilt und vollendet sie. Natura destruit naturam, et gratia sanat et perficit eam.*

Der Blick in die Geschichte zeigt, wie realistisch die Erkenntnis in den mönchischen Gründergestalten ist. Das Räteleben ist nicht die Resignation irdischer Heilserwartungen gegenüber einem jenseitigen, sondern die Erkenntnis des unteilbaren Heiles. Auch irdisches, endliches, natürliches Leben (Heil!) ist auf Gnade angewiesen. Die Anfänge des christlichen Mönchtums in Ägypten wie die Blütezeit im Mittelalter sind nicht einem Ressentiment oder einer Realitätsscheu entsprungen, sondern einer kontemplativen Realitätswahrnehmung, die nicht am Wettbewerb der Macht teilnimmt, weil Macht die Wiederholung der Tragik der Natur ist. Diese Erfahrung, die nicht auf den Nutzen schaut, ist in den Anfangszeiten am Werk, auch wenn später ein endlicher Nutzen daraus erwächst. Das Mönchtum der Alten Kirche ist nicht zufällig in der Epoche aufgeblüht, als die Konstantinische Wende die Kirche in die Verlegenheiten einer offiziellen Religion gebracht hatte. Das gleiche spielt bei der Entstehung und Neubelebung des mittelalterlichen Mönchtums die entscheidende Rolle. Die Armutsbewegung *ist nicht eine Reaktion der Enterbten, der Verarmten, der Ausgeschlossenen gegen die führenden Schichten in Kirche, Ge-*

sellschaft und Wirtschaft ihrer Zeit; sondern sie ist eine religiöse Reaktion in den Reihen dieser führenden Schichten selbst gegen die gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle Entwicklung. Die Begründer der christlichen Orden, Benedikt, Bernhard, Franziskus, Klara, Dominikus, Ignatius, Mary Ward, in unseren Tagen Charles de Foucauld und weit entfernt in Asien auch Buddha, waren Adels- und Fürstenkinder oder sehr reich und persönlich bis an den Rand der Endlichkeit gelangt. So konnte ihre Geschichts- und Gotteserfahrung maßstäblich werden.

Jetzt tritt ein Paradox auf. Zwischen der Erkenntnis der Endlichkeit der Natur und der Anerkennung besteht ein tiefer Graben, der nicht mit dem Willen, nicht mit Moral, nicht mit Gesetzen und nicht mit Pädagogik zu überspringen ist. Das Paradox der Gnade ist der Unterschied von Verstehen und Tun. Die Verzweiflung der Moderne und die Dialektik der Aufklärung haben hier ihren Ursprung. Selbst wenn Bescheidenheit noch so wünschenswert ist für Kultur und Umwelt (*Small is beautiful!*), selbst wenn eine asketische Weltkultur dringend an der Zeit ist, weder persönlich noch gesellschaftlich läßt sich das *machen!* Ich kann auf mein Interesse nur verzichten, wenn ich sehe, daß es schon erfüllt ist. Für das ökologische Programm wird damit eine paradoxe Forderung aufgestellt, die Notwendigkeit der Gnade heißt. Das Paradox entsteht in der ökologischen Frage, da es in ihr um ein endliches Heil in der Welt geht, das der Gesamtvernunft der Menschheit andere Entscheidungen abverlangt, als die Partikularvernunft des Einzelnen zu treffen in der Lage ist. Damit ist das natürliche Leben auf Gnade angewiesen, um erhalten zu werden, und die sich selbst erhaltende Natur der Neuzeit sogar in einem verschärften Maße, da sie der Gnade nicht nur für die übernatürliche Vollendung, sondern schon für ihre zeitliche Erhaltung bedarf.

(c) Die dritte These besagt deshalb, daß die Anerkennung der Endlichkeit in der *wesentlichen* Verbindung des Amtes mit den Evangelischen Räten besteht. Zunächst scheint mir, daß schon das Vaticanum II mit den Evangelischen Räten ein prophetisches Zeichen gesetzt hat, ohne allerdings viel Bewußtsein davon zu haben. Denn damals herrschte ein Optimismus, dem als erstes das Wort Opfer zum Opfer fiel. Das Wort ökologische Krise war

noch unbekannt. Dennoch hat das Konzil in der Konstitution über die Kirche (*Lumen Gentium*) den Evangelischen Räten einen Platz in der Gesamtkirche eingeräumt, den sie bisher nicht hatten. In gewisser Weise werden sie zunächst abgewertet, insofern sie nicht der einzige Weg zur Heiligkeit gegenüber dem Weg in Beruf und Familie sein sollen. Aber mit der Beziehung zur Gesamtkirche anerkennt das Konzil die Paradoxie der Gnade für diese geschichtliche Stunde, während bisher das Handeln Gottes fast ganz auf den Einzelnen bezogen war. Das war früheren, stabileren Geschichtsepochen auch angemessen.

Mit dem Bewußtsein der Paradoxie der Gnade hat die Kirche ihr Amt schon immer mit einer gewissen Gestalt der Evangelischen Räte verbunden, aber jetzt tritt die Verbindung als wesentlich hervor. Im Dekret über die Priester wird der Zusammenhang von Gesamtkirche, Räteleben und Amt angesprochen. (PO 15 - 17) Um allerdings den Unterschied zu den Orden zu wahren, werden die Räte (*consilia*) nur Tugenden (*virtutes*) genannt, doch was dann kommt, sind Gehorsam (*oboedientia* 15), Enthaltensamkeit (*continentia* 16) und Armut (*paupertas* 17), also Räte, eingeschränkt zwar und dem pastoralen Leben angepaßt, aber genau die Urstücke des monastischen Lebens. Der Zusammenhang der Tugenden wird mit dem Amt des Priesters begründet, der in der Kirche gesandt ist und der vom eigenen Willen zu dem übergegangen ist, der ihn gesandt hat. Das ist plausibel, denn Christus selbst hat gehorsam, arm und ehelos gelebt.

Es gibt aber Unterschiede. Der Gehorsam, der durch das Hören auf den Willen Gottes begründet ist, gehört zum Wesen des Amtes, von Ausnahmen ist nicht die Rede. Der Zölibat ist zwar auf vielfache Weise, der geistlichen Vorteile wegen, mit dem Amt konvenient verbunden, aber zum Wesen des Priestertums gehört er nicht, wie der Blick in die Geschichte und zur Ostkirche zeigt. Die lockerste Verbindung mit dem Amt scheint die Armut einzugehen. Denn nur mit geistlicher Diskretion und ohne Vermögen anzuhäufen sollen sich die Priester der irdischen Güter bedienen; Kriterium ist, daß keiner Anstoß nimmt. Deshalb wird die freiwillige Armut als das größere Christuszeichen empfohlen.

Zwar hat nun das Vaticanum II die Einheit der Räte, den Zusammenhang mit dem Priestertum und deren Bedeutung in der

Gesamtkirche stärker als früher betont, dennoch ist die Theologie der Räte nicht vollständig. Ich will drei Punkte anführen.

Nach der Kirchenkonstitution sollen die Räte im *Bezug zur Gesamtkirche* stehen, aber in welcher Weise sie ihren besonderen Ort im Leben der Kirche einnehmen, wird nicht recht klar. Im 5. Kapitel wird diese Lebensform mehrfach neben anderen Formen erwähnt, um dann im 6. noch einmal gesondert angesprochen zu werden, ohne daß die Aussonderung verständlich wird. Weil sie ihren Ort in der Gesamtkirche nicht gefunden haben, stehen sie auch in einer unbestimmten Verbindung zum Amt, da ekklesiologisch nicht die persönliche Heiligkeit, sondern der Zeichencharakter mit dem Amt verbunden sein muß. Die Unbestimmtheit im Verhältnis zur Gesamtkirche spiegelt sich in der Gliederung von *Lumen Gentium*. Die Unbestimmtheit im Verhältnis zum Amt findet sich explizit ausgesprochen: *Der Stand, der durch die Evangelischen Räte begründet wird, ist also zwar nicht Teil der hierarchischen Struktur der Kirche, gehört aber unerschütterlich zu ihrem Leben und ihrer Heiligkeit.* (LG 44) Zwei Vorstellungen liegen unverbunden nebeneinander. Zum einen sollen die Räte nicht Teil der hierarchischen Struktur der Kirche sein, und faktisch sind sie es doch, da die Weihe immer mit einer gewissen Form der Räte verbunden war. Da sie andererseits zur Heiligkeit der Kirche gehören, müßte sich das Räteleben auch theologisch in dieser Struktur widerspiegeln. Denn was wesensmäßig zur Kirche gehört, darf doch im Amt, durch das die Kirche im Auftrag Christi repräsentiert und geleitet wird, nicht fehlen.

Daraus ergibt sich zweitens, daß die *Einheit der Räte* zwar angesprochen, aber nicht recht einsichtig wird. Sie ist vorausgesetzt, dann aber werden die einzelnen Räte wieder, wie gerade gezeigt, gesondert behandelt. Darin tut sich eine gewisse Verlegenheit kund, den Punkt zu treffen, der schon seit einigen Jahrhunderten die Räte immer in dieser Dreiheit auftreten läßt. Theologisch versuchen zwar Rahner, von Balthasar u.a., **die Einheit der Räte plausibel zu machen**. Aber sie setzen den Erlösten, den glaubenden Menschen schon voraus, um dann etwa in den Räten die arme Verwiesenheit auf das rein vernehmende Hören des sich selbst mitteilenden Geheimnisses zu preisen, wie Rahner tut. Die Einheit wird theologisch bestimmt, ohne daß dabei an-

sichtig wird, wie die Räte eine Antwort auf die Rätsel der endlichen Welt sind. Manchmal aber werden die Räte öffentlich plausibel, allerdings auch dann wieder mit einem deutlichen Gefälle, in dem sich die Erfahrung einer bestimmten Gesellschaft spiegelt, noch nicht aber die Einheit der Räte.

Der dritte Punkt, in dem die Theologie der Räte unvollständig bleibt, ist das *Gefälle der Plausibilität* von Armut, Gehorsam, Keuschheit. Ein Blick auf Südamerika zeigt dies. *Während die Armut praktisch bei allen Repräsentanten der 'Theologie der Befreiung' ein zentrales Thema ist, stehen die beiden anderen evangelischen Räte, Gehorsam und Jungfräulichkeit, bei den meisten im Hinterrund.* Woher kommt die schwankende Wertung der Räte? Durch lange Zeiträume konnte sich die biblische Vorgabe unmittelbar mit der Alltagserfahrung verbinden. Man war arm, nur wenige konnten eine Familie gründen, Gehorsam war in Zeiten, in denen wenige herrschten und fast alle gehorchten, eine Selbstverständlichkeit, so daß auf vielerlei Weise in dieser Welt des Herrschens und Dienens das Räteleben nur die Fortsetzung, Überhöhung und auch seelische Ermöglichung des allenthalben praktizierten Lebensstiles war.

Als sich die neuere Zeit zur Emanzipation anschickte, im Absolutismus, im Bürgertum, in den sozialistischen und kapitalistischen Revolutionen bis in die Tele-Kommunikationsgesellschaft hinein, da geriet das Räteleben ins Abseits, in das Unplausible. Der Fortschritt löst die Klöster auf. Der Mensch schien seine natürlichen Ziele erreichen zu können. Die Gnade brauchte an solcher Natur nichts zu vollenden, und was an kontingenten Ereignissen übrig blieb, wurde an die Ränder des bewußten Lebens abgeschoben. Die Räte konnten sich deshalb nur gettoartig und in der Defensive halten. Die Mauern eines Gettos sind gebaut aus den Grenzsteinen der öffentlich plausiblen Gründe. Hier erleben wir gegenwärtig einen dramatischen Wandel, der den Räten im allgemeinen, nicht nur dem Rat der Armut in einem ausgewählten Kontinent, zu neuer Plausibilität und zu einem neuen Ort im Leben der Kirche verhilft. Die Räte sind die umfassende Gestalt der Grenzerfahrung des Menschen, einer Grenze, die sich ihm global und zugleich täglich wachsend aufdrängt.

Welche Orte für die Evangelischen Räte haben wir im Blick auf die Zeichen der Zeit und das Konzil gefunden? Nach der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* können die Räte in der Kirche drei Orte einnehmen: einen, insofern sie ein eschatologisches Zeichen innerhalb der Kirche sind, einen anderen, insofern sie eine Antwort aus dem Glauben auf die ökologischen Grenzerfahrungen sind, und einen dritten Ort, insofern sie faktisch, in gewissen Formen mit dem Amt verbunden sind. Wie gehören diese drei zusammen? Gibt es eine innere Kohärenz? Der Zeichencharakter ist durch das Vaticanum II herausgestellt worden, die gegenwärtige Erfahrung der ökologischen Krise entspringt einem von niemandem gewollten Geschick, die Verbindung mit dem Amt ist eine faktische Entwicklung in der lateinischen Kirche. Diese Faktizität, kurz als konvenient bezeichnet, ist weder wessensnotwendig noch akzidentell, sondern nimmt einen mittleren Platz oder die pünktlichste Mittelstraße ein, wie Möhler sagt. (Vgl. S. 44)

Um diese faktische Konvenienz als Gestalt der Freiheit und Gnade geht es mir. Daß es in der Kirche eine Gruppe oder einen Stand gibt, der sich auf die Evangelischen Räte verpflichtet, die Ordensgemeinschaften, darf man als notwendig bezeichnen. Daß die Kirche insgesamt Sakrament des Heiles für die Welt ist, darf man nach den Klärungen des letzten Konzils ebenfalls als notwendig bezeichnen. Hier hat sie keine Wahl mehr. Sie kann nicht wählen, insgesamt und in einer sichtbaren Gruppe zur Heiligkeit berufen zu sein. Zu wählen hat im ersten Fall der Einzelne, indem er seine Berufung annimmt, gewählt hat im zweiten Fall Christus, der sich selbst Gott dem Vater in Freiheit übergeben hat und ohne dessen Wahl die Kirche kein Sakrament zum Heil der Welt sein könnte. Aber *eine* Wahl bleibt ihr, in der sie das Angebot der Gnade annimmt und zum öffentlichen Zeichen macht. Das ist die Konvenienz der Räte mit dem Amt. In dieser Wahl drückt sich die Paradoxie der Gnade in der endlichen Welt aus, nicht auf sie verzichten, sie aber auch nicht durch sich selbst gegenwärtig setzen zu können. Alle Aktivitäten für endliche Zwecke stehen unter der Ambivalenz begrenzter Ziele: das Gute zu wollen setzt es nicht gegenwärtig, und das Gute *nur* zu wollen, bringt das Böse hervor. Hier liegt die elementare Aufgabe der geistlichen

Wahl, das Gute nicht zu schaffen, sondern das erschienene Gute zu bejahen. Diese Erfahrung ist an sich schon immer in der Kirche vorhanden, man denke an die Wahl in den Exerzitien des hl. Ignatius. Aber in der gegenwärtigen Weiterfahrung bekommt sie eine öffentliche Qualität, so daß ich von einem neuen Ort der Evangelischen Räte in der Kirche sprechen möchte.

Wie kann die persönliche Erfahrung der Gnade öffentliche Gestalt gewinnen? Ich kann mich nicht zwingen, mein partikulares Interesse hinter das Gesamtinteresse zu stellen. Wenn ich es dennoch kann, erfahre ich die Fähigkeit nicht als eigene Leistung, sondern als unbegreifliches Geschenk, begleitet von einem grenzenlosen Frieden. Die Erfahrung hat unmittelbar keine öffentliche Gestalt, sonst könnte sie sich als Leistung hinstellen, auf die ein Anspruch zu gründen ist. Wo ein solcher Anspruch erhoben wird, verdirbt sie. In diesem Modus der Negation tritt eine Parallelität mit der Ökologie auf. Ebenso wenig wie mich selbst kann ich andere zwingen, auf ihre Interessen zugunsten eines Gesamtinteresses zu verzichten, etwa zugunsten des ökologischen Gleichgewichts. Weil der Mensch den Verzicht nicht leisten kann, entsteht die Versuchung zur Gewalt, zur Ökodiktatur, der zu entgehen manche keine Möglichkeit mehr sehen.

Die öffentliche Wahl der Kirche, das Amt in ihr mit einer gewissen Form der Räte zu verbinden, entspricht ganz dem Paradox der Endlichkeit. Die Kirche wählt die Endgestalt ihres Weges als offenbare Gestalt des Guten, das vom Menschen nicht zu schaffen, sondern anzunehmen ist. Sie wünscht, daß die Tage vollendet wären. Sie ruft: *Marána tha - Unser Herr, komm.* (1 Kor 16, 22; Offb 22, 20) Oder wie in der Didache: *Es komme die Gnade, und es vergehe diese Welt.* (Didache 10, 6) Wenn die Zeit dennoch weiter läuft, so nimmt sie auch das an und segnet die Ehe als Sakrament. Einen Zwang hier auszuüben würde alle totalitären Zerrgestalten innerhalb und außerhalb der Kirche herbeirufen. Der Sozialismus, der die Menschen zwecks sicheren Heiles in ein säkulares Kloster hat sperren wollen, ist gerade mit Ächzen und Stöhnen und vielen Opfern zu Ende gegangen. Aber zu wählen und diejenigen in ihr leitendes und repräsentierendes Amt zu stellen, die auch zu einem Leben in den Räten berufen sind, diese Aktivität angesichts der rein zu empfangenden Gnade bleibt der

Kirche. Diese Wahl ist nicht zufällig, sondern tief konvenient und stimmt mit der Sendung der Kirche überein. Und da die Kirche ihr konstantinisches Joch seit Gregor VII. zur Hälfte und seit 1789 ganz abgeschüttelt hat, braucht sie nicht mehr Staatskirche zu sein, sondern ist als Gesamtsubjekt frei, die Zustimmung zur Gnade öffentlich auszudrücken: Das Amt verschmilzt mit den Evangelischen Räten.

Die Verbindung der Räte mit dem Amt ist *formallogisch* nicht wesensnotwendig, wie der Blick auf die Jünger Jesu und in die Geschichte der Kirche zeigt. Aber der gleiche Blick zeigt auch - und Möhler erschaut ihn mit sicherem Instinkt -, daß es eine Tendenz im Neuen Testament, in der Geschichte der Kirche, ja sogar im Juden- und im Heidentum zur Ehelosigkeit der Priester gibt, ohne daß Jesus diese seinen Jüngern formal vorgeschrieben hätte. Wie hätte er das auch anfangen sollen, da er die Unbedingtheit des Reiches Gottes einem noch sehr bedingten Israel zu verkünden hatte, in dem die Ehe- und Kinderlosigkeit verfemt war! Am besten fängt man bei sich selbst an, und das hat Jesus in seinem Lebenswandel auch getan. Wenn also keine formale Notwendigkeit, so könnte doch die Zeit einer *geschichtlichen Notwendigkeit* gekommen sein, um die Räte mit dem Amt der Kirche zu verbinden. Die Verbindung ist um so angemessener, bis hin zur Notwendigkeit, je mehr die Kirche faktisch Weltkirche und damit Subjekt der Geschichte wird. Damit ist sie frei gegenüber den Bindungen an die Historie, so daß sie nicht nur das Wort verkünden muß, sondern auch das Gute wählen kann, das sie selbst nicht hervorbringt, sondern als von Gott hervor gebracht annimmt.

Die *Wahl* ist der springende Punkt für das Verständnis der Räte. Wahl bedeutet nicht freie Auswahl, bei der ich selbst noch einmal bestimme, was mir am besten gefällt, sondern Wahl bedeutet im Verhältnis zu Gott, daß der höchste Wert schon feststeht, ich aber keine Möglichkeit sehe, ihn zu verwirklichen. Das sei etwas ausführlicher erklärt! Zuerst setzt die Wahl eine Erkenntnis voraus. Die Erkenntnis des Christen ist, daß diese Weltzeit vergeht und durch die Wiederkunft Christi in die Vollendung gelangt. Aber es liegt nicht in der Macht des Menschen, Zeit und Stunde zu bestimmen. Deshalb nimmt die Kirche beides dankbar

an, die Zeit des Wartens und die Zeit der Erfüllung. Denn auch die Zeit ist eine Voraus-Gestalt der Ewigkeit. Sie wünscht aber die reine Erfüllung. Die Zeit des Wartens hält das Heil verborgen gegenwärtig, wir sehen es in der Natur nur wie in einem etwas stumpfen Spiegel. Die Zeit ist doppeldeutig wie die Kleidung, die aus natürlichem Tuch gewebt ist! Sie kann die Wahrheit der Erscheinung fördern oder sie kann zum Trug verwendet werden. Die Sakramentalität der Ehe sucht diese Doppeldeutigkeit der Natur abzuwehren durch ein Leben aus dem Glauben.

Aber die Kirche möchte die Zeit und die Doppeldeutigkeit beendet sehen. Im Dienstant stellt sie sich Christus repräsentierend und leitend vor Augen. Kann sie da wünschen, nicht die Endgestalt der Gnade zu wählen? Zur Endgültigkeit der Welt aber gehört, daß umsonst Milch und Wein gekauft werden, daß keiner mehr den anderen belehren muß und daß nicht mehr geheiratet wird. Das ist die Endgestalt des Lebens, in der sich niemand mehr fürchtet, arm, ehelos und gehorsam zu sein, weil alles Begehren schon erfüllt ist. Die Räte brauchen nicht von allen gelebt zu werden, aber ohne Anerkennung dieser Lebensgestalt gibt es keine Anerkennung des Lebens Christi, in der das Endliche sich einschränkt, um der Ankunft des Unendlichen den Platz zu bereiten. Die Anerkennung des konkreten Lebens Christi ist möglich, wenn die Kirche ihr Amt leitend und repräsentierend mit den Räten verbindet.

Es ist weit schlimmer, die bessere Möglichkeit zu verpassen, als das Notwendige nicht zu wählen. Wer das Notwendige verpaßt, kann vielleicht heroisch sein, wenn auch nicht eben sehr klug: er leugnet die Schwerkraft der Erde, meint fliegen zu können und zerschellt am Boden. Wer aber die bessere Möglichkeit nicht wählt, geht unter sein Niveau. Denn gerade weil die bessere Möglichkeit in seine Wahl gestellt ist, verleugnet er seine Identität, wenn er sie ablehnt. Die Kirche ginge unter ihr Niveau, wenn sie den Zölibat und die Räte von der Gestalt des Amtes ablösen würde. Was früher einmal, in Anfangszeiten und ohne viel Bewußtsein eine Möglichkeit war, die auch einmal ungenutzt bleiben konnte, ist nach der Erkenntnis nicht mehr nur möglich, sondern geschichtlich notwendig geworden. Der verheiratete Priester gehört mit der eschatologischen Botschaft Christi zu einer über-

wundenen Epoche. Dagegen helfen keine praktischen Probleme. Denn lieber eine schrumpfende Kirche als die Heuchelei eines verheirateten Priesterstandes, der seine Doppeldeutigkeit ständig durch verbale Beteuerungen beheben müßte. Wo die geistliche Erfahrung der Räte nicht vorhanden ist, gibt es keine Kirche Christi. Sind wir denn auf Größe und Macht in dieser Welt angewiesen? Kann nicht Schrumpfen eine größere Wahrheit sein als Wachsen? Wohin wachsen die natürlichen Bäume? Wo der Zölibat und die Evangelischen Räte nicht in ausreichender Zahl gelebt werden, gibt es keine Priester und deshalb keine Kirche Christi.

Mit der wesentlichen Verbindung von Amt und Evangelischen Räten ist ein weiterer Aspekt verbunden. Könnte nicht die Frage eines Priestertums der Frau gelöst werden, wenn die Kirche und ihr Amt *wesentlich* zusammen mit dem einfachem Leben, mit der Ehelosigkeit und mit dem Gehorsam verbunden würde? Ein bloßer Anspruch auf ein Dienstant in der Kirche widerspricht seinem Charakter vollständig. Auf diese Weise mag sich die feministische Bewegung in der Welt emanzipieren, aber nicht vor Gott. Selbst in der Welt sind die femininen und maskulinen Emanzipationen neuzeitlicher Art sehr katastrophenträchtig. In den Exerzitien sagt Ignatius von Loyola, daß man geeigneten Menschen zum geistlichen Beruf raten soll, solange sie zögern. Wollen sie dann aber, soll man nicht weiter davon reden, damit nur gesichert sei, daß **die Stimme Gottes** das letzte Sagen hat. Ebenso bei anderen Meistern des geistlichen Lebens: Wer ein Amt erstrebt, dem verweigere man es; aber wer sich aus Demut davor fürchtet und dennoch dafür geeignet ist, dem rede man den Eigensinn aus und bewege ihn im Gehorsam **zum Nutzen anderer**. Denn allzu leicht schleicht sich,

ganz unbewußt, die Suche nach Ansehen oder Gewinn in das geistliche Amt ein. Da sind die Räte ein einzigartiges Mittel, die Geister zu unterscheiden, ob sie aus Gott sind und Gott suchen. Natürlich gibt das keine Garantie für den guten Gebrauch des Amtes, aber dem Mißbrauch darf man in der Kirche Christi nur mit einer Verbesserung, nicht mit einer resignativen Erschöpfung und Angleichung an gesellschaftliche Verhältnisse steuern. Wer

bloß mit der Haltung des *Ich auch* oder *Wir sind alle gleich* Ansprüche stellt, lebt nicht aus dem Geist Christi.

Allerdings könnten sich dem Priestertum der Frau Hindernisse in den Weg stellen, die hier nicht erörtert werden können, theologische oder psychologische Schranken, etwa weil eine Frau den Mann Christus nicht personal darstellen kann, weil Mann- oder Frau-Sein kein äußeres Kleid ist, sondern wesentlich zum Leben des Menschen gehört. Aber wenn überhaupt in dieser Richtung etwas geschehen sollte, dann nicht ohne die vom Vatikanum II so stark mit dem Priestertum verbundenen Evangelischen Räte.

Was machen wir zum Schluß mit der Angst um die Zukunftsfähigkeit der Kirche? Hier wiegt das Wort eines Mannes schwer, der mit der Botschaft Christi gerungen hat, der ähnlich und zur gleichen Zeit wie Albert Schweitzer nicht recht wußte, wie man das angekommene Reich Gottes aussagen solle, der Theologe war und es doch nicht sein mochte, der es dann aber vielleicht mehr war als seine fortschrittsgläubigen Kollegen. Ich meine Franz Overbeck. Seine Augen sahen tiefer, aber was sie sahen, sagte er kaum. Er hat fast nichts veröffentlicht. Vielleicht sind die Tiefenstrukturen der Geschichte nicht aussagbar, sondern nur erwartbar. Jedenfalls ließ er in seinen Vorlesungen vernehmen, daß die Mönche nach der Konstantinischen Wende die Kirche gerettet und **vor der staatlichen Umklammerung bewahrt hätten**. Das aber ist nicht nur die Erfahrung der Alten Kirche, sondern auch die zur Zeit Gregors VII., zur Zeit Möhlers vor 165 Jahren und in unseren Tagen. *Der Zölibat enthält allerdings ein unverkennbares Zeugnis von der Nicht-Einerleiheit der Kirche und des Staates. Ein jeder, dem helle und klare Augen des Geistes nicht versagt sind, erkennt gewiß im Zölibat eine Ordnung, die aus den Wurzeln, welchen der Staat entkeimte, nicht hervorsprossen konnte.* (Vgl. S. 87) Was Staat, Natur und Gesellschaft leisten, ist gewiß nicht imstande, die Kirche Christi zu leiten. Was sie leitet, ist die Gnade des Heiligen Geistes, die im Zölibat und in den Evangelischen Räten ihren schönsten, weil von der Natur unabhängigsten Ausdruck findet.

4. Johann Adam Möhler – Priester und Theologe

Der edle Möhler! Diesen lobenden Beinamen führte der Schwäbische Priester und Theologe schon zu Lebzeiten. Das Lob wuchs noch mehr, als er im Jahre 1838 verstarb, viel zu früh, denn er wurde nur 42 Jahre alt. Bis heute können wir das Lob mitfühlen. Was edel heißt, das kann man in seinen Schriften spüren, das sieht man auch seinen Bildnissen an, in denen eine geisterfüllte Triebkraft zum Ausdruck kommt. Ein Studienfreund hat die Erscheinung in Worte gefaßt. „Schon die äußere seelenvolle Erscheinung, das edle Angesicht, das ernst und doch freundlich blickende Auge, die ganze würdige Haltung des Mannes hatte etwas Anziehendes und zugleich Imponierendes.“

Das Imponierende ist das Unaussprechliche. Weil der passende Maßstab für seine Wirklichkeit fehlt, kann man nicht angemessen darüber sprechen. Aber dennoch zeigt es sich, das Imponierende! Von Kindheit an kann ein Mensch ein intensives Leben mit Gott führen, ohne daß die Umstehenden viel davon merken. Wer mit Gott spricht, wird stille und tritt aus dem Gerede heraus. Kein anderer Mensch dringt in dieses Gespräch ein. Selbst ein Beichtvater kann nur dabeistehen und staunen. Er ist vielleicht selbst ergriffen von dem, was er hört, aber ein Vermittler ist er nicht. Die intensive Gotteserfahrung muß der Lebendigkeit keinen Abbruch tun, und tat dies auch bei Möhler nicht, wie sein ausgedehnter Briefwechsel zeigt. Mir scheint, daß seine Lebensquelle eine solche in der Kindheit eröffnete und bis zu seinem Tode nie einem Menschen gegenüber voll ausgesprochene Erfahrung war. Nur im Abbild bemerkte seine Umgebung das Urbild und fand es imponierend. Möhlers Sprachvermögen steht einzig da in ihrer urtümlichen Kraft und Eleganz. Da er aus dem Gerede heraus getreten war, konnte er dem Wort einen Glanz verleihen, den es im theologischen Schrifttum seitdem kaum mehr besessen hat. Möhlers Mitstudenten waren meist minderbemittelte Kandidaten, denen die sichere Versorgung des Priesters ein weiteres Motiv zu ihrer Berufung war. Sie staunten Möhler an, als sie von

der Wohlhabenheit seines Elternhauses erfuhren, das ihm eine andere Laufbahn als die eines Priesters ermöglicht hätte. Sie staunten, denn sie konnten von der Wirkung, die er auf sie ausübte, bis zur Ursache nicht durchdringen.

Der junge Möhler begann sein Studium 1815 in Ellwangen und zog mit der ganzen Anstalt 1817 nach Tübingen, die dabei zur theologischen Fakultät aufstieg. Die Stadt wurde ihm zum Schicksal. Sie sah seinen Stern aufgehen, sie verfolgte seine leuchtende Spur am theologischen Himmel und vertrieb ihn zuletzt. Nach einjähriger Seminarzeit in Rottenburg war er 1819 zum Priester geweiht worden, wirkte kurzzeitig in der Seelsorge und kehrte 1820 nach Tübingen zurück. Als 1822 die Kirchengeschichte vakant wurde, war der junge Repetent des Wilhelmsstiftes für dieses Fach als Privatdozent vorgesehen. Zur Vorbereitung sollte er einige europäische Universitäten bereisen. Diese Reise machte ihn mit führenden theologischen Professoren und ihrer Denkart bekannt. Die Begegnungen mit katholischen und protestantischen Gelehrten prägten ihn in doppelter Weise. Sie öffneten seinen Geist für die Ökumene der Christen, und sie machte ihn zugleich fest im katholischen Glauben. In späteren Jahren ergingen Rufe an ihn aus Freiburg, Breslau und Bonn, aber der stets kränkliche Möhler blieb in Tübingen. Bis er dann doch ging und 1835 nach München wechselte. Eine Kontroverse mit dem liberalen Dogmenhistoriker Ferdinand Chr. Baur hatte ihm den Aufenthalt am Neckar verleidet, und die Verbundenheit mit den Kollegen an der eigenen Fakultät war nicht mehr diejenige der Anfangszeit. Vom bayerischen König 1838 zum Domdechanten in Würzburg ernannt, blieb der kranke Möhler in München und starb dort am Gründonnerstag des gleichen Jahres.

Möhler war ganz Priester. Von früher Jugend an fühlte er sich dazu berufen. Nach ihm beginnt das Priestersein nicht erst mit der Priesterweihe. „In der Tat und Wahrheit aber ist jeder wahre Priester als Priester dem Keime nach geboren, weil von Gott ewig dazu vorherbestimmt. Er ist also schon Priester, ehe er es späterhin wird. Er bereitet sich vor zum Priester und *weiß*, daß er es wird.“ Welche Antwort gibt ein solcher Mann auf unsere Frage: Was ist ein Priester? Wir bedrängen ihn mit unserer Frage, wir befragen den Theologen mit der großen Kenntnis des inneren

und äußeren Lebens in der Kirche, die Gestalt mit dem edlen Herzen.

Möhler war ein fruchtbarer Schriftsteller und hat in seinem kurzen Leben viele Schriften an den Tag gebracht. Zwei Abhandlungen insbesondere geben uns ein Bild von dem, wie er sich einen Priester gedacht hat. Da ist zuerst 1828 eine leidenschaftliche und dennoch besonnene Streitschrift für den Zölibat. Aus gegebenem Anlaß erhebt er Protest gegen eine „Denkschrift“, die, von liberalen Katholiken verfaßt, an den Großherzog von Baden und andere Persönlichkeiten gerichtet war und die Aufhebung des priesterlichen Zölibates forderte. Keine andere Schrift Möhlers gewährt einen solchen Blick in sein geistliches - Herz wie die „Beleuchtung der Denkschrift“. Sie zeigt, was ihn bewegte: „Bloß das heben wir hervor, ob nicht ein jeder edle katholische Priester mit dem Apostel sagen kann: Konnte nicht auch ich mich meiner Freiheit bedienen? Wem war ich verbunden, als ich der Ehe entsagte? Obwohl von allen unabhängig, habe ich mich doch allen zum Knechte gemacht, um mehrere zu gewinnen. Dies alles aber tue ich um des Evangeliums willen, damit ich seiner teilhaftig werde.“

Ein hohes Ideal läßt sich nur indirekt zum Ausdruck bringen; ein anderer muß es im Munde führen und stellvertretend aussprechen. Der Glaube kann zwar Bäume versetzen, aber die realisierte Wirklichkeit bleibt hinter der Wirklichkeit doch immer zurück. Deshalb beschämt jedes Ideal seinen Sprecher. Hier läßt Möhler den Priester im allgemeinen das Wort ergreifen, und auch dieser spricht nur indirekt mit dem Apostel Paulus.

Was steht also im Anfang? Mit welcher Initialzündung beginnt das Leben eines Priesters? Möhler nennt es die „Entsagung in Freiheit“. Keine Verwirklichung des Selbst, sondern der Verzicht auf das eigene Ego! Im Anfang schafft Gott im Leben eines Priesters eine freie Stelle. Dies ist der Anruf, auf den der künftige Priester mit einem zunächst unbestimmten Ja antwortet. Daß der Anruf einen Verzicht bedeutet, ist von Anfang an klar. Ebenso klar ist die Verheißung, die mit dem Ruf verbunden ist: Du sollst über dein bloßes, kleines, eigenes Selbst hinweg geführt werden in das Selbst Gottes hinein! Du sollst des Evangeliums teilhaftig werden. Ein verheißungsvolles Opfer steht bei Möhler am An-

fang des priesterlichen Lebens. Ein Opfer nicht nur des geschlechtlichen Lebens, wie es in einer Streitschrift für den Zölibat zu erwarten ist, sondern eine Hingabe des ganzen Lebens.

Von daher kommt seine Abneigung gegen Funktionäre in der Kirche. Möhler will keine religiösen Beamten, sondern religiöse Menschen, *homines religiosi*. Die Beamten mit Familie und sozialer Sicherung soll es auch geben, sie sollen den Staat regieren, sie sollen nützlich sein in Wirtschaft, Politik und Erziehung, in Wissenschaft und Technik, aber sie sollen nicht das Leben der Kirche bestimmen. Mit dieser, mutmaßt er, haben sie nicht mehr im Sinn als der Adel vor 1803. „Solange die deutsche Kirche noch reich und äußeren Glanz zu geben imstande war, drängten sich zu ihren Ämtern und Würden immer sehr viele aus dem Adel hin. Seitdem sie aber beraubt, arm und aller irdischen Herrlichkeit ledig ist, werden höchst selten Edelleute gesehen, die ihr zu dienen wünschen.“ Das ist der klassische Gegensatz von Wahrheit und Interesse! In der Wahrheit sucht der Mensch nach Gott und dem Leben für alle, und ist zum Opfer bereit; als endlicher Mensch lebt er für sich und seine Interessen. Adelsherrschaft, Beamtenherrschaft, Demokratenherrschaft, das ist dasselbe. Einmal soll der Vorteil für einige sein, dann für ein paar mehr, dann für alle. Aber eine „Entsagung in Freiheit“, die das Ich erst in Gott hinein führen kann, ist in allen drei Formen nicht zu finden.

Die Priester sollen also zuallererst religiös sein nach Möhler. Vielleicht müßte man sagen, sie sollen mystisch sein. Mystiker sind Leute, die Gott erfahren haben und deren Leben dadurch verwandelt ist. Der Sinn des Opfers ist die Gegengabe Gottes. Ein Opfer kann nur bringen, wer das Größere zu erhalten hofft, ja wer es schon erhalten hat. Für das Ich, das ich opfere, kann nur Gott selbst die Gegengabe sein. Deshalb ist der Verzicht kein Verzicht. Der Verzicht nimmt nicht, er gibt. Der Verzicht nimmt erst das Ich, dann öffnet er den Zugang zum Selbst Gottes und gibt sogar dem Ich sein Ich zurück, das jetzt nicht mehr sich, sondern Gott zum Ziel hat.

Hier allerdings müssen wir einen Einwand machen. Das Ideal, das Möhler leitet, hat viel von den romantischen Vorstellungen seiner Zeit an sich, vom religiösen Genie oder vom spirituellen Helden. Max Weber hätte von einem religiösen Virtuosen gespro-

chen. Hören wir noch einmal die Stimme aus Tübingen. „Ja, vor allem wäre eine Anzahl Männer den Badensern zu erfliehen, die in so enger Verbindung mit den höheren Wächtern stünden, daß ihr Segen in Strömen die göttliche Gnade herabzöge, Männer die mit schöpferischer Kraft über dem Chaos (Gen 1,1) schwebten, die die Tiefe Augustins, des Hieronymus Gelehrsamkeit, des Chrysostomus Rednertalent und die Milde des Hilarius mit der Strenge des unerbittlichen Ratherius von Verona verbänden. Ich zweifle nicht, daß diese Männer bald nach ihrem Auftritt dem Klerus die Beherzigung einer kleinen Stelle einer Präfation empfehlen würden, die er jährlich während der Fastenzeit, ohne bisher sonderliche Früchte daran geerntet zu haben, singt oder betet: *Gott, durch das Fasten des Leibes hältst du die Sünde nieder, erhebst du den Geist, gibst du Kraft und Sieg* ... Was jene Männer sonst noch gleich im Anfang tun würden, überlasse ich ihnen natürlich ganz und gar.“

Der Einwand liegt auf der Hand. Gerade die schöpferischen Männer über dem Chaos sind mit dem Christentum ans Ende gekommen. Der Mensch zieht nicht die Ströme der göttlichen Gnade herab, auch nicht das religiöse Genie. Schon die Propheten hatten im Alten Testament angekündigt, daß Gott selbst der Hirte seines Volkes sein werde. „Jetzt will ich meine Schafe selber suchen und mich selber um sie kümmern.“ Der bloße Mensch hat seine Aufgabe als Hirte nie erfüllt und auch nicht erfüllen können. Es gibt in der Religion einen Fortschritt. Und der letzte Schritt zur Erkenntnis Gottes ist dieser: Kein Mensch findet aus sich selbst den Weg zu Gott, kein Mensch kann einen anderen zum letzten Ziel oder zum Sinn des Lebens führen. Es ist alles zu wenig. Wenn nicht Gott selbst den Weg zu Gott geht, findet kein Mensch den Weg dahin. Das eben glauben Christen, daß der menschgewordene Gott diesen Weg gegangen ist und den Menschen dabei mitführt. Christus ist der einzige Hirte seines Volkes.

Die geistliche Erfahrung hat zu der Lehre vom Opus operatum geführt. Sie findet sich in der alten, der mittleren und in der Kirchengeschichte. Christus selbst handelt als der Gute Hirt im Priester, der die Sakramente spendet. Ja, selbst im Ungläubigen kann Christus handeln, wenn der Spender nur tun will, was die Kirche tut. Ob das Sakrament zustande kommt, hängt nicht von Wert und Würde des Spenders ab. Sollte damit Möhlers Entwurf

hinfällig sein? Denn warum sollte der Priester als Mann mit schöpferischer Kraft über dem Chaos schweben, da doch Christus ganz unabhängig von ihm handelt und ihn nur als Werkzeug benutzt!

Hier gilt es zu unterscheiden. Es ist richtig gesagt: Von Natur aus kann kein Mensch den Weg zu Gott finden, auch kein religiöses Genie. Das kann nur die Gnade in Christus bewirken. Aber verwirft diese Gnade die Natur? Drängt die göttliche Gnade die menschliche Begabung und Bemühung an die Wand? Nein, das Verlangen nach Gott, die Sehnsucht nach dem Sinn und letzten Ziel, das gerade heilt und vollendet die Gnade.

Das Gegenstück zum *Opus operatum* ist das *Opus operantis*. Beide wirken zusammen, die Kraft der Gnade und die Kraft der Natur. Hier geschieht das Wunder, 100% göttliches Tun und 100% menschliches Tun ergeben die 100% der vollbrachten Tat. Jede Begabung lebt im Reich der Begnadung weiter. Und von Natur aus sind die Menschen sehr verschieden begabt. Es gibt Fachleute aller Art, Jäger, Bauern, Künstler, Handwerker, Politiker, und so weiter. Nicht jeder ist gleich gut für alles geeignet. Der eine kennt sich besser aus in dieser Kunst, der andere mehr in jener. Und welche Begabung hat der Priester unter all diesen begabten Leuten? Was soll er können? Er ist von alter Zeit her - der Fachmann für das Göttliche. Auch wenn das schon im Heidentum so war, bleibt es doch auch richtig im Christentum. Die Begabungen werden von der Gnade nicht abgeschafft, sondern gereinigt, gewandelt und vollendet. Und der nüchterne Blick in die Runde sieht: Nicht alle Menschen sind gleich gut begabt für Gott, denn alle sind zwar berufen, aber nicht alle sind für den Ruf auch auserwählt worden. Der Blick Max Webers war präzise: Es gibt den religiösen Virtuosen als seltene Begabung.

Das alte Institut der Stellvertretung hat mit Christus nicht sein Ende gefunden, sondern seine Vollendung. Eine arbeitsteilige Gesellschaft sollte keine Schwierigkeiten haben, das zu verstehen. Des Priesters Begabung ist die „Entsagung in Freiheit“. In sein durch das Lebensopfer geöffnetes Selbst kann, wie oben beschrieben, das Selbst Gottes eintreten; und in dem gleichen Raum findet auch der Mitmensch seinen Platz. Es ist ein tödlicher Irrtum für eine Gesellschaft zu meinen, der Entsagende tue kein

Werk für die Mitmenschen. Als Franziskus von seinen Ordensbrüdern gebeten wurde, ihnen wie den Dominikanern das Studium zu erlauben, damit sie den Leuten predigen könnten, weigerte er sich lange. Als er es zuletzt erlaubte, sagte er: Aber vergeßt nicht, ihr hättet nichts, worüber ihr predigen könntet, wenn es nicht Brüder gäbe, die zu demütig sind, um als Prediger aufzutreten.

Das ist es! Die Demut ist das Opfer des Ich, damit Gott Platz nehmen kann. Wenn dem Wirken des Priesters nicht das Leben des Priesters voran geht, tritt das *Opus operantis* des Menschen in Widerspruch zum *Opus operatum* Gottes und wird zum schweren Hindernis.

Trotz des hohen Sinnes verliert Möhler nicht den Blick für die Wirklichkeit des Alltags. Er kennt die Lage in den Pfarreien und Priesterseminaren aus dem Augenschein. Zu retuschieren versucht er erst gar nicht. Noch als Professor in Tübingen weiß er von einem Vikar in Ehingen zu berichten, der wegen seines „Herumschwänzeln und seines Mangels an Eifer und Fleiß“ nicht gefällt.

Auch die Lage der Kirche insgesamt sieht er sehr nüchtern. Schon 1826 hatte er sich in einem Aufsatz Gedanken über die „Verminderung der Priester“ gemacht, wie sie nach 1803 eingetreten war. Das Bündnis von Thron und Altar war mit dem Ende des Alten Reiches zerbrochen, deshalb schien ein Dienst in der Kirche nicht mehr vorteilhaft zu sein. Welches Motiv sollte es geben, außer eben dem einen Motiv der „Entsagung in Freiheit“?

Weder liberale Katholiken, noch ihre Gegner wollten den dadurch entstandenen Priestermangel loben. Möhler war weit und breit der einzige, der ihn segnete. „Gibt es darum noch so viele äußere Priester, innere und wahre gibt es doch nur wenige. Und wenn es wahr ist, daß das Heilige und Ehrwürdige in geschändeter Gestalt am ekelhaftesten ist, so wird der Ekel vor jenen auch diese an- und vielleicht ausspeien. Darum sei mir jene Katastrophe gesegnet, auch von da aus erkenne ich in ihr Gottes Hand.“ Wie ist das möglich? Die Liberalen und ihre Gegner sehen den Augenschein, den Mangel an Erfolg. Ihre Blicke treffen auf die Oberfläche. Und wie die Dinge eben sind, möchten sie diese dann entweder verändern oder bewahren. Das aber sind Katego-

rien eines weltlichen und partikulären Interesses. Wer dagegen in die „Entsagung“ eingetreten ist, hat den Raum der Wahrheit betreten, in dem die Interessen nicht mehr gegeneinander stehen, sondern anfangen, miteinander zu leben. Der Priester ist der Fachmann für den Weg zu Gott. Also sollte er die Schwelle überschritten haben, die vom Interesse zur Wahrheit führt. So kann er die ihm anvertrauten Gläubigen ebenfalls über diese Schwelle geleiten. „Sind doch wohl nur diejenigen die Priester Gottes, die das Wehen des göttlichen Geistes verspürt, die den heiligen Kuß erhalten, die die Weihe des Geistes, die Salbung des Herzens empfangen haben. Es sind doch wohl nur diejenigen, die den Mund im Heiligtum des Herrn nicht öffnen, es sei denn, der Herr selbst habe ihnen die Zunge gelöst, er habe ihnen die Gaben von Anbeginn mitgegeben, die er sich dann selbst zum Dienst geheiligt hat.“

Die Nachweise finden sich im Text oben oder bei Jörg ERNESTI: „*Der Natur der Sache nach kann es nur wenige Priester geben*“. *Historische Überlegungen zur Wahrnehmung des Priestermangels*. In: ThGl 91 (2001) 462 - 477.

Anmerkungen

1. Der Zölibat im Jahre 1828

S. 7 **Der Zölibat im Jahre 1828**] Möhler schickt folgende Bemerkung voraus: „Vorliegende Schrift hat Ref. mit unendlicher Wehmut erfüllt. Sie hat ihn mit den Eingaben Duttlingers, Rotteks u. a. an den Großherzog von Baden, die badischen Landstände und den Erzbischof von Freiburg um Aufhebung des Zölibates, (denn diese drei Eingaben sind die Aktenstücke, von welchem der Titel spricht) und mit der näheren Begründung ihrer Forderung, dem eigentlichen Inhalt der Denkschrift, bekannt gemacht.“ Die von Möhler beleuchtete Schrift: *Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Zölibates. Mit drei Aktenstücken*. Druck und Verlag Friedrich Wagner, Freiburg 1828; (o. Verfasser-Angaben; Verfasser waren Prof. Zell u. Amann, Freiburg; vgl. Anmerkung zu S. 9)

S. 8 **Ich kann die Wahrheit dieser Sage**] „Ich“ = Möhler; im Folgenden wird im Text „Ref.“ stets mit „Ich“ wiedergegeben; entsprechend werden die sprachlichen Ableitungen behandelt. Auch einige „Wir“- Passagen löse ich in ein Möhlersches „Ich“ auf.

S. 9 **die Verfasser der Bittschriften**] Die drei Bittschriften oder Petitionen aus dem Jahr 1828 hatten einen ähnlichen Text und waren an den badischen Landtag, an den Großherzog von Baden und an den Erzbischof von Freiburg gerichtet. Sie waren nur knapp begründet und sind von der umfangreichen Denkschrift der Professoren Zell und Amann aus dem gleichen Jahr, auf die Möhler hier antwortet, zu unterscheiden. Vgl. Winfried LEINWEBER: *Der Streit um den Zölibat im 19. Jahrhundert*. Münster: Aschendorff, 1978 (MBTh 44).- 591 S.; hier: 58f.

Veni creator spiritus,/Mentes tuorum visita,/Imple suprema gratia,/Quae tu creasti pectora ... Die Übersetzung oben nach Gotteslob 241.

Sine tuo numine nihil est in homine, nihil est innoxium. Lava quod est sordidum, riga quod est aridum, sana quod est saucium. Flecte quod est rigidum, fove quod est frigidum, rege quod est devium ... Die Übersetzung wieder nach Gotteslob 244.

(Deus) *qui corporali ieiunio vitia comprimis, mentem elevas, virtutem largiris et praemia ...* Vgl. Meßbuch S. 378f.

S. 12 **Angriffe auf die Wesenslehren des Christentums]**

Den Abscheu Möhlers erregt hier wohl eine flache Aufklärungstheologie, die unter dem Namen Neologie bekannt ist. Die Neologie strich den Inhalt des Glaubensbekenntnisses (die Wesenslehre!) auf Vernunftreligion zusammen: Gott, Freiheit, Moral, Unsterblichkeit. Vgl. Karl BARTH: *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte*. Zürich: TVZ, (1947) ⁵1985.- 611 S.; hier: 142 - 152.

S. 12 **Werkmeister]** Benedikt Maria WERKMEISTER (1745 - 1823), erst Benediktiner, dann radikaler Aufklärer; vgl. Art. *Werkmeister* von Hermann TÜCHLE. In: LThK² 10, 1054f.

S. 13 **Untrüglichkeit der Kirche]** Damit ist die Unfehlbarkeit der Kirche gemeint, die in ihrem Leben und in ihrer Lehre davon Zeugnis gibt, daß Gott sich in Christus geoffenbart hat. Die Unfehlbarkeit ist Folge der wirklichen Ankunft Gottes in der Geschichte.

S. 14 **Trefurt]** Christoph TREFURT: *Der Cölibat aus dem Gesichtspunkte der Moral, des Rechts und der Politik betrachtet*. Heidelberg u.a., 1826; Trefurt war Badischer Jurist und Amtsassessor.

S. 15 **Marheineke]** Philipp Konrad MARHEINEKE (1780 - 1846), Berliner protestantischer Theologe der spekulativen, hegelischen Richtung.

S. 16 **der vorliegenden Schrift]** Das ist eben die *Denkschrift für die Aufhebung des ... Zölibates*, die Möhler kritisch beleuchtend hier in Augenschein nimmt.

S. 17 **Anathema]** Anathema meint den Ausschluß aus der Gemeinschaft der Kirche wegen einer schweren Verfehlung gegen den Geist Christi. Biblisch begründet und zum erstenmal angedroht wird das Anathema bei Paulus. (Gal 1, 9)

S. 17 **von den Bittstellern**] „Allein diese Bogen sollen ... die in jenen Beilagen vorgetragene Bitte und die dort nur in den Hauptzügen angedeuteten Ansichten genauer begründen und weiter ausführen.“ (Denkschrift [s. oben Anm. zu S. 9], 5f)

2. Der biblische Ratschlag

S. 18 **Virginität**] Die wörtliche Übersetzung von Virginität lautet Jungfräulichkeit. Da sie sich aber trotz weiblichen Anklangs auf beide Geschlechter bezieht, soll das Fremdwort beibehalten werden, wenn Möhler es gebraucht. Auch Jungfräulichkeit verwendet er.

S. 18 **Herr Verfasser**] Es scheint verwirrend, daß Möhler mal von einem, dann von mehreren Verfassern der anonym erschienen Denkschrift spricht, s. Anm. zu S. 9 in Teil I. Aber er vermutet doch wenigstens zwei Verfasser, wobei er dem Bearbeiter des 2. Teiles seine größere Achtung ausspricht als dem des 1. Teiles; vgl. unten Teil V, S. 66.

S. 18 **Christus ist über alle Himmel hinaus gestiegen**] Original: „Qui (Christus) ascendens super omnes coelos, promissum spiritum sanctum in filios adoptionis effudit. Quapropter profusis gaudiis totus in orbe terrarum mundus exultat ...“

S. 19 **Gewiß wird der Herr Verfasser**] Wir begehen an Möhler kein Unrecht und entziehen der christlichen Virginität keine Verehrer, wenn wir seine Argumentation für künstlich halten. Die beiden Verse vom wunderbaren Erfassen (11 u. 12) beziehen sich auf die Ehe*losigkeit*, nicht das ein Mal auf die untersagte Ehescheidung und das ander Mal auf den Eheverzicht. Vgl. Joachim GNILKA: *Das Matthäusevangelium 2. Teil*. In: HThK I/2, Freiburg u.a.: Herder, 1988; hier: 155. Möhler läßt sich von seinem Gegner auf die Ebene der Anzahl der Adressaten locken. Die Worte Jesu sind frei von quantitativer Ängstlichkeit, sie sagen die völlige Gnadenhaftigkeit der Virginität aus. Die Gnade gilt aber auch von der Ehe, da allein Christus, nicht aber die Kraft des Menschen die aus dem Ursprung erneuerte Ehe zu leben möglich macht.

S. 20 **Hillels Schule**] Zur Zeit Jesu trat die Schule des Rabbi Hillel für die Möglichkeit der Ehescheidung ein, anders als die Schule Schammais.

S. 21 **jene Ansichten hervorgerufen habe**] Möhler verweist hier auf ein bis heute nicht behobenes und wohl auch nicht behebbares Defizit der sog. historisch-kritischen Exegese, die durch ihre Methode stets in der Gefahr schwebt, alle unbequemen und mißliebigen Aussagen der Bibel für weltbildbedingt zu erklären und auf *damalige Verhältnisse* zu reduzieren. Unter solchen Voraussetzungen, wird nur das für authentisch gehalten in den Predigten Jesu oder des Apostels, was dem Geist der jetzigen Zeit gefällt.

S. 21 **das Ledigbleiben**] „Diese Äußerungen finden eine nähere Erläuterung durch den V. 26, woraus hervorgeht, daß der Apostel vorzüglich dabei Rücksicht nahm auf den gefährvollen und bedrängten Zustand der ersten Christen.“ (Denkschrift [s. Teil I, Anm. zu S. 9], 9)

S. 24 **rein ethisch**] Die ethische oder moralische Auffassung ist nach Möhler die einzig mögliche von 1 Kor 7, das heißt, die Ehelosigkeit ist keine Pflicht, aber sie wird von Paulus empfohlen. Sie steht der Auffassung der Denkschrift entgegen, daß die paulinische Empfehlung von aktuellen Verfolgungen diktiert sei. Vgl. oben S. 25.

S. 27 **leicht empörenden Naturtriebes**] Zusatz: „Daß ἐνιστημι die ihm hier gegebene Bedeutung habe, bedarf gar keiner Nachweisung; ἀνάγκη als 'Trieb, Naturtrieb, Geschlechtstrieb' kömmt aber z. B. Heroph. de venat. c. VII vor: ἡ γὰρ ὥρα πρὸς τὰς ἀυξησεις ...“

S. 30 **wie Saul unter die Propheten**] Möhler gebraucht hier ein derbes biblisches Spottwort für Leute, die in der Wahl des geistlichen Amtes eine Nummer zu hoch gegriffen haben. Ähnlich wie diese klagenden Männer apostolischen Berufes war auch Saul damals einen Augenblick lang von oben erfüllt gewesen, dann hatte der Geist ihn verlassen, und Saul ward trostlos bis zur Verzweiflung. (Vgl. 1 Sam 10, 11f)

S. 31 **Theodoret**] Gemeint ist THEODORET VON KYROS (393 - ca. 466), fruchtbarer patristischer Schriftsteller; vgl. Alberto VICIANO: *Theodoret von Kyros als Interpret des Apostels Paulus*. In: ThGl 80 (1990) 279 -315.

S. 31 **Peller**] Wohl: Mätresse; vgl. (lat.) *pellax*, verführerisch.

3. Die äußeren Einflüsse

S. 34 **Schriften eines heidnischen Cicero**] Vgl.: „Plötzlich wurde ich im Geist vor den Richterstuhl geschleppt, wo alles voller Licht war und von der Klarheit der Umstehenden widerstrahlte, so daß ich - zur Erde niedergeworfen - nicht aufzublicken wagte. Gefragt, wer ich sei, gab ich zur Antwort: ein Christ. Der auf dem Thron saß, antwortete: Du lügst, du bist ein Anhänger des Cicero, kein Christ. Wo dein Schatz ist, dort ist auch dein Herz. Sogleich verstummte ich ... *Cum subito raptus in spiritu ad tribunal iudicis pertrahor, ubi tantum luminis et tantum erat ex circumstantium claritate fulgoris, ut proiectus in terram sursum aspicere non aude-rem. Interrogatus condicionem christianum me esse respondi. Et ille, qui residebat: 'Mentiris', ait, 'ciceronianus es, non christianus; ubi thesaurus tuus, ibi et cor tuum'. Illico obmutui ...*“ HIERONYMUS: Brief 22, CSEL 54, 190.

S. 34 **Zölibat heidnisch**] Die Überlegungen Möhlers sind aktuell bis auf den heutigen Tag und reichen weit über den beschränkten Kreis des klassischen Hellenismus eines Winckelmann, Goethe und Hölderlin hinaus. Alle Enthellenisierung der Bibel oder des Dogmas ist Anachronismus, da die Neuzeit in ihren Wissenschaften und in ihrer Kultur selbst Hellenismus ist. In der Tat ist es so, wie Möhler sagt, nur geradezu wird versichert, daß eine Enthellenisierung oder Enthellenisierung die Offenbarung reiner zum Sprechen brächte. Diese Forderung hat allezeit nur historisierend gewirkt, und statt daß der Geist Christi in unsere Zeit kam, floh er vor so viel reiner Wissenschaft und kehrte in die seinige zurück.

S. 35 **Gottesdienst obliegen**] Zusatz: „erzählt Creuzer (Mythologie und Symbolik 2. Ausg. Th. I. S. 600)“

S. 35 **ins Göttliche aufgenommen wurde**] Möhler weist auf die Erlösung durch Christus hin: Wenn in ihm nicht Gottheit und Menschheit vereinigt wären, gäbe es keinen Weg zu Gott. Der Mensch bliebe für immer unerlöst oder müßte die Erlösung auf eigene Faust betreiben. Den Ausgang dieses frei gewählten Schicksals erzählt die Neuzeit.

S. 36 **Tacitus berichtet**] Tacitus spricht davon in seiner *Germania*: „Wir haben unter dem göttlichen Vespasian die Veleda gesehen, die bei nicht wenigen Germanen als göttliches Wesen anerkannt war; aber auch schon in alter Zeit haben sie die Albruna und mehrere andere verehrt.“ (Kap. 8)

S. 36 **dualistischen Vorstellungen**] Die Kritiker leiten den Zölibat oft aus dualistischer Gesinnung ab, aus Feindschaft gegen das Schöpfungsgut des Leibes usw. Möhler zeigt, daß es Bejahung auch ohne Verneinung gibt. In einem naturalistischen Denken allerdings ist das Lob des einen Gutes immer zugleich die Herabsetzung eines anderen.

S. 39 **Umgang mit ihren Frauen zu vermeiden**] Vgl. etwa Ex 19, 14f; 29, 44; 2 Chr 5, 11. Im NT wird die von Möhler benannte Vorschrift am Beispiel des Zacharias deutlich, der erst nach Hause zurückkehrt, wenn sein Dienst im Tempel beendet ist (Lk 1, 23); vgl. auch Lk 10, 31f.

S. 41 **dieses immer mitverstanden**] Möhler spielt hier auf die starke Individualisierung und Subjektivierung der Neuzeit an, die durch die Trennung von Subjekt und Objekt im wissenschaftlichen Denken erzeugt wurde und noch immer eine weit verbreitete Plausibilität besitzt.

S. 44 **Athenagoras**] „In einem Brief an die Philadelphenser schreibt er: ... 'Wenn Jemand den ehelichen Umgang mit einer Frau und das Kinderzeugen für Sünde oder auch nur für Befleckung hält, oder wenn er glaubt, man müsse gewisse Speisen meiden, in dem wohnt der höllische Drache des Abfalles.'“ (Denkschrift S. 15) Vgl. dazu: „Die sieben Briefe des Ignatius sind etwa um 380 überarbeitet und durch Zusätze erweitert worden; auch wurden ihnen damals sechs weitere Briefe beigelegt.“ Berthold ALTANER; Alfred STUIBER: *Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter*. Freiburg u.a.: Herder, 1978.- 672 S.; hier: 48.

S. 44 **Wir behaupten**] Epiphanius von Salamis (um 315 - 403).

S. 43 **Lieblingsmeinungen seines Gegners**] Möhler hält es *apriori* für unsinnig anzunehmen, daß die frühen Christen von ihren gefährlichsten Feinden, den Gnostikern, gerade deren Lieblingsansicht übernommen hätten. Aber auch der Blick in die Kirchengeschichte zeigt *aposteriori*, daß die Ehelosigkeit der Chri-

sten nicht aus der Verachtung des Leibes, sondern aus einer tieferen Bejahung der Schöpfung entspringt, die allen Rationalismus weit übersteigt.

S. 44 Viele, sagt Justin] Zusatz: „(Apolog. I. §. 15.)“; Justin, der Philosoph und Märtyrer, erlitt um 160 den Märtyrertod.

S. 44 Athenagoras] Zusatz: „(Legat. pro Christ. §. 33.)“

S. 45 Der 43. Apostolische Kanon] Original: "(I. VI. c. 10.)"; vgl. zu den Apostol. Konstitutionen: Altaner; Stuiber (s. Anm. zu S. 44), 255f; Textausgabe: Apostolische Konstitutionen und Kanones, Übers. und hrsg. von Ferdinand BOXLER. 350 S. (Bibl. der Kirchenväter), Kempten, 1874; vgl. Boxler, 189. Die *85 Apostolischen Kanones* sind ein Teil der Apostolischen Konstitutionen, vgl. Altaner; Stuiber (s. Anm. 44), 50; Boxler, 326.

S. 46 aus Nichts wird Nichts] Möhler meint, daß die nicht vorhandene Empfehlung der Virginität im 1. Korintherbrief, - nicht vorhanden in der Interpretation der Denkschrift (vgl. oben Teil II, S. 23ff) -, auch keine Substanz im Urchristentum hätte hinterlassen können, die bei den Gnostikern entstellungsfähig gewesen wäre.

S. 47 steht höher als der Zölibat] Zusatz: „(Hom. XLVI. in Matth.)“

S. 47 verteidigt Clemens die Virginität] Zusatz: "(Strom. I. II. c. 1.)"

S. 49 Hegel lehrt] Möhlers Vergleich ist überknapp ausgefallen. Er will wohl sagen, daß Hegel unter vielem anderem auch den kantischen Grundsatz vom unerkennbaren Ansich der Dinge bekämpft habe, aber Hegel natürlich viel zu original sei, um seine Quellen bloß in einer Abhängigkeit oder Gegnerschaft zu haben, und sei es die eines Kant.

S. 49 schwärmerische Verehrung] „Durch die Mönche erhielten die schwärmerischen Vorstellungen von der Heiligkeit einer vollständigen Enthaltensamkeit und jungfräulichen Keuschheit festere Begründung und allgemeinere Verbreitung sowohl unter dem Volke, als bei Lehrern und Gesetzgebern in der Kirche.“ (Denkschrift S. 22)

S. **50 Der heilige Diener weiß**] Original: „quod sanctus minister sanctimoniam noverit ministrare, purificantia enim concordat, ait, et visiones vident, et ponentes faciem deorsum, etiam voces audiunt manifestas, tam salutare quam et occultas.“ Vgl. TERTULLIAN: *De exhortatione castitatis*. CChrSL 2, p. 1015 - 1035; hier: cap. 10. Die Schrift stammt aus der späten unkatholischen und montanistischen Epoche des Tertullian.

S. **51 die uns Eusebius kennen lehrt**] Vgl. EUSEBIUS VON CÄSAREA *Kirchengeschichte*. Hrsg. und eing. von Heinrich Kraft; übers. von Ph. Haeuser und H.A. Gärtner. Darmstadt: Wiss. Buchges., (1981) 1984.- 474 S.; hier: 256 - 261.

S. **52 Bittgebet könne vorbringen lassen**] Zusatz: „(Commendabis illas duas per sacerdotem de monogamia ordinatum aut etiam de virginitate sancitum?)“ (vgl. cap. 11)

S. **52 Wesenslehren des Christentums**] Was Möhler im Vorübergehen bemerkt, macht den Hauptcharakter dieser Schrift aus: Nur was man lebt, kann man glauben, und nur was man glaubt, kann man leben. Möhler ist leidenschaftlich von der organischen Einheit des Geistes mit dem Leben durchdrungen. Gott manifestiert sich in Geist und Leben, in beiden zugleich oder gar nicht. Das ist der lebendige Geist dieser Schrift über den Zölibat. Die Stationen der Kirchengeschichte dienen ihm zum Exempel dieser Einheit des Geistes mit dem Leben. Vgl. oben in Teil I Möhlers Hauptthese, S. 13.

S. **53 Konzil von Elvira**] Die Entscheidung von Elvira lautet: „Es wurde beschlossen, den Bischöfen, Priestern und Diakonen sowie allen Klerikern, die den Dienst versehen, folgendes Verbot aufzuerlegen: Sie sollen sich von ihren Ehefrauen fernhalten und keine Kinder zeugen. Jeder aber, der es tut, soll von der Ehre eines Klerikers ausgeschlossen sein.“ (Vgl. DH 119)

S. **53 die Synode von Neucäsarea**] Möhler verweist zu den drei Synoden je auf die entsprechenden Apostolischen Kanones C. XXX; C. X; C. I.

S. **54 wie früher schon gezeigt**] Vgl. oben Teil II. „Der biblische Ratschlag“, S. 18ff.

S. **54 evangelischer Kraft im Leben**] Zusatz als Fußnote: „Ich bitte hier diejenigen meiner Leser, welche in dieser Sprache eine Wiederauffrischung mönchischer Torheit finden, wie die

Welt die Weisheit nennt, nicht bloß zu schmähen, nicht gedankenlos abzuurteilen, sondern *zu beweisen*, daß es nicht biblisch sei, was ich behauptete.“

S. 55 hören sie doch auf, ein eheliches Leben zu führen] Original: „'Quid faciunt Orientis ecclesiae, quid Egypti, et sedis apostolicae? Quae aut virgines clericos accipiunt, aut continentes, aut si uxores habuerint, mariti esse desistunt.'“ (Vgl. HIERONYMUS: *Contra Vigilantium*. In: PL 23; hier: par. 2. Zusatz Möhler (S. 225): „Anderwärts *Expos. fid. cath. c. 21* heißt es: 'Sacerdotium ex virginum ordine potissimum constat; aut si minus ex virginibus, certe ex monachis, aut nisi ex monachorum ordine idonei coaptari possunt, ex his sacerdotes creari solent, qui a suis uxoribus continent, aut secundum unas nuptias in viduitate versantur.' Der heilige Epiphanius bestätigt dies (haer. 59. n. 4.) auf eine glänzende Weise: 'Qui adhuc in matrimonio degit, ac liberis dat operam, tametsi unius uxoris vir, eum nequaquam ad diaconi, presbyteri aut hypodiaconi ordinem admittit, sed eum duntaxat, qui ab uxoris consuetudine se continuerit, aut ea sit orbatus.'“

S. 56 die ich eingangs schon geschildert habe] Möhler verweist hier auf seine Hauptthese über den sittlich vergiftenden Einfluß durch die unkirchliche, aufklärerische Theologie. Vgl. oben Teil I, S. 16.

S. 56 Mangel pragmatischer Darstellung] Zusatz als Fußnote: „Von S. 56 - 62 entdecken wir eine andere Hand, mit einem einsichtsvolleren Geiste.“

S. 57 Planck] Vgl. Denkschrift S. 22; gemeint ist wohl J. G. PLANCK (1751 - 1833), vgl. RGG.

S. 57 die sketische Wüste liege in Skythien] Galliger Spott von Möhler über seine Gegner. Die sketische Wüste liegt in Ägypten, Skythien ist eine Landschaft nördlich des Schwarzen Meeres.

S. 57 Synode im Trullum] Der Trullus ist ein gewölbter Sitzungssaal im Kaiserpalast von Konstantinopel. Die trullanische Synode von 690 (691/2?) wurde in Rom nie anerkannt. Der Ostkaiser suchte sein Staatskirchentum gegen den Papst zu festigen; Möhlers These entsprechend machte er sich die geistliche Schwäche des Klerus zunutze: Ein verhehlter Kleriker eignet sich durch alle Zeiten besser als Staatsdiener.

S. 58 dem Zölibat entgegengesetzt] „In Spanien fand zwar die Verordnung des Papstes Siricius einigen Widerstand, und besonders fand der Priesterzölibat bei den dortigen Arianern keinen Eingang; allein um so strenger hielten die spanischen Konzilien auf diesem Verbote.“ (Denkschrift S. 31) Beginnend mit der Konversion König Rekkareds 587 wurde Spanien mit der Zeit katholisch. Die arianische Theologie war erstarrt und zurückgeblieben, daher suchten die spanischen Synoden und Konzilien Anschluß an die Theologie der Gesamtkirche zu gewinnen.

S. 58 Aus dem Arianismus] Die Arianer leugneten die Gottheit Christi. Für sie war Christus ein vorbildlicher Mensch, auch wohl das vorzüglichste Geschöpf Gottes, aber eben Geschöpf, nicht Gott von Ewigkeit und selber Schöpfer.

S. 59 Synode von Gangra] „Die Ansichten über die Freiheit der Priesterehe, welche das erste allgemeine Concilium begleitet hatten, erhielten bald darauf eine neue Anerkennung und Bestätigung durch eine Provinzialsynode zu Gangra in Paphlagonien um das Jahr 324.“ (Denkschrift S. 21)

S. 59 keineswegs von noch verheirateten Zusatz als Fußnote (S. 229f): „Der Verfasser argumentiert gegen Bellarmin, weil es im Kanon $\gamma\epsilon\chi\mu\eta\tau\omega\varsigma$ heiße, was nur von einem gebraucht werde, der sich verheiratet habe und es darum sei, nicht aber gewesen sei. Wir raten ihm, § 497 des größeren Matthiä etwas genauer zu studieren und 1 Tim 5, 9 zu vergleichen, woselbst er von einer Witwe die Bestimmung findet $\gamma\epsilon\gamma\omicron\upsilon\iota\alpha \acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma \acute{\alpha}\nu\delta\rho\omicron\varsigma \gamma\upsilon\mu\eta$. Bedeutete das Pefektum, daß sie noch eines Mannes Frau sei, wie könnte sie Witwe sein?“

S. 60 Siricius an Himerius von Tarragona] Vgl. DH 181 - 185.

S. 60 dem Papste das Gesetzgebungsrecht nicht] „Kein Zweifel demnach, daß es in den Amtsbefugnissen des hochwürdigsten Bischofs von Freiburg liegt, die Freiheit der Priesterehe wiederherzustellen, oder wenigstens ... keinem katholischen Priester, um seines Standes willen, die Heirats-Erlaubnis zu verweigern...“ (Denkschrift S. 107)

S. 61 daß auch wir das bewahren wollen] Original: „quod apostoli docuerunt et ipsa servavit antiquitas, nos quoque custo-

diamus.“ Vgl. Concilia Africae 345 - 525, Concilium Carthaginense a. 390, SL 149, 13.

S. 62 sich entfernt habe] „Als im Occidente die Zölibatsgesetze immer häufiger wurden, so hielt man bei den Griechen um so fester an der alten apostolischen Weise fest, und bestätigte dieselbe feierlich auf der von mehr als zweihundert Vätern besuchten Trullanischen Synode im Jahre 690.“ (Denkschrift S. 23f)

S. 64 Augustin, der Apostel der Angelsachsen] Gemeint ist der Benediktinermönch Augustin von Canterbury, gestorben um 604. Er ist nicht zu verwechseln mit Augustinus von Hippo, gestorben 430.

S. 64 zum Beispiel Beda] Gemeint ist der hl. Beda Venerabilis OSB (672/72 - 735), engl. Mönch und Kirchenlehrer.

S. 64 die Angelsachsen bekehren möchten] „Er aber sprach folgendes zu ihnen: 'Zwar tut ihr vieles, was unserm, ja der allgemeinen Kirche Brauch zuwider ist; wenn ihr mir jedoch in drei Punkten nachgeben wollt, so daß ihr das Osterfest zur rechten Zeit feiert, die Taufe, in der wir für Gott wiedergeboren werden, nach dem Brauche der heiligen römischen und apostolischen Kirche spendet und mit uns vereint dem Volke der Angeln das Wort Gottes verkündet, so wollen wir alles übrige ... gleichmütig ertragen.'“ (63) Beda VENERABILIS: *Kirchengeschichte der Angelsachsen; Anhang: Willibald's Leben des heiligen Bonifatius*. Dt. von M. M. Wilden. Schaffhausen, 1866.- 375 S.

S. 64 Johannes von Crema] „Allein die Geschichte hat einen, hier nicht zu übergehenden Zug aufbehalten, welcher zeigt, wie die Nemesis ihn gleichsam spottend strafte. 'Nachdem er (erzählt ein alter englischer Chronist) auf dem Konzilium (zu London 1125) auf das strengste gegen die Frauen der Priester geeifert hatte, wobei er sagte; es sei das höchste Verbrechen, von der Seite einer solchen Hure aufzustehen, um den Leib Christi aus dem Brote hervorzubringen: so fand man ihn in der folgenden Nacht bei einer Hure, ob er gleich an demselben Tage das Brot in den Leib Christi verwandelt hatte. Die Sache war so offenkundig, daß sie weder gezeugnet noch verheimlicht werden konnte.'“ (Denkschrift S. 43)

S. **65 der Konfessor**] Paphnutius war ein Bekennerbischof aus der Zeit der Christenverfolgung, deshalb gibt ihm Möhler den Titel des Bekenners, des Confessors. Zusatz: „οὐ γὰρ παντὰς δύνασθαι φερεῖν τῆς ἀπαθείας τὴν ἀσκήσιν, ἥδε ἴσως φυλαχθῆσεσθαι τὴν σωφροσύνην τῆς ἑκάστε γαμετῆς.“

5. Zur Theologie des Zölibates

S. **70 die Pandekten**] Gesetzessammlung, lat. Digesten, eine Sammlung von römischen und neueren Rechtssprüchen.

S. **70 wo alles einem sturmbewegten Meere gleich**] Möhler bringt ein bei den Romantikern beliebtes Bild für die Kirche im sturmbewegten Meer der Zeit; vgl. etwa Joseph von Eichendorffs Gedicht von 1848 *Das Schiff der Kirche*: „Die alten Türme sah man längst schon wanken,/ Was unsre Väter fromm gebaut, errungen,/ Thron, Burg, Altar, es hat sie all verschlungen/ Ein wilder Strom entfesselter Gedanken.// Der wühlt sich breit und breiter ohne Schranken,/ Ein Meer, wo zornigbäumend aufgeschwungen/ Die trüben Fluten Fels um Fels bezwungen,/ Und alle Rettungsufer rings versanken.// Doch drüberhin gewölbt ein Friedensbogen,/ Wohin nicht reichen die empörten Wogen,/ Und unter ihm ein Schiff dahingezogen,// Das weiß nichts von der Wasser wüstem Branden,/ Das macht der Stürme Wirbeltanz zuschanden -/ O Herr, da laß uns alle selig landen.“

S. **75 für recht geeignet zum Zölibat**] Damit legt Möhler eine divinitorische Hellsichtigkeit an den Tag, deren Erfüllung er gesehen hätte, wenn ihm etwas mehr Lebenszeit vergönnt gewesen wäre. Innerhalb kurzer Zeit gab es tatsächlich im letzten Jahrhundert viele Berufungen zum Priestertum, und der Zölibat war für lange Zeit kein Thema mehr.

S. **77 unserer neuen Gegner des Zölibates**] „Als man darüber beratschlagte, da stand Paphnutius in der Mitte der versammelten Bischöfe auf und rief mit lauter Stimme, ... sie möchten zusehen, daß sie nicht durch diese übertriebene Forderung der Kirche großen Schaden zufügten: nicht alle vermöchten eine gänzliche Gefühllosigkeit zu ertragen.“ (Denkschrift 19f)

S. **79 Du gleichst dem Geist, den du begreifst**] Goethe, Faust I, Nacht.

S. 79 Denn keinen Sprung gibt es in ihr] Scholastischer Grundsatz: „Die Natur macht keine Sprünge (Natura non facit saltus).“ Nicht aus geistlicher Anerkennung, sondern wegen des größeren Begriffs, möchte auch Hegel den alten Satz aufgehoben wissen: „*Es gibt keinen Sprung in der Natur*, wird gesagt; ... es hat sich aber gezeigt, daß die Veränderungen des Seins überhaupt nicht nur das Übergehen einer Größe in eine andere Größe, sondern ... ein Abbrechen des Allmählichen und ein qualitativ Anderes gegen das vorhergehende Dasein ist.“ G.W.F. Hegel, Wissenschaft der Logik I, 1. Teil, hg. von Moldenhauer/Michel, stw 605, Frankfurt 1986; hier: 440)

S. 80 Er wagt einen ikarischen Flug] Möhler spielt auf den griechischen Mythos an. Ikarus wollte auf die mäßigenden Ratsschläge seines Vaters Dädalus nicht hören. Er liebte es, das Verbot zu übertreten. Also schätzte er die Natur falsch ein, kam mit seinen Federflügeln der Sonne zu nahe und stürzte in den Tod.

S. 81 Abencerragen in Granada] Maurisch-islamisches Geschlecht, das in den Kämpfen mit den Königen Spaniens eine Rolle spielte.

S. 81 je mehr er ihr verbunden ist] Original: „... wie Cicero (de officiis) sagt: 'optime autem societas hominum conjunctioque servabitur, si ut quisque erit conjunctissimus, ita in eum benignitatis plurimum conferetur.'“ Vgl. CICERO: *De officiis - Vom pflichtgemäßen Handeln*. Buch I, 16 (50))

S. 81 umschließt das eine Vaterland] Original: „cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares: sed omnes omnium caritates patria una complexa est.“ Vgl. CICERO: *De officiis*. Buch I, 17 (57)

S. 82 einen allmählichen, stufenweisen Übergang] Das mathematische Beispiel trifft exakt den Punkt: Keine Addition oder Multiplikation einer endlichen Zahl mit einer anderen macht diese unendlich. Allerdings wächst die Summe $1 + 2 + 3 + 4 \dots$ über jede Grenze. Aber zu keinem Zeitpunkt der Addition hat die Zahl den endlichen Bereich verlassen.

S. 83 nicht streng bewiesen werden könne] „Nur die Nachweisung der strengsten Notwendigkeit kann uns mit einer Maßregel versöhnen, gegen die sich das natürliche Gefühl und der natürliche Verstand sträubt.“ (Denkschrift S. 65)

S. **84** **Hierauf vermag ich]** Möhler ist nicht ganz einig mit sich. Gerade noch hat er den Zölibat notwendig genannt, hier ist er ihm ein disziplinarisches Gesetz. Eine Disziplin ist wandelbar, eine Notwendigkeit nicht. Die genauere biblische Kenntnis über den unbedingten eschatologischen Charakter der Botschaft vom Reich Gottes und die vertiefte Sicht der Kirche als Ursakrament in Christus konvergiert auf eine wesentliche Verwandtschaft von amtlichem Dienst in der Kirche und dem vertieften Zölibat, den Evangelischen Räten.

S. **85** **im Ernste der katholischen Kirche ergeben]** „Man kann die Katholiken unserer Zeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu der Kirche, welcher sie angehören, füglich in drei Klassen teilen. Die erste und zahlreichste Klasse bildet die Masse des Volkes... Eine zweite Klasse bilden diejenigen, welche sich von aller Teilnahme an ihrer Kirche losgesagt haben... Zwischen diesen beiden Extremen steht eine dritte Klasse von solchen, welche mit der Teilnahme an ihrer Kirche und mit dem Wunsche, sie so rein und würdevoll als möglich zu sehen, zugleich ein Maß von Bildung und Kenntnissen verbinden, welches sie auffordert und befähigt, über kirchliche Dinge nachzudenken und sie nach den Ideen der Sittlichkeit und Religion zu prüfen.“ (Denkschrift S. 3)

S. **86** **das Volk Anteil an der Kirchenverwaltung]** „Auf solchen Grundfesten steht nun das Prinzip der katholischen Kirche: alle Kirchengewalt ist eine eingeschränkte, in dem Sinne, daß der Vorsteher seine Ansichten nicht gegen den entscheidenden Willen seines Presbyteriums und der übrigen Diözes-Angehörigen durchsetzen darf.“ (Denkschrift S. 101)

S. **87** **die Kirche im Staate sich verlieren zu lassen]** Eine gewaltige divinatorische Kraft im 32-jährigen Möhler! Wenn eine der drei christlichen Konfessionen den Staatstotalitarismen von damals bis heute etwas entgegen zu setzen hatte, dann die katholische Kirche wegen des zölibatären Klerus. Man denke an Bismarck und seinen Nationalismus, man denke an den Hitlerismus, man denke an den gerade in Ost und West beendeten Marxismus. Stets war die katholische Kirche am wenigsten zu Kompromissen geneigt.

S. **88** **sich ständig mit dergleichen zu befassen]** Möhler (S. 258) bringt in einer Anmerkung den lateinischen Text: „Z. B. de

considerat. l. I. c. VI. Non monstrabunt, puto, ... Non quia indigni vos, sed quia indignum vobis talibus insistere.“ Ich gebe ihn hier in einer Übersetzung wieder. Vgl. BERNHARD VON CLAIRVAUX: *De consideratione ad Eugenium papam*. In: Sämtliche Werke Lat./dt. Bd. I. Hrsg. von Gerhard B. Winkler, Innsbruck: Tyrolia 1990.-866 S.; hier: 643f.

S. 91 wie es ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe ist] Es ist schier unglaublich, wie der junge Möhler den Nihilismus als den verborgenen Quell der goetheschen Produktivität errät. Jenseits von Glaube, Hoffnung und Liebe wartet eben doch bloß die kalte Natur. Der Pantheismus Goethes erwies sich am Ende als Illusion des Lebens, als Nihilismus.

S. 92 insofern sie übereinstimmen] Original: „*quia* cum sacris scripturis consentiunt, sondern *quatenus* consentiunt“

S. 93 der preußischen Agende beigetreten] Möhler spielt auf die Preußische Union von 1817 an, in der die Reformierten und Lutheraner sich zu einer „neu belebten christlichen Kirche“ zusammenschließen sollten. Die Einführung der neuen Ordnung im Gottesdienst, der Agende von 1822, entfachte den Agendenstreit, der zu der Zeit, in der Möhler schrieb, ganz frisch war. Vgl. K. KUPISCH: Art. *Agendenstreit*. In: ³RGG 1, 173f.

S. 95 das genannte Bedauern aussprachen] Die Abtrennung des Offenbarers vom Inhalt der Offenbarung, auf die Möhler hinweist, hat bei G. E. LESSING ihre Höhepunkt erreicht. So schreibt er im Jahre 1780: „Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie gibt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.“ Die Erziehung des Menschengeschlechtes § 4.

S. 97 Sie haben Recht] Möhler bejaht die Säkularisation von 1803, in der fast der gesamte deutsche Klosterbesitz verstaatlicht wurde. Er beweist damit Sinn für die Indifferenz gegen äußere Güter. Aber den geistlichen Besitz will er nicht rauben lassen.

S. **99 Schon die äußere seelenvolle Erscheinung**] Stephan LÖSCH: *Johann Adam Möhler. Bd. 1: Gesammelte Aktenstücke und Briefe (kein 2. Bd.)*. München, 1928.- 551 S.; hier: 497f.

S. **99 Beleuchtung nennen will**] Johann Adam MÖHLER: *Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates*. In: *Der Katholik: eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung* 8 (1828) 1 - 32, 257 - 337 (irrtüml. Zählung!). Johann Adam MÖHLER: *Beleuchtung der an die Ständeversammlung in Carlsruhe eingereichten Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates*. Mainz, 1828. Johann Adam MÖHLER: *Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Mit drei Actenstücken*. In: *Gesammelte Schriften und Aufsätze*. Hrsg. von J. J. I. DÖLLINGER. 1. Bd., Regensburg: Manz, 1839, 177 - 267.

S. **100 Denkschrift**] *Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Mit drei Aktenstücken*. Druck und Verlag Friedrich Wagner Freiburg, 1828; (o. Verf.-Angaben; Prof. Zell u. Amann, Freiburg; vgl. oben Teil I, Anm. 7); hier: 65.

S. **100 die Zukunftsfähigkeit der Kirche**] Vgl. Franz-Xaver KAUFMANN; Johann Baptist METZ: *Zukunftsfähigkeit. Suchbewegungen im Christentum*. Freiburg: Herder, 1987.

S. **102 Hymnus an das Ewig Weibliche**] Ida Friederike GÖRRES: *Die Evolution der Keuschheit*. In: DIES., *Sohn der Erde: Der Mensch Teilhard de Chardin*. Frankfurt, 1971, 144 - 165. „Christus hat mich gerettet. Er hat mich befreit. Als er sprach: Es ist besser, nicht zu heiraten, dachte man, ich sei tot für das ewige Leben. In Wahrheit aber hat er mich mit diesen Worten auferweckt, wie Lazarus, wie die Magdalena, und mich zwischen sich und die Menschen gestellt wie einen Nimbus von Glorie.“ Pierre Teilhard de CHARDIN: *Hymnus an das Ewig Weibliche*. Mit dem Kommentar von Henri de Lubac, Einsiedeln: Johannes, 1968.- 163 S.; hier: 10.

S. **103 Gegenschriften und Sonderhefte**] Die *Theologische Quartalschrift* in Tübingen widmet der besagten Abschaffung ein Sonderheft unter dem Thema *Viri probati*: ThQ 172 (1992) 1 - 78. Daß die Weihe schon verheirateter und *bewährter Männer* nur ein Vorwand ist, um den Zölibat in der Kirche ganz zu beenden, zeigt die Einleitung zu diesem Heft. Dort soll die *viri-probati-Regelung* Priestern erlauben, die Beziehung zu einer Frau zu *legitimieren* (S.

1). Wie? Ich dachte, es sollten bewährte, verheiratete Männer geweiht werden? Und jetzt soll Illegitimes legitimiert werden? Oh, Ordnung! Ordnung in den Köpfen!

S. [104](#), [167](#) **von der Wohlhabenheit seines Elternhauses]** Vgl. Balthasar WÖRNER: *Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild*. Mit Briefen und kleineren Schriften Möhlers, hrsg. von Pius Bonifacius Gams OSB. Regensburg: Manz, 1866.-, 408 S.; hier: 12.

S. [105](#) **Hochgemutheit der Seele]** „Magnanimitas est virtus, quia tendit ad maxima, secundum rectam rationem.“ (STh II-II q129 a3)

S. [106](#) **die Erkenntnis zum lodernden Haß]** „Denn auch mit Haß kann man Leben-Jesu schreiben - und die großartigsten sind mit Haß geschrieben: das des Reimarus, des Wolfenbüttler Fragmentisten, und das von David Friedrich Strauß.“ "Reimarus war der erste, der nach achtzehn Jahrhunderten wieder ahnte, was Eschatologie sei... ." Albert SCHWEITZER: *Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*. 1. Aufl. 1906; ab der 2. Aufl. 1913: *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen: Mohr, ⁹1984.- 615 S.; hier: 48, 65.

S. [106](#) **Schauspiel des ungläubig gewordenen Theologen]** Vgl. auch: Johann Adam MÖHLER: *Gedanken nach der Lektüre des Lebens Jesu von Strauß*. In: (s. Anm. ?), 245 - 256.

S. [107](#) **mit der Beleuchtung wenig anzufangen]** So etwa Harald WAGNER: *Johann Adam Möhler*. In: Heinrich Fries; Georg Kretschmar (Hrsg.): *Klassiker der Theologie II. Von Richard Simon bis Dietrich Bonhoeffer*. München: Beck, 1983.- 486 S., 111 - 126; hier: 120. Paul-Werner SCHEELE: *Johann Adam Möhler*. Reihe *Wegbereiter heutiger Theologie*, Graz u.a.: Styria, 1969.- 374 S.. Dennoch bin ich dem Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik wie auch der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek in Paderborn in herzlichem Dank verbunden. Beide waren mir bei der Suche nach Literatur und Bildern vorzüglich behilflich.

S. [108](#) **das Reich Gottes mit dem Fortschritt der Kultur]** So Karl Barth über Friedrich Schleiermacher, vgl. Teil I (s. Anm. 15), 388.

S. [108](#) **sein Ruhm bis heute gründet]** Vgl. Johann Adam MÖHLER: *Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der*

Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.
Hrsg. von Josef Rupert Geiselmann. Köln-Olten, 1960/61; ¹1832.

S. **108 gegen den Verfasser Luft**] Vgl. Wörner (s. Anm. **104, 167**), 371f.

S. **109 feinsinnigste neuzeitliche Studie**] Johann Adam MÖHLER: *Der ungeteilte Dienst. Von Größe und Fährnis jungfräulichen Priestertums.* Kommentierte Auszüge aus Möhlers *Beleuchtung der Denkschrift*. Salzburg u.a.: Pustet, 1938.-169 S.; hier: 7.

S. **110 jede Idee eines Opfers**] Vgl. Carl Friedrich von WEIZSÄCKER: *Geben wir einer asketischen Weltkultur entgegen?* In: *Deutlichkeit*. München: Hanser, 1979; hier: 73 - 113.

S. **112 Vikar in Ehingen**] Vgl. Lösch (s. Anm. **99**), 352.

S. **112 Neu-Evangelisierung**] Vgl.: *Die europäischen Bischöfe und die Neu-Evangelisierung Europas. Rat der europäischen Bischofskonferenzen.* Hrsg. vom Sekretariat der Dt. Bischofskonferenz, Bonn 1991 (Stimmen der Weltkirche Nr. 32).- 423 S.

S. **112 in der umgekehrten Richtung bewahrheitet**] So der Bischof von Rottenburg, ehemals Professor in Tübingen: „Die Theorie von der irreversibel fortschreitenden Säkularisierung hat sich offensichtlich nicht bewährt. Religionssoziologen sprechen heute vom Fortbestand der Religion.“ Walter KASPER: *Theologie und Kirche*. Mainz: Grünewald, 1987.- 322 S.; hier: 21)

S. **113 Bastion des Pflichtzölibates**] In dieser gereizten Stimmung bewegt sich das oben angezeigte Heft der ThQ gegen den Zölibat (s. Anm. **190**); Zitate: S. 44; S. 1.

S. **114 mit lautem Jubel begrüßt**] Vgl. Wörner (s. Anm. **104, 167**), 11; später: 15.

S. **116 die Teilnahme an der Eucharistiefeyer**] Vgl. ThQ 172 (1992) (s. Anm. **190**), 11.

S. **117 kaum älter als dreißig Jahre**] Vgl. oben Lösch (s. Anm. **99**), 507.

S. **119 die Salbung des Herzens empfangen haben**] Johann Adam MÖHLER: *Einige Gedanken über die zu unserer Zeit erfolgte Verminderung der Priester, und damit in Verbindung stehende Punkte.* In: ThQ 8 (1826) 414 - 451; hier: 436f.

S. **119 eines Papstes aus dem Osten**] So schrieb der ehemalige sowjetische Staatschef Gorbatschow am 3. März 1992 in der Turiner Tageszeitung „La Stampa“: „Was in Osteuropa in den

letzten Jahren geschehen ist, wäre nicht möglich gewesen ohne diesen Papst, ohne die große - auch politische - Rolle, die Johannes Paul II. im Weltgeschehen gespielt hat.“ Vgl. FAZ vom 4. März 1992.

S. [119](#) **weiter unten darlegen**] 3. Die Zukunft des Zölibates, S. [147](#)ff.

S. [121](#) **auf ein endliches Ziel hingelenkt**] Max WEBER: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr, (1920) 1988 (UTB 1488).- 573 S., 17 - 206.

S. [121](#) **weil Jesus selbst es nicht ist**] Romano GUARDINI: *Das Christusbild der paulinischen und johanneischen Schriften*. Mainz u.a.: Grünewald u.a., (1940) 31987.- 230 S.; hier: 38.

S. [129](#) **Rückzug aus dem theologischen Geschäft**] Vgl. Schweitzer (s. Anm. ?), 620.

S. [130](#) **den Anfang des Denkens**] Vgl. Guardini (s. Anm. 21), 28.

S. [133](#) **Meliorisations-Debatten**] melior (lat.) = besser.

S. [133](#) **wegen der reicheren Frucht**] „... uberio rem fructum percipere queat, ... liberari intendit ab impedimentis...“ (LG 44)

S. [133](#) **mißfällt der Denkschrift**] „Wo ist hier auch nur eine entfernte Anspielung, wodurch die Ehe auch nur im geringsten zurückgesetzt würde? An diese Stelle schließen sich zunächst mehrere Äußerungen des Apostel Paulus an...“ (Denkschrift S. 8)

S. [141](#) **den Opfergedanken zu Papier gebracht**] Vgl. etwa Karl RAHNER: *Knechte Christi. Meditationen zum Priestertum*. Freiburg u.a.: Herder, 1967.- 272 S.

S. [141](#) **auf diese Zölibatsverpflichtung verzichten muß**] Karl RAHNER: *Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance*. Freiburg u.a.: Herder, 1972.- 142 S.; (Neuausgabe 1989 mit einer Einführung von J. B. Metz); hier: 132.

S. [143](#) **die letzten Kräfte entlockt hat**] Vgl. Johann Adam MÖHLER: *Über die neueste Bekämpfung der katholischen Kirche*. In: *Münchener Politische Zeitung* 1838.

S. [147](#) **für die heutige Welt darstellt**] Vgl. JOHANNES PAUL II.: *Apostolisches Schreiben 'Pastores dabo vobis'*. 1992; Osservatore Romano (deutsch) 22 (1992), Beilage XIV, 14.

S. **150 Ende der Neuzeit**] Romano GUARDINI: *Das Ende der Neuzeit. Ein Versuch zur Orientierung*. Würzburg: Werkbund, (1950) ⁹1965.- 116 S.

S. **150 Weg zum Gipfel des Menschseins**] Hans BLUMENBERG: *Die Legitimität der Neuzeit*. 1. - 4. Teil. 3 Bde. Frankfurt: Suhrkamp, (1966) ³1983.- 310, 294, 187 S.

S. **152 vom ökologischen Diktat bestimmt sein**] Ernst Ulrich von WEIZSÄCKER: *Erdpolitik. Ökologische Realpolitik an der Schwelle zum Jahrhundert der Umwelt*. Darmstadt: Wiss. Buchges., (21990) 1989; hier: 9f.

S. **155 was die Religion sein Heil nennt**] Carl Friedrich von WEIZSÄCKER: *Geben wir einer asketischen Weltkultur entgegen?* In: *Deutlichkeit*. München: Hanser, 1979; hier: 73 - 113.

S. **157 kulturelle Entwicklung**] Herbert GRUNDMANN: *Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12 und 13. Jahrhundert*. Darmstadt: Wiss. Buchges., (1935) 1961.- 580 S.; hier: 168.

S. **159 die Einheit der Räte plausibel zu machen**] Manfred SCHEUER: *Die evangelischen Räte. Strukturprinzip systematischer Theologie bei Hans U. von Balthasar, Karl Rahner, Johann Baptist Metz und in der Theologie der Befreiung*. Würzburg: Echter, 1990.- 449 S.

S. **160 im Hintergrund**] Vgl. Scheuer (s. Anm. 52), 370.

S. **165 die Stimme Gottes**] „Denn wenn es auch außerhalb der Übungen erlaubt und verdienstlich ist, alle wahrscheinlich geeigneten Personen dazu zu bewegen, Enthaltensamkeit, Jungfräulichkeit, Ordensstand und jede Art von evangelischer Vollkommenheit zu erwählen, dennoch ist es innerhalb solcher geistlichen Übungen beim Suchen des göttlichen Willens mehr angemessen und viel besser, daß der Herr und Schöpfer selber sich seiner Ihm hingeebenen Seele mitteile.“ IGNATIUS VON LOYOLA: *Geistliche Übungen*. Übertragung und Erklärung von Adolf Haas. Freiburg u.a.: Herder, (1967) ⁵1981.- 189 S.; hier: 19; 15. Anweisung.

S. **165 zum Nutzen anderer**] „Denn das Leitungsamt ist denen zu verweigern, die danach trachten, und denen anzubieten, die sich davor scheuen.“ GREGOR DER GROßE: *Epistula ad Cyrium*. Lib. 7, Ep. 4; In: PL 77, 853ff)

S. [166](#) vor der staatlichen Umklammerung bewahrt hätten

] Es ist eine Tatsache, sagt er, daß wir „heutzutage vom Christenthume schwerlich anders wüßten, als vom griechisch-römischen Heidenthum, Parsismus, Brahmanismus und anderen Religionen, wenn die alte Kirche nicht das Mönchthum erzeugt hätte.“ Franz OVERBECK: *Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie*. Darmstadt: Wiss. Buchges., (1873) (21903) 1989.- 218 S.; hier: 83.

Abkürzungen

- CChrSL Corpus Christianorum, Series Latina. Turnhout, 1953ff.
- CSEL Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Wien 1866ff.
- D *Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Zölibates*. 1828.
- DH Heinrich DENZINGER (Hrsg.): *Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum - Compendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lebrentscheidungen*. Lat.-dt. Hrsg. von Peter HÜNERMANN. Freiburg u.a.: Herder, ³⁷1991.-1706 S.
- HThK Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Freiburg, 1953ff.
- LG Dogmatische Konstitution *Lumen gentium* des Vaticanum II über die Kirche.
- LThK² *Lexikon für Theologie und Kirche*. 2. Aufl. Hrsg. v. Josef HÖFER; Karl RAHNER. 10 Bde. Freiburg u.a.: Herder, 1957 - 1965.
- MBTh Münsterische Beiträge zur Theologie. Münster 1921ff.
- PO Dekret des Vaticanum II *Presbyterorum Ordinis* über Dienst und Leben der Priester.
- RGG *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*. 6 Bde. Hrsg. von Kurt GALLING. Tübingen, ³1957ff; Studienausgabe 1986.
- STh Thomas von Aquin: *Summa Theologiae*.
- ThGl Theologie und Glaube, Paderborn, 1909ff.
- ThQ Theologische Quartalsschrift, Tübingen, 1819ff.

Personen

Abraham.....	30 , 40
Adam.	1 , 78 , 99 , 107 , 114 , 167 , 190-193
Alexander der Große.....	89
Amann.	175 , 190
Ambrosius († 397).	57 , 59
Anselm von Canterbury.....	64 , 185
Antweiler.	200
Athanasius (ca. 295-373).	57 , 59 , 107
Auer.	201
Augustinus.	10 , 59 , 64 , 90 , 171 , 185
Balthasar.....	159 , 191 , 194
Barnabas.	10 , 116
Barth.	176 , 191
Barth, Karl.	176 , 191
Basilius.	59
Baur..	168
Beck.	191
Beda.	64 , 185
Bellarmin, Robert (1542 - 1621).	59 , 184
Benedikt.	157 , 176
Bernhard.....	88 , 89 , 157 , 189 , 200 , 201
Bernhard von Clairvaux.....	189
Bismarck, Otto von.	112 , 143 , 188
Blarer..	200
Blumenberg, Hans.	194
Böckle.....	200
Bonifatius.	185 , 200
Bossuet, Jacques-Bénigne.	89 , 90
Brecht, Bertolt.	88
Brecht, Bertolt (1898 - 1956).....	88
Buddha.	157
Calvins.	91

Chrysostomus.....	10 , 47 , 59 , 90 , 171
Cicero.	34 , 81 , 179 , 187
Creuzer.	36 , 179
Dädalus.	187
Dante.	90
David.	106 , 191
Degenhardt.....	200
Demmer.	200
Denzler.	200
Descartes, René.	91
Döllinger.....	100 , 190
Doms.	200
Dr. Faustus.....	179 , 186
Duttlinger.	85
Eichendorffs.....	186
Epiphanius.	42 , 57 , 180 , 183
Erasmus.	89
Erwin von Steinbach.	90
Euripides.....	91
Eusebius.	42 , 51 , 182
Eustathius.....	59
Fénelon, François de.	90
Fichte, Johann G.....	91
Fraling.....	200
Franziskus von Assisi.....	157 , 173
Freikirch.	13
Gnilka.	177
Goethe, Johann Wolfgang von.	91 , 93 , 179 , 186 , 189
Gregor VII.....	42 , 56 , 64 , 86 , 88 , 139 , 163 , 166
Grundmann.	194
Guardini, Romano (1885-1968).....	128 , 129 , 193 , 194
Hattrup, Dieter.....	1 , 2 , 5 , 99
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich.....	49 , 181 , 187
Heid.	201
Hirscher.	115
Hitler, Adolf.....	112
Höffner.....	201
Hohmann.....	201

Hölderlin.....	179
Hünermann, Peter.....	196 , 201
Ignatius.....	42 , 157 , 162 , 165 , 180 , 194
Ignatius von Loyola.....	165
Ikarus.....	187
Jammer, Max.....	24
Kant, Immanuel.....	91 , 181
Koch, Nathalie.....	201
Konfuzius.....	33
Kopp.....	203
Lanfranc.....	65
Lubac, Henri de.....	190
Luther, Martin.....	89 , 91
Napoleon.....	56 , 113
Paulus (Apostel)....	21-32 , 42 , 48 , 49 , 51 , 53 , 82 , 83 , 122 , 127 , 132-134 , 139 , 169 , 176 , 178 , 193 , 201
Pilatus.....	142
Planck, Max.....	57 , 183
Platon.....	33
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von.....	91
Sokrates.....	33 , 65
Thomas von Aquin.....	90 , 105 , 196
Weizsäcker, Carl Friedrich von.....	151 , 192 , 194

Literatur

Aktuelle Literatur

ANTWEILER, Anton: *Zölibat : Ursprung und Geltung*. - 1 Aufl.. - München: Hueber, 1969. - 158 S.; (dt.)

BEZ, Dagmar: *Der Zölibat - ein Machtinstrument der katholischen Kirche?* 1. Aufl.. Sinzheim: Pro-Universitate-Verl., 1995. - 184 S. Zugl.: Osnabrück, Univ, Diss., 1995. ISBN 3-930747-45-6

BLARER, Stefan: *Die Kunst seelsorglicher Liebe. Plädoyer für einen erneuerten Zölibat*. Freiburg, Schweiz: Paulusverl., 1996. - 96 S.; ISBN 3-7228-0382-9

BÖCKLE, Franz (Hrsg.): *Der Zölibat : Erfahrungen, Meinungen, Vorschläge*. Mainz : Matthias-Grünwald-Verl., 1968. - 190 S.; (dt.)

DEGENHARDT, Johannes Joachim: *Vom Zölibat des Diözesanpriesters*. Paderborn: Bonifatius, 1993. - 48 S. ISBN 3-87088-762-1

DEMMER, Klaus: *Zumutung aus dem Ewigen. Gedanken zum priesterlichen Zölibat*. Freiburg : Herder, 1991. - 94 S. ISBN 3-451-22359-7

DENZLER, Georg: *Lebensberichte verheirateter Priester : autobiographische Zeugnisse zum Konflikt zwischen Ehe und Zölibat*. München: Piper, 1989.- 237 S. (Serie Piper ; 964) ISBN 3-492-10964-0

DOMS, Herbert: *Vom Sinn des Zölibates. Historische und systematische Erwägungen*. Münster: Regensberg, 1954.- 68 S.

FRALING, Bernhard: *Leitgedanken für die Erziehung zum priesterlichen Zölibat*. Kongregation für d. Kath. Unterrichtswesen. Kommentiert von Bernhard Fraling. - Dt. Textfassung d. Kongregation. - Trier: Paulinus-Verlag, 1976. - 140 S.; (dt.) (Nachkonziliare Dok. Bd. 50) ISBN 3-7902-4202-0

FRANZEN, August: *Zölibat und Priesterehe: in d. Auseinandersetzung d. Reformationszeit u. der katholischen Reform d. 16. Jahrhunderts*. Münster: Aschendorff, 1969. - 98 S.

HEID, Stefan: *Zölibat in der frühen Kirche. Die Anfänge einer Enthaltsamkeitspflicht für Kleriker*. Paderborn: Schöningh, 1997.- 320 S. ISBN 3-506-73926-3

HEIMERL, Hans: *Der Zölibat. Recht u. Gerechtigkeit*. Wien: Springer, 1985. - VIII, 92 S.; (dt.) ISBN 3-211-81897-9, 0-387-81897-9

HILDEBRAND, Dietrich von: *Zölibat und Glaubenskrise*. Regensburg: Habel, 1970. - 168 S.

HOHMANN, Joachim S.: *Der Zölibat. Geschichte und Gegenwart eines umstrittenen Gesetzes*. Mit einem Anhang wichtiger kirchlicher Quellentexte. Frankfurt u.a.: Lang, 1993. - 413 S. ISBN 3-631-45635-2

HÜNERMANN, Josef: *Freisein und dienen. Priesterliche Existenz und Zölibat, Chance und Gefahren. Ein Buch für Priester und Laien und alle, die sich auf das Priestertum vorbereiten*. - Donauwörth : Auer, 1963. - 152 S.

HÖFFNER Joseph: *Über den Zölibat der Priester : um des Himmelreiches willen ; 10 Thesen des Erzbischofs von Köln*. - 7. Aufl. - Köln : Pressestelle d. Erzbistums Köln, [circa 1975]. - 26 S.; (dt.)

KOCH, Kurt: *Priester-Zölibat am Scheideweg. Veraltet oder zukunftsfähig?* Freiburg [Schweiz] : Kanisius-Verl.; Konstanz: Kanisiuswerk, 1995. - 32 S. ISBN 3-85764-438-9

KÖTTING, Bernhard: *Der Zoelibat in der Alten Kirche*. Münster: Aschendorff, 1968. - 35 S.; (dt.)

LEINWEBER, Winfried: *Der Streit um den Zoelibat im 19. [neunzehnten] Jahrhundert*. Muenster: Aschendorff, 1978. - VIII, 591 S.; ; (MBTh. 44) ISBN 3-402-03579-0

LEIST, Fritz: *Zum Thema Zölibat : Bekenntnisse von Betroffenen*. München: Kindler, 1973. - 300 S.; ISBN 3-463-00553-0

MARTINI, Carlo M.: *Folge mir nach. Glaube, Dienst und Zölibat*. Freiburg : Herder, 1992. - 95 S. ISBN 3-451-22606-5

MÜLLER, Wunibald: *Liebe und Zölibat. Wie eheloses Leben gelingen kann*. 2. Aufl. Mainz: Grünewald-Verl., 1994. - 160 S. ISBN 3-7867-1776-1

PAULUS (Papa, VI.): *Rundschreiben über den priesterlichen Zölibat*. Trier: Paulinus-Verl., 1968. - 111 S.; (dt., lat.)

SIPE, A. W. Richard: *Sexualität und Zölibat*. Aus dem Amer. Paderborn: Schöningh, 1992. - 372 S. ISBN 3-506-78559-1

TRÉMEAU, Marc: *Der gottgeweihte Zölibat. Sein geschichtl. Ursprung u. seine lehrmässige Rechtfertigung*. Vorw. von Rudolf Graber. Übertr.

von Franz Burger]. - Wien : Das Neue Groschenblatt, 1981. - 123 S. ISBN 3-900378-01-0 Original: Le célibat consacré

WALTERMANN, Leo: *Über den Zölibat der Priester*. Niederschrift einer Diskussion Eine Sendung aus dem Westdeutschen Rundfunk Köln, 3. Hörfunkprogramm. Köln : Bachem, 1970. - 79 S.

Geschichtliche Kämpfe

Martin BOELENs: *Die Klerikerebe in der Gesetzgebung der Kirche: unter besonderer Berücksichtigung der Strafe; eine rechtsgeschichtliche Untersuchung von den Anfängen der Kirche bis zum Jahre 1139*. Paderborn: Schoeningh, 1968. - 192 S.; (dt.)

Michael PFLIEGLER: *Der Zölibat*. - 2. Aufl. - Einsiedeln: Benziger, 1966. - 57 S.;

Bertrams, Wilhelm: *Der Zölibat des Priesters. Sinngehalt und Grundlagen*. - 2. verb. und erw. Aufl. - Würzburg : Echter-Verl., 1962. - 124 S.;

Klitsche, Theodor Friedrich

Geschichte des Cölibats der katholischen Geistlichen / von Theodor Friedrich Klitsche. - Augsburg, 1830. - X, 173 S.; (dt.)

Sulzer, Johann Anton

Die erheblichsten Gründe für und gegen das katholisch-kirchliche Cölibatsgesetz zu nochmaliger Prüfung / Johann Anton Sulzer. - Constanz: Wallis, 1820. - L, 222 S.; (dt.)

Wittmann, Georg Michael: *Anmahnung zum Caelibate* / von Michael Wittmann. - Nach d. 1. im Jahre 1804 ersch. Ausg. unverändert neu aufge*. - Sulzbach : Seidel, 1834. - 64 S.; (dt.)

(Ueber das Cölibatsgesetz des Römisch-Katholischen Klerus / von Friedrich Wilhelm Carové)

Band: 1

Unpartheiische Betrachtungen über das Gesetz des geistl. Cölibats und über das feierliche Keuschheitsgelübde... - 1832; (dt.)

vorhanden in: Universitätsbibliothek Tübingen

Signatur: Gh 2940-1

Predigt eines alten Kapuziners über die Aufhebung des Cölibats. - Ulm, 1832. - 32 S.; (dt.)

vorhanden in: Universitätsbibliothek Tübingen

Signatur: Dk XI 1824

MICHAELER, Karl Joseph: *Unumstössliche Gültigkeit der heimlichen Priesterehe biss zur Aufhebung des Cölibats*. - Frankfurt u. Leipzig; (dt.); vorhanden in Universitätsbibliothek Tübingen

Woher, Maximilian Josef

Über die Bildung eines Vereins für die kirchliche Aufhebung des Cölibatgesetzes / von einem katholischen Geistlichen in Württemberg [i.e. Max Josef Woher]. - Ulm : Wohler, 1831. - 39 S.; (dt.)

Klitsche, Theodor Friedrich

Geschichte des Cölibats der katholischen Geistlichen / von Theodor Friedrich Klitsche. - Augsburg, 1830. - X, 173 S.; (dt.)
vorhanden in: Universitätsbibliothek Tübingen

Signatur: Gh 2939

Kurze Geschichte des geistlichen Cölibats. - Landshut, 1821; (dt.)

Weinmann, Johann Georg

Frage: Soll der Cölibat der katholischen Geistlichkeit ferner fortbestehen; oder soll er aufgehoben werden? : beantwortet u. als Radikalmittel, d.

Mangel an katholischen Geistlichen abzuhelpen, u. für alle Zukunft vorzubeugen / dargest. von J. G. Weinmann. - Tübingen : Hopfer, 1820. - 194

S.; (dt.)

In Fraktur vorhanden in: Universitätsbibliothek Tübingen Signatur: Hf 233

Werkmeister, Benedict Maria Leonhard von

[Über die Aufhebung des Cölibats] B. M. v. Werkmeister und J. Salat, über die Aufhebung des Cölibats. - Deutschland, 1818; (dt.)
vorhanden in: Universitätsbibliothek Tübingen Signatur: Gh 1727

Kopp, Georg Ludwig Carl

Das kirchliche Cölibatgeboth in seinen Verhältnissen zur Religion, Sittlichkeit und Politik : mit einem Anhang der Geschichte alles dessen, was sich auf dem Concil zu Trient ... über die Priesterehe zugetragen hat / von M. Nach der 2. Ausg. aus dem Franz. und mit erl. Anmerkungen begleitet von einem Teutschen [i.e. Georg Ludwig Carl Kopp]. - [S.l.], 1811; (dt.) vorhanden in: Universitätsbibliothek Tübingen Signatur: Gh 4411

Ist es Zeit das Cölibat abzuschaffen? Auflösung dieser Frage in dem Briefwechsel zweier katholischen Geistlichen. – Berlin, 1806.
- XIV, 312 S.;

Zaccaria, Francesco Antonio

Neue Vertheidigung des kirchlichen Cölibates gegen die Einwürfe und Beschuldigungen der neuern Cölibatsfeinde / Franz Anton Zaccaria. – Augsburg, 1789

Der in seiner Grundlage erschütterte Koloss des Mönchthumes: oder vernünftiges Bedenken über die Entstehung, Wesenheit und grundlose Einrichtungen der Ordens- auch Weltgeistlichen im Celibat. – Ingolstadt, 1784;